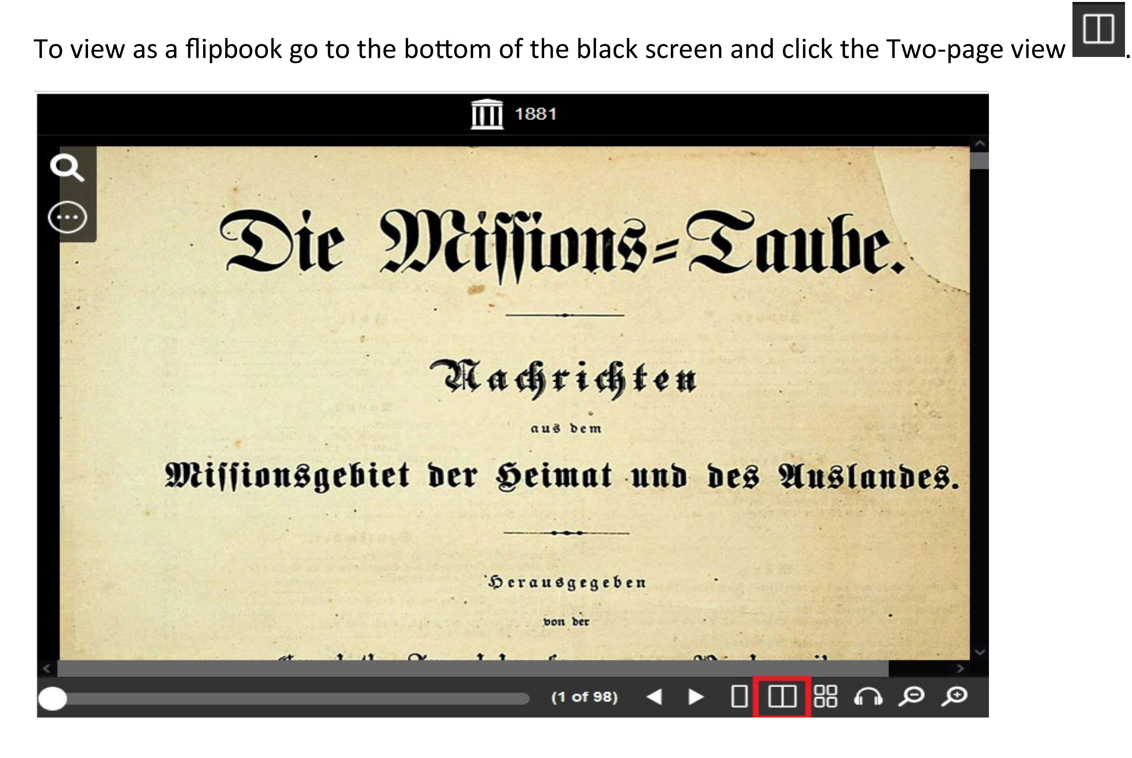
To view as a flipbook go to the bottom of the black screen and click the Two-page view .



Die Missionstaube.

Nachrichten

aus dem

Missionsgebiet der Heimath und des Auslandes.

Herausgegeben

von der

Ev.-luth. Synodalconferenz von Nordamerika.

In deren Auftrag redigirt

von

P. F. Lochner und P. C. F. W. Sapper.

Erster Jahrgang.

St. Louis, Mo.
Druckerei des „Lutherischen Concordia-Verlags“.
1879.

Inhaltsverzeichniß.

Januar.

Februar.

März.

April.

Mai.

Vermögen und Gelegenheit zum Werk der Mission aus Gnaden verliehen ist, wie dermalen der evangelisch-lutherischen Kirche Nordamerika's?

Zwar im Vergleich zu den falschen Kirchen, die auch Mission treiben, insbesondere im Vergleich zu der Kirche des Antichrists ist ihr Vermögen sehr gering im Irdischen, also, daß sie mehr mit Petrus bekennen muß: „Silber und Gold habe ich nicht"; denn „nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle" zählt sie zu den Ihrigen; und ob sie zur Aussendung und Unterhaltung von Arbeitern, zum Bau und Erhaltung von Kirchen und Schulen des Silbers und Goldes bedarf, so verschmäht sie es doch um der Ehre ihres HErrn und um des Gewissens willen, auf dem Wege der Werkerei und der Weltförmigkeit dasselbe für ihre hohen Zwecke zu erlangen, sondern wendet sich nach dem Exempel ihres HErrn und Seiner heiligen Apostel allein an die aus dem Glauben kommende freie Liebesthätigkeit mit der Bitte: „der HErr bedarf ihrer". Aber desto reicher ist sie an der Gnadengabe reiner Lehre und Erkenntniß und dabei desto begnadigter an dem ungehinderten Genuß und Gebrauch dieser Gnadengabe. Während in unserm alten Vaterlande die Kirche überhaupt unter der erdrückenden Umarmung des Staates erseufzt und die derselben sich mannhaft und selbstverleugnend entziehende lutherische Freikirche als eine geduldete Secte sich ansehen lassen muß, genießt die Kirche dieses Freistaates durch die gleich bei der Gründung desselben vollzogene gänzliche Trennung von Kirche und Staat die ausgedehnteste Gewissensfreiheit wie kaum anderswo. Während dort der Abfall von der seligmachenden Wahrheit bereits allgemein geworden ist, die Zerrissenheit der lutherischen Kirche immer größer wird und die Gemeinschaft derer, welche zur alten Lutherlehre zurückgekehrt sind, mit dem Propheten klagen muß: „Was noch übrig ist von der Tochter Zion, ist wie ein Häuslein im Weinberge, wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten, wie eine verheerete Stadt" (Jes. 1, 8.): so ist hier wieder die Sonne reiner Lehre in ihrem Glanze aufgegangen, steht hoch am Himmel und scheint weit und breit; die Folge davon aber ist die Herbeiführung und Zunahme einer in dieser Zeit der Zerrissenheit um so wunderbarer erscheinenden wahren und lieblichen Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens nicht nur in und zwischen einzelnen Gemeinden, sondern auch in und zwischen den einzelnen Synoden ungeänderter Augsburgischer Confession. Dadurch erscheint die lutherische Kirche dieses Landes wie eine Stadt auf dem Berge (Matth. 5, 14.) und immer wieder und immer wieder wird man an die schier prophetischen Worte des seligen Fresenius erinnert, der schon im Jahre 1756 im Vorwort zu den von ihm in seinen Pastoralsammlungen mitgetheilten Nachrichten über die in Pennsylvanien unter den deutschen, namentlich pfälzischen Einwanderern gepflanzte und gedeihende lutherische Kirche schrieb: „Lasset uns für die bessere Pflanzung und Ausbreitung des Weinberges Gottes in Amerika bitten. Laßt uns seinen Bau auf alle mögliche Weise befördern helfen. Lasset uns bedenken, daß vielleicht dieser entlegene Welttheil mit der Zeit, wenn Gott die europäischen Christen wegen ihrer großen Undankbarkeit mit schweren Strafgerichten heimsuchet, eine

Gegend der Zuflucht und der Rettung für die wenigen Gläubigen werden könne." Zwar mit dem Bekenntniß unserer großen Unwürdigkeit, jedoch desto mehr zur alleinigen Ehre des HErrn dürfen wir daher Pauli Worte auf uns anwenden: „Ich danke meinem Gott allezeit eurethalben für die Gnade Gottes, die euch gegeben ist in Christo JEsu, daß ihr seid durch Ihn an allen Stücken reich gemacht, an aller Lehre und in aller Erkenntniß; wie denn die Predigt von Christo in euch kräftig geworden ist, also, daß ihr keinen Mangel habt an irgend einer Gabe und wartet nur auf die Offenbarung unseres HErrn JEsu Christi" (1 Cor. 1, 4—7.). Ach, möchten wir doch, je länger wir solcher unaussprechlichen Gnade Gottes genießen, an die Worte des Mannes Gottes Luther fleißig gedenken, nach welchen Gottes Wort wie „ein fahrender Platzregen" ist und reine Lehre und Erkenntniß sich selten länger „denn eines Mannes Gedenken" erhalten hat, und deshalb mit ihm beten: „Lieber HErr Gott, himmlischer Vater, gib uns Deine Gnade, daß wir die Härtigkeit unserer Herzen ablegen mögen. Straf und schilt uns hart genug, wie Du willst, allein nimm uns immer Dein heilig Wort nicht und laß nicht einreißen Schwärmerei und Rottengeister, die uns den Schatz hinwegnehmen."

Im Vollbesitz des rechten Mittels zur Mission und der Freiheit im Gebrauch desselben, als die Arme, aber die doch Viele reich zu machen vermag, hat die lutherische Kirche dieses Landes zugleich auch Gelegenheit, das Werk der Mission zu treiben, wie kaum anderswo.

Wir wollen jetzt nicht darauf eingehen, daß, so lange Amerika, speciell das Gebiet der Vereinigten Staaten, das Land der Colonisation vor andern ist und bleibt, schon allein für die innere Mission ein ungeheures Arbeitsgebiet eröffnet ist, auf dem es nach dem bekannten und jetzt immermehr anerkannten Rathe: „Go to the west!" („Zieht nach dem Westen!") auch dann noch lange genug zu thun geben wird, wenn die Einwanderung von Europa her längst aufgehört hat. Wir haben es zunächst mit der äußeren Mission, der Heidenmission, zu thun. Siehe, um den Heiden das Evangelium predigen zu können, brauchen wir Lutheraner Amerika's gar nicht einmal in ferne Länder zu gehen, weite Meere zu durchschiffen und daher auch ungeheuere Summen zum Betrieb der Missionssache aufzuwenden, denn Gott hat uns die Heiden geradezu vor die Thüre geführt, und das noch dazu die Heiden dreier Welttheile.

Diese laßt uns in der folgenden Nummer betrachten.

Unsere Negermission.

Als die ev.-lutherische Synodalconferenz von Nord-Amerika im Juli des Jahres 1877 zu Fort Wayne, Ind., versammelt war, wurde die wichtige Frage gestellt: „Ob es nicht an der Zeit sei, daß die Synodalconferenz ihre Aufmerksamkeit auf die Heidenmission richte und eine Mission etwa unter den Negern oder Indianern dieses Landes ins Leben rufe?" Sämmtliche Delegaten waren überzeugt, daß es allerdings an der Zeit sei, solches zu thun, zumal unsere lieben lutherischen

Christen gern und willig für Heidenmission beisteuern. Die Missionsgesellschaften Deutschlands aber könnten wir in ihrem Werke gewissenshalber nicht wohl ferner unterstützen, weil sie ähnlich den Landeskirchen immer mehr eine feindselige Stellung gegen uns nehmen. Um so erwünschter wäre eine eigene Mission, welcher dann unsre Mittel zufließen könnten. Es wurde daher beschlossen, daß die ganze Synodalconferenz die Heidenmission gemeinschaftlich in Angriff nehme, und zwar zunächst unter den heidnischen oder doch religiös verwahrlosten und verlassenen Negern dieses Landes.

Zu dem Ende wurde eine Missionsbehörde von drei Gliedern ernannt, in deren Händen die Leitung der Mission liegen, die aber der ehrwürdigen Synodalconferenz verantwortlich sein solle. Die genannte Missionsbehörde oder Commission soll in St. Louis ihren Sitz haben und aus den Pastoren J. F. Bünger und C. F. W. Sapper und Herrn J. Umbach bestehen.

Obgleich die innerhalb der Synodalconferenz erscheinenden kirchlichen Zeitschriften bereits Berichte über den Anfang und den bisherigen Fortgang der Mission unter den Negern gebracht haben, so wird es doch nöthig sein, noch einmal einen kurzen Ueberblick über das Geschehene zu geben, damit die lieben Leser der „Missionstaube" etwas Ganzes haben, auch diejenigen unter ihnen, welche etwa jene Berichte nicht gelesen haben.

Berufung und Aussendung des ersten Missionars.

Ueberzeugt von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit der ihr aufgetragenen Sache, that die Missionscommission sofort Schritte, die Mission unter den Negern dieses Landes in's Werk zu setzen, und hielt daher schon am 8. August 1877 ihre erste Sitzung. Sobald sie sich organisirt hatte und Pastor Bünger zum Präsidenten, Pastor Sapper zum Secretär und Herr Umbach zum Kassirer erwählt waren, wurde nach gethanen Erkundigungen Herr Pastor J. F. Döscher von Yankton, Dakota, als ein bewährter und erfahrener Missionar, der auch der englischen Sprache wohl mächtig und bereits mehrere Jahre lang eine englische Gemeinde mit bedient hatte, zum ersten Missionar unter den Negern dieses Landes berufen. Derselbe wurde dahin instruirt, zuerst eine Rundreise durch die Südstaaten zu machen, dabei überall, wo sich Gelegenheit biete, den Negern zu predigen und so das ganze Missionsgebiet zu recognosciren, und dann später zuerst an dem Orte, der ihm der geeignetste erschiene, eine Gemeinde zu organisiren, derselben einen Pastor zu geben und dann an einem andern Orte ein Gleiches zu versuchen.

Herr Pastor Döscher hatte um so mehr Freudigkeit, den Beruf anzunehmen, da ein rheumatisches Leiden, welches ihn in dem rauhen Klima Dakota's gänzlich unfähig zur ferneren Verwaltung des Predigtamts daselbst gemacht hatte, nach dem Zeugniß der Aerzte durch das südliche Klima bedeutend gebessert werden würde.

Am 16. October 1877, bei Gelegenheit der Versammlung des westlichen Districts der Synode von Missouri zu Altenburg, Perry Co., Mo., wurde Herr Pastor J. F. Döscher im Auftrage des ehrwürdigen Präses der Synodalconferenz, Herrn Prof. W. F. Lehmann's, und des ehrwürdigen Präses westlichen Districts

der Synode von Missouri, Herrn Pastors F. J. Biltz, durch Pastor J. F. Bünger unter Assistenz des Pastor C. F. W. Sapper in sein Amt als Negermissionar eingeführt und abgeordnet. Etliche Tage darauf eröffnete der Missionar seine Missionsthätigkeit durch eine englische Predigt bei einem Missionsfeste zu New Wells, Mo., zu welchem auch Neger eingeladen und gekommen waren. Sie freuten sich sehr über die Predigt und sprachen den Wunsch aus, den Missionar öfter hören zu können.

Die Rundreise.

Zuerst begab sich nun Missionar Döscher per Mississippi-Dampfer auf die Reise nach Memphis. Auf dem Dampfer wurde er mit einem Pastor der englischen Episkopalkirche bekannt, der selbst ein Jahr unter den Negern des Südens missionirt hatte und ihm manche nützliche Winke und Rathschläge für seine Missionsthätigkeit ertheilte. Schon durch diesen Herrn erfuhr er, daß selbst diejenigen unter den Negern, welche zu den verschiedenen christlichen Secten, als z. B. zu den Baptisten und Methodisten gehören, meistens sammt ihren Predigern in allerlei öffentlichen Sünden leben.

In Memphis stieg Missionar Döscher bei Herrn Pastor Sieck ab. Auf seinen Gängen durch die Stadt fand er vollständig bestätigt, was jener Pastor auf dem Dampfer ihm über die Neger gesagt hatte. Er fand in Memphis eine Anzahl Negergemeinden, deren Zustand er als geradezu grauenhaft schildert. Besonders schlecht stehe es um die schwarzen Herren Pastoren, die in allerlei Lastern, als Unkeuschheit, Trunkenheit, Lügen und Geiz, ihren Gemeinden vorangehen. Einen alten Neger fand er, der sehr viel zu erzählen wußte von übernatürlichen Erscheinungen, die er gehabt haben wollte. Erst sei ihm der Teufel mit feurigen Augen und auf einem grauen häßlichen Pferd reitend erschienen und habe ihn eingeladen, mit aufzusitzen; dies habe er jedoch als ein sehr frommer Mensch höflich ausgeschlagen. Dann sei ihm ein ander Mal der HErr Christus erschienen in der Gestalt eines schönen schlanken Mannes mit blauen Haaren, das neue Testament in der Hand; derselbe habe ihm den Weg gezeigt, den er gehen solle. Etliche einsichtsvolle Neger sagten selbst, es fehle ihnen durchaus nicht an Predigern, wohl aber an Religion.

Von der großen Noth der armen Neger wurde unser Missionar noch mehr überzeugt, als er einem Negergottesdienst beiwohnte, in welchem das heilige Abendmahl gefeiert wurde. Ach, was mußte er da erleben! In einem furchtbaren Kauderwälsch schwadronirte der Prediger ohne Zusammenhang der Gedanken das ungereimteste Zeug durch einander. Die Zuhörer schrieen, stöhnten, brüllten, stampften mit den Füßen, bis eine Frau endlich ganz rasend wurde. Wie eine vom Teufel Besessene sprang sie mit Mark und Bein durchdringendem Geschrei auf, fing an zu schlagen und zu toben, daß sie wie ein wüthendes Thier von mehreren Personen eingefangen und festgehalten werden mußte. Der ganze Anblick war so über alle Maßen dämonisch und schrecklich, daß unserm Missionar ganz unheimlich zu Muthe wurde und er, tief bewegt von Mitleid und Erbarmen über das arme verführte Volk, das Local verließ. Ja, welch christlich Herz sollte

da nicht von Mitleid und Schmerz ergriffen werden und nicht alles versuchen, die Aermsten retten zu helfen, insonderheit wenn es bedenkt, wie viel von den falschen Kirchen-Gemeinschaften für die Neger geschieht, wodurch ihr Zustand in Wahrheit doch wenig oder gar nicht gebessert wird! So wird, nach Berichten, die der Missionar in Memphis empfing, von den Katholiken jährlich eine halbe Million Dollars für die Neger im Süden verausgabt zu Missionszwecken, und von den protestantischen Secten fast die gleiche Summe.

Unser Missionar predigte den Negern in Memphis sechsmal an vier verschiedenen Plätzen. Die meisten Zuhörer waren begierig, ihn weiter zu hören; doch gehörten dieselben meistens schon bestehenden Kirchen-Gemeinschaften an, daher er die Ueberzeugung gewann, daß hier kein sehr versprechendes Feld für unsre Mission sei. Am 6. November verließ der Missionar Memphis und reiste nach Little Rock, Ark., wo er am folgenden Nachmittag wohlbehalten ankam und von Herrn Pastor Obermeyer und Lehrer Markworth freundlich aufgenommen wurde. Hier begann der Missionar seine Thätigkeit damit, die Neger in ihren Wohnungen aufzusuchen und religiöse Gespräche mit ihnen anzuknüpfen. So lernte er auch einen Neger, Namens Alexander, kennen, der Lehrer in einer Freischule ist. Derselbe gehörte als Sclave deutschen Leuten an, spricht und schreibt auch selbst ziemlich fließend Deutsch und Englisch und besitzt auch einige Kenntniß der griechischen Sprache, ist überhaupt ein ziemlich gebildeter Mann.

Wie in Memphis, so nahmen sich auch in Little Rock die Glieder unserer Gemeinden der Missionssache recht eifrig an und waren dem Missionar behülflich, so viel sie nur konnten. Ein Gemeindeglied ließ auf seine Kosten 500 Stück Anschlagzettel drucken und die Gottesdienste, die in einer großen Halle stattfinden sollten, wurden in einer Zeitung angezeigt. Am Sonntag waren zwei Gottesdienste, einer Vormittags und einer Abends, doch fanden sich nur wenige Zuhörer ein; als aber der Missionar am Mittwoch darauf Abends in einer Negerkirche predigte, hatte er etwa 40 Zuhörer, und am folgenden Sonntage waren auch die in der Halle gehaltenen Gottesdienste besser besucht.

Auch unter den Negern wuchert das Geheime-Gesellschaftswesen, worüber man sich freilich nicht sehr wundern kann, wenn man bedenkt, wie sich selbst die aufgeklärt sein wollenden Weißen durch die elende Geheimnißthuerei und die vielen prahlerischen hohen Titel der Logen narren lassen: wie viel mehr wird solches unter den kindischen Negern der Fall sein! Auch mit Negerkindern, die dem Missionar auf der Straße begegneten, knüpfte er Gespräche an; dieselben besuchten die Freischulen und die Sonntagsschulen, wußten aber kein Wort vom Heilande, der für ihre Sünden gestorben sei und durch den allein sie selig werden können. Sie wußten nur, daß Gott sie aus „Staub" gemacht habe, auch hätten ihre Lehrer gesagt, sie sollten gute Kinder sein und recht thun. Da der Missionar fast überall gefragt wurde, ob er auch die Kinder unterrichten würde, so erkannte er daraus immer mehr, daß wir, um wirklich mit unserer Mission bei den Negern Eingang zu finden, nothwendiger Weise auch Schulen einrichten müssen, in welcher Ueberzeugung ihn auch Pastor Obermeyer und mehrere Glieder der Gemeinde bestärkten. Missionar Döscher faßte deßhalb den Entschluß, zunächst eine Sonntagsschule in

Little Rock zu eröffnen, zumal ihm gerathen war, jetzt noch nicht weiter südlich zu gehen, sondern bis Anfang Januar in Little Rock zu bleiben. Herr Pastor Obermeyer schenkte ein halbes Dutzend „Pictorial Primers“ und ein Gemeindeglied das nächste Dutzend. Sonntag, den 2. December, wurde die Sonntagsschule mit nur zwei Kindern eröffnet, den folgenden Sonntag kamen drei, den dritten acht Kinder und einige Sonntage später war die Zahl schon bis über 40 Kinder gewachsen. Auch die Zahl der Zuhörer in den Gottesdiensten vermehrte sich nach und nach, obgleich die Neger eine große Abneigung zeigten, den Gottesdienst in der genannten Halle zu besuchen, weil dieselbe auch zu Bällen und andern Vergnügungen benutzt wird; leider war es dem Missionar trotz aller Mühe nicht möglich, ein anderes Local zu finden. Zum lieben Weihnachtsfest wollte der Missionar seinen schwarzen Schülern auch eine Freude durch einen Christbaum bereiten. Er selbst schreibt darüber: „Der Baum war recht schön und wohl ausgestattet, zwei Dutzend Wachskerzen erleuchteten denselben, dazu eine Anzahl mit Candy gefüllte Düten, Apfelsinen, englische Testamente, Bilderbücher, Tafeln, Schieferstifte, Bleifedern, Federnhalter mit Federn, Aepfel und Nüsse in Menge.“

Viel Freude machte dem Missionar ein armer, schwer kranker Neger, den er oft besuchte. Derselbe hatte erst gar keine Erkenntniß und keinen Glauben, und war der Verzweiflung nahe. Je öfter aber der Missionar ihn besuchte und ihm Gottes Wort vorhielt und erklärte, desto mehr bat er ihn, doch wieder zu kommen, desto mehr kam der Arme auch zum Glauben und zur Erkenntniß, so daß der Missionar, als er Anfangs Januar von Little Rock abreiste, die Hoffnung aussprach, dieser Mann, der nun augenscheinlich dem Tode sehr nahe war, dürfte wohl die Erstlingsfrucht unserer Mission werden. Auch an etlichen Kindern hatte der Missionar viel Freude. So erzählte ihm beim Abschiede die Mutter einer seiner Schülerinnen, daß das Kind tief ergriffen sei von dem, was es in der Schule und im Gottesdienst gehört habe, und daß es viel davon rede.

So war denn die Wirksamkeit unsers Missionars in Little Rock eine recht gesegnete gewesen. Es unterlag keinem Zweifel mehr, Little Rock sei ein günstiges Arbeitsfeld für unsre Mission. Eine Sonntagsschule von mehr als 40 Kindern war gesammelt, welche Herr Lehrer Markworth und Herr Mende fortzusetzen übernahmen; außerdem war ein Häuflein gesammelt, welche sich zur Predigt hielten und wünschten, daß der Missionar bei ihnen bleiben möchte. Dieser Wunsch konnte jedoch nicht erfüllt werden, da Missionar Döscher Little Rock am 7. Januar verlassen mußte; dafür aber nahm sich Herr Pastor Obermeyer der dortigen Neger so viel, als möglich, an. C. S.

(Fortsetzung folgt.)

Wie stehen doch heutzutage Thor und Thür offen, zur Heidenwelt zu gelangen! „Die Interessen der Politik, des Welthandels und der Wissenschaft wirken zusammen, um alle Riegel der Völkerwelt aufzustoßen. Dazu müssen die Kräfte des Dampfes und der Elektricität mitwirken, um die entlegensten Punkte der Erde in unglaublich nahe Berührung mit der alten Christenheit zu bringen.“

Zur gefälligen Beachtung.

Die erste Nummer der „Missionstaube" wird in mehreren Probeexemplaren allen Pastoren und Lehrern innerhalb der Synodalconferenz zugesandt werden. Dieselben sind freundlichst gebeten, sich der Sache anzunehmen, entweder selbst oder durch andere passende Personen Abonnenten zu sammeln und ihre Bestellungen recht bald in dem „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo., zu machen.

S.

Für die Negerkirche in Little Rock, Ark.,

habe ich seit meiner letzten Quittung im „Lutheraner" noch folgende Gaben erhalten:

1. Aus der Missourisynode: Von H. Jungkuntz, St. Louis, $1.00; H. L. Möller, Cleveland, 1.00; Past. J. B. Zahn, Portage City, Wis., 12.39.; Past. Germann, Fort Smith, Ark., Christenlehrcollecten 5.00, Frl. Dieckhoff daselbst 1.00; Kassirer Eißfeldt 2.88, Kassirer Bartling 13.90; N. N. in Boston 1.00; A. Oexmann, Purcell Station, Ind., 1.00, N. N. daselbst .50; Fr. Schuh, Cincinnati, .50; Keil 2.00; Frl. N. N. 2.00; durch Past. Merbitz von N. N., Beardstown, Ill., 2.00.

2. Aus der Ohiosynode: Von Past. J. G. Schwemmly Namens der Zion Sonntagsschule zu Homer, O., 2.50; von Past. S. Schillinger eine Anzahl englischer Tractate. Ferner ist mit großem Danke zu erwähnen, daß die ehrw. Synode von Ohio bereits 2 Dutzend englische Gesangbücher geschenkt und die für unsere starke Sonntagsschule nöthigen „Child's Papers" monatlich unentgeltlich geliefert hat.

3. Aus der ev.-luth. Norwegischen Synode: Von Past. J. Moses eine Confirmations-Collecte in der Orleans Gemeinde, Winneshiek Co., Iowa, 18.25.

4. Von Gliedern meiner St. Paulus Negergemeinde wurde geschenkt: ein Spiegel zum Gebrauch des Predigers beim Anlegen des Chorrocks; Altar- und Kanzelbekleidung, sowie Teppich für die Altarstufen; eine kleine Glocke für das Thürmchen des Kirchleins. Zudem machen es sich eine Frau der Gemeinde und unsere älteste, 22jährige, Schülerin zur täglichen Aufgabe, die Zimmer des Missionars und seines Vicars zu reinigen und zu ordnen. — Heizung und Beleuchtung des Kirchraumes während der Gottesdienste und Sonntagsschule wird von freiwilligen Beiträgen der Zuhörer bestritten.

Little Rock, Ark., 9. Dec. 1878. F. Berg, Missionar.

Milde Gaben für die Negermission.

Durch Herrn Pastor A. E. Frey, Herausgeber des „Ev.-Lutherischen Missionsblattes" in Brooklyn, N. Y., $50.00; Collecte durch Herrn Pastor W. L. Fischer in Holland, Dubois Co., Ind., 16.50; für den Weihnachtsbaum der schwarzen Kinder von Olga und Alfred Denke in Indianapolis 5.00.

Dankend quittirt der Kassirer der Missions-Commission

J. Umbach.
2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

„Die Missionstaube" erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar	$ .25
5 „	1.00
12 „	2.00
25 „	4.00

Zu bestellen und zu bezahlen ist das Blatt bei dem „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.

Alle die Redaction betreffende Einsendungen sind zu adressiren an Red. F. Lochner, Box 597, Springfield, Ills.; alle Geldbeiträge für die Negermission an den Kassirer J. Umbach, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimath und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

1. Jahrgang. | Februar 1879. | Nummer 2.

Vorwort.

(Schluß.)

Da sind erstlich die rothen Heiden, die noch vorhandenen Reste der Indianer. Sie sind die ursprünglichen Herren des Landes, deren Wälder und Prairien, Berge und Thäler die in Massen eingewanderten europäischen Christen sammt ihrem hier geborenen Nachwuchs eingenommen haben und fort und fort einnehmen, sie immer weiter nach den Gestaden des Stillen Oceans verdrängend, bis auch diese selbst den allerletzten hinsterbenden Resten keinen Raum mehr bieten; denen die Eindringlinge statt des Evangeliums meist den Branntwein, schlechte Krankheiten und Laster brachten, von denen sie als Heiden zuvor nichts wußten; von denen die Armen heute noch schamlos betrogen und empörend ungerecht behandelt und so immer aufs neue zu ohnmächtigen, sie nur selbst vernichtenden Verzweiflungskriegen gereizt werden, also daß man allen Christen, die noch ein erbarmendes Herz gegen die rothen Miterlösten im Leibe tragen, des Propheten Wort auf die Reste der Ureinwohner dieses Landes anwendend, zurufen möchte: „Gehet hin, ihr schnellen Boten, zum Volk, das zerrissen und geplündert ist, zum Volk, das greulicher ist, denn sonst irgend eins; zum Volk, das hie und da ausgemessen und zertreten ist, welchem die Wasserströme sein Land einnehmen." (Jes. 18, 2.)

Da sind fürs andere die schwarzen Heiden, die Neger aus dem heißen Afrika, Söhne und Nachkommen Hams, des von dem zweiten Stammvater, Noah, verfluchten Sohnes, die zwar namentlich seit Aufhebung der Sklaverei durch den Bürgerkrieg über alle Staaten zerstreut wohnen, die aber doch noch am zahlreichsten

in den Südstaaten vertreten sind. Obwohl unter Christen lebend, zum Theil gewaltsam unter dieselben einst geführt, zum größten Theil aber unter ihnen geboren, sind sie doch unterm Sklavenjoch vielfach Heiden geblieben und sind trotz aller ihnen unvermittelt zu Theil gewordenen bürgerlichen und politischen Freiheit meist noch ferne von der Freiheit, damit uns Christus, der Sohn, befreiet hat; oder sie sind aus Mangel an weiterer christlicher Pflege wieder Heiden geworden „nach väterlicher Weise“, oder sie haben von weißen und schwarzen Subjecten, die sich Prediger nennen, ein Christenthum empfangen, das nicht besser ist, denn ein Heidenthum. Wer aber sollte nicht bei dem Gedanken an die Art und Weise, wie diese Heiden in unser Land gekommen sind, an Noahs Wort erinnert werden, nach welchem Ham zwar ein Knecht auch Japhets sein, aber auch deshalb Japhets Gnade mit genießen könne und solle, in den Hütten Sems zu wohnen, da man den wahren Gott und verheißenen, jetzt aber erschienenen Heiland erkennt und predigt?

Da sind endlich fürs dritte die gelben Heiden, die Chinesen, die aus Asien, dem ältesten Welttheil, erst seit einigen Jahrzehnden schaarenweise über den Stillen Ocean zu uns gekommen sind und schaarenweise noch kommen und bereits bis hoch in den Norden vordringen, die aber nicht mit den Heiden aus dem Morgenlande nach dem im Fleisch erschienenen Heiland, sondern allein nach dem großen Gott Mammon fragen, um mit demselben seiner Zeit eben so gierig nach Asien zurückzukehren, als gierig sie denselben hier gesammelt haben, die eben deshalb vom weißen Arbeiter nicht ganz mit Unrecht mehr und mehr scheel angesehen werden, und die sogenannte Chinesenfrage hervorgerufen haben, bei der es sich aber nicht darum handelt, wie man sie dem wahren Gott dienen lehre, sondern wie man ihnen im Sammeln des Mammons Einhalt thue, um selbst nicht in dessen Dienst allzusehr verkürzt zu werden. Welches Christen Herz aber sollte nicht um so mehr diese im Mammonsdienst versunkenen, dabei von Selbstgerechtigkeit und Selbstgenügsamkeit strotzenden asiatischen Heiden mit Erbarmen anschauen und begehren, daß sie jenen Schatz fänden, von dem David singt: „Die Rechte des HErrn sind wahrhaftig; sie sind allesammt gerecht. Sie sind köstlicher, denn Gold und viel feines Gold; sie sind süßer, denn Honig und Honigseim. Auch wird dein Knecht durch sie erinnert, und wer sie hält, der hat großen Lohn.“ (Ps. 19, 10—12.)

Was ist nun seit den drei Jahrzehnden, in denen Gott die hiesige lutherische Kirche so gnädig heimgesucht hat, von ihr für die Heiden dieses Landes geschehen?

Allerdings war sie sich gleich von vornherein ihres besonderen Heidenmissionsberufes neben ihrem besonderen Berufe für die innere Mission bewußt und richtete deshalb ihr Augenmerk auf die Indianer; denn diese allein waren damals nächst den Negern vorhanden und zu diesen allein konnte sie unter den damaligen Lebensverhältnissen einen Zugang haben. Als die Synode von Missouri, Ohio u. a. St. im Jahre 1847 sich bildete, führte sie nicht nur unter den Gründen ihres Zusammentritts auch das Betreiben der Heidenmission neben dem Werk der inneren Mission auf, sondern sie legte auch an erstere sofort Hand an,

indem sie ein Missionscollegium ernannte und sich an der von Franken aus durch Pastor Löhe gegründeten und mit der Anlegung und Leitung der Colonie Frankenmuth unter deren Pastor, jetzigem Professor, A. Crämer begonnenen Mission unter den heidnischen Chippewas im Norden Michigans lebhaft betheiligte, später die unterdes erweiterte Arbeit ganz unter ihre Aufsicht und Pflege nahm und vom Jahre 1857 an auch noch unter den Indianern Minnesota's durch Pastor O. Clöter einen Missionsversuch machte. Diese Arbeit unter den rothen Heiden hat jedoch seiner Zeit bis auf Weiteres wieder aufhören müssen. Wie das so gekommen ist, wird vielleicht später einmal den Lesern erzählt werden. Ach, es ist ein schmerzlicher Gedanke, daß wir die mit so viel Arbeit und Opfern, Seufzern und Thränen eingerichteten vier Missionsstationen in Michigan nebst der Missionsstation in Minnesota zu den gewesenen Dingen zählen müssen. Möchte es unserer lutherischen Kirche doch noch einmal vergönnt sein, dem dahinsterbenden Volke der Indianer das Evangelium auf seinem Todesgange nachzutragen!

Als inzwischen die Einwanderung der Chinesen, deren Zahl im Jahre 1860 sich schon auf 34,919 in Californien belief, eine solche Ausdehnung gewonnen hatte, daß bereits im Jahre 1874 sich in St. Louis, Mo., in die 300 dieser gelben Heiden aufhielten, so wurde nicht nur von den in letzterer Stadt wohnenden Glaubensgenossen durch Anstellung eines daselbst sich aufhaltenden und als rechtgläubiger Lutheraner erfundenen früheren Chinesen-Missionars Carl Vogel ein Missionsversuch gemacht, sondern als Pastor F. Bünger von St. Louis der in demselben Jahre zu Pittsburgh, Pa., versammelten Synodalconferenz von dieser begonnenen Arbeit Mittheilung machte, so machte dieselbe diese Mission unter den Chinesen nicht nur zu der ihrigen, sondern forderte auch die von ihr ernannte Missions-Commission auf, „zu untersuchen, ob nicht auch San Francisco, Cal., ein passender Platz wäre, eine solche Mission anzufangen". Doch schon im darauffolgenden Jahre sah sich die Synodalconferenz zu der Erklärung veranlaßt, „daß sie als solche keine Freudigkeit gewinnen könne, zu versprechen, die Mission unter den Chinesen in St. Louis weiter zu unterstützen", sintemal nach den inzwischen gemachten Erfahrungen Bedenken laut wurden, „ob die so schwierige Mission unter einer so geringen und wechselnden Chinesen-Bevölkerung in St. Louis und mit den zu Gebote stehenden Kräften mit Erfolg getrieben werden könne". Wenige Monate darauf rief auch der HErr den Missionar Vogel durch einen seligen Tod heim. Seine Todesanzeige im „Lutheraner" schloß mit den Worten: „Außer dem, was noch etwa von Studenten der Theologie, welche der selige Missionar Vogel in der chinesischen Sprache unterrichtet hatte, für die hiesigen Chinesen geschehen kann, ist diese Mission zu Ende gegangen. Gott erwecke treue Arbeiter für die Chinesen in Amerika und Asien!"

Doch siehe, noch ehe diese betrübte Nachricht erfolgte, wies uns der HErr nach den Negern der Südstaaten. Hatte doch schon der Antichrist seine Netze unter denselben mit Regsamkeit und Erfolg ausgeworfen. Im Jahre 1877 faßte daher die zu Fort Wayne versammelte Synodalconferenz den Beschluß, das Missionswerk unter den Negern der Südstaaten zu betreiben, und sobald als möglich mit demselben zu beginnen, welcher Beschluß hernach von allen zu ihr ge-

hörigen Synoden freudig bestätigt wurde, und schon in den nächsten Monaten konnte die mit Ausführung dieses Beschlusses betraute Missions-Commission zu St. Louis den bisher auf dem Felde der inneren Mission aufopfernd und unermüdlich thätigen Pastor J. F. Döscher zu Yankton, Dakotah Terr., als Missionar nach dem Süden entsenden. Wie es seither unter Gottes sichtlichem Segen mit dieser Mission voranging, wissen die Leser der innerhalb der Synodalconferenz erscheinenden Synodalorgane; eine kurzgefaßte übersichtliche geschichtliche Darstellung aber findet der Leser an anderer Stelle. Genug, die bisher erfreulichen Erfolge unseres gemeinsamen Missionswerkes unter den Negern des Südens ermuthigten die Synodalconferenz zum Eifer in der Fortsetzung dieses Werkes, und diesen zu erhalten und zu fördern, beschloß sie die Herausgabe eines monatlichen Missionsblattes.

Dasselbe macht hiermit sein Erscheinen — zugleich als das erste Missionsblatt und gemeinsame Organ, das aus dem Kreise der Synodalconferenz hervorgeht.

Es nennt sich „Missionstaube". Man dachte dabei an die Taube, die Noah zum andernmal aus der Arche fliegen ließ, um zu sehen, ob sich die Wasser der Sindfluth nun verlaufen hätten, und die als fröhliche Botschaft das Oelblatt im Munde heimbrachte, das wir mit Luther auf „das lautere Evangelium im Munde der reinen Prediger" deuten. Wie nun diese Predigt im Munde der reinen Prediger hinausgetragen wird unter die Heiden „der Heimath und auch des Auslandes" oder wohin sie noch getragen werden sollte, davon will monatlich dieses Blatt etwas berichten und damit zugleich einen Taubenpostdienst im Reiche Gottes ausrichten. Damit es solchen auf gottgefällige Weise thue, wird es sich dabei vornehmlich die wahrheitsgetreuesten, nüchternsten, lehrreichsten, wahrhaft erbaulichsten „Missionsnachrichten" zum Muster nehmen, nämlich die der Apostelgeschichte — und wer hierin die von der Synodalconferenz bestellten Redacteure mit entsprechenden Arbeiten unterstützen kann, ist im Interesse der Sache herzlich gebeten, mit seiner Gabe dem HErrn zu dienen. Wiewohl nun aber die „Missionstaube" auch Nachrichten aus der Heidenwelt „des Auslandes", d. i. außerhalb unseres Welttheils, bringen soll, so wird sie sich doch vornehmlich mit Nachrichten aus dem Heidenmissionsgebiet „der Heimath", d. i. unseres Welttheils, befassen und speciell mit der uns vom HErrn vorläufig zugewiesenen Negermission. Selbstverständlich wird auch manchmal ein Blättlein „zur Lehre" sich finden, auf daß wir uns ein richtiges Urtheil über das Missionswerk, daheim und draußen, von uns und von Anderen betrieben, bilden können.

Möge denn der HErr zum Ausflug, wie zur Aufnahme der „Missionstaube" Seinen Segen in Gnaden verleihen, daß sie der begonnenen Missionsarbeit einen erfolgreichen Dienst leiste!

Weil jedoch brünstiger Eifer und rastlose, nie ermüdende Thätigkeit auf dem Felde der inneren Mission nach wie vor die Hauptaufgabe im Missionswerke gerade der amerikanisch-lutherischen Kirche ist, so wird die „Missionstaube" bei ihren Ausflügen auch auf diesem Felde manch Blättlein mitnehmen in der Hoffnung, daß auch dies den Lesern erwünscht sei, und deshalb, so viel es der Raum gestattet, die eine und die andere Nachricht aus dem Gebiete der inneren Mission

innerhalb der Synodalconferenz bringen. Wir bitten deshalb um Mittheilungen zu entsprechender Verwendung. Aber nun, da uns Gott für die Predigt des Evangeliums daheim unter den Heiden wieder eine Thüre aufgethan, die rechten Leute alsbald geschenkt und deren Werk in kurzem so gefördert hat, nun sollen und wollen wir, unbeschadet unserer wichtigsten Aufgabe, auch hier nicht säumig sein, sondern gedenken, wie schon vor vier Jahren auf der ersten Delegaten-Versammlung der Missourisynode einmüthig erklärt wurde, wie schmerzlich es uns berühre, „daß wir das göttliche Wort in Hülle und Fülle haben, und daneben um uns her Leute sehen müssen, die noch Heiden sind und im Schatten des Todes sitzen“.

Innere und äußere Mission — jene zuerst und am meisten, diese daneben, aber auch mit brünstigem Eifer: dies sei die Losung der aus Gnaden in dieser letzten betrübten Zeit so herrlich heimgesuchten lutherischen Kirche im Lande der Colonisation! Darum, Brüder, eingedenk, daß der HErr bald kommt und die Zeit kurz ist, die Hände zum doppelten Missionswerke frisch geregt, mit Freuden auch an die Arbeit unter den Heiden wieder gegangen und etwa ein Lied dazu gesungen als: „Lobet den HErrn, alle Heiden“ oder: „Es wollt uns Gott genädig sein“ oder was sonst uns die Andacht gibt! F. L.

Wie unsere Väter über die Missionswirksamkeit falschgläubiger Kirchen dachten,

können beispielsweise die Leser aus nachfolgendem Citat ersehen, mit dem wir zugleich von vornherein den Standpunkt bezeichnen möchten, welchen die „Missionstaube“ zu dem Missionswerk der Pabstkirche, der Secten, wie überhaupt der Falschgläubigen, einnimmt.

Die betreffende Stelle ist einem ursprünglich lateinisch geschriebenen, im Jahre 1598 aber durch M. Gottfried Artus verdeutschten Büchlein entnommen, das den Titel führt: „Historia des Reichs Christi.“ Der Verfasser des lateinischen Originals ist Dr. Philipp Nicolai, der allen Lesern durch seine beiden, zu den köstlichsten Perlen unseres lutherischen Liederschatzes zählenden Kirchenlieder: „Wie schön leucht uns der Morgenstern“ und „Wachet auf! ruft uns die Stimme“ und durch den Wiederabdruck des herzerfreuenden „Freudenspiegel des ewigen Lebens“ den meisten derselben wohl bekannt ist. Er, der innige Sänger der Braut Christi und der Wiederkunft des himmlischen Bräutigams, war zugleich auch einer der gefürchtetsten Kämpfer für die reine Lutherlehre namentlich gegen die dieselbe damals so gefährdenden offenbaren und noch mehr heimlichen Calvinisten, so daß Dedekennus, der Herausgeber seiner Werke, von ihm bezeugt: „Unter den Kindern des Unglaubens hat dieser theuere Held insonderheit die Calvinianer mit großer Freudigkeit seines reichen Geistes, mit herzlichem Ernst und Eifer für Gottes Wort und Ehre bestritten, daß sie auch ihm und seinen Schriften, Gott Lob! sonderlich feind sind. Neben diesen sind auch die töckmeuserischen (duckmäuserigen) heimlichen Calvinianer 2c.“

In dem ersten Capitel des genannten Buches nun schildert der „theuere Held“ die Ausbreitung des Christenthums über die Erde bis zu seiner Zeit, durchwandert,

vom hohen Norden anfangend, die Länder der Erde, forscht überall nach den Spuren und dem Zustand des Christenthums und schreibt dann schließlich also:

„Dieses, was bisher von Zunehmung und Fortpflanzung der Kirchen oder des Reichs Christi in der ganzen weiten Welt kürzlich angezeiget ist, wird, wie ich hoffe, allen gottseligen frommen Christen zu lesen lieb und angenehm sein. Denn daher können sie schließen und urtheilen von der Weite und Größe des Reichs Christi und zugleich auch abnehmen, spüren und merken, wie in der ganzen Welt keine Landschaft, Insel, Königreich oder Volk zu finden, Gott gebe wo man sich hinwendet, dahin die christliche Religion nicht wäre erschollen.

„Sonderlich aber ist sich wohl zu verwundern, daß in den dreien sehr großen und mächtigen Königreichen der Mohren, Spanier und Moscowiter*) die christliche Religion öffentlich in vollem Schwange gehet und alle heidnische Abgötterei abgethan ist; die andern Königreiche aber, ob sie wohl nicht so weit und groß sein, gehören sie doch entweder ganz und gar zum Reich Christi oder sind zum wenigsten etliche Kirchen in denselben zu finden.

„Es möchte aber Jemand fragen, ob ich das Pabstthum in Spanien für eine Zunehmung der christlichen Religion hielte, und die Lehre der Mohren und Moscowiter, so mit vielen Irrthümern befleckt ist, das Reich Christi nennen wollte? Darauf antworte ich, daß man müsse unterscheiden zwischen den von Gott befohlenen und verordneten Mitteln, so zur Fortpflanzung des Reichs Christi gehören, und den zufälligen Irrthümern, so von Menschen daran geflickt werden. Die heilige Schrift, zehen Gebote, Vaterunser, Sacrament, Tauf und Abendmahl sind die Mittel, durch welcher Dispensation die christliche Kirche gepflanzet und vermehret wird. Diese Mittel nun werden darum nicht anders, ob sie wohl von gottlosen und mit viel Irrthümern befleckten Personen administriret (verwaltet) werden, sondern sie bleiben Instrumente (Mittel der Darreichung) des Lebens, durch welche vieler Menschen Herzen vom Geist Gottes gerühret, gezogen und bekehret werden, unangesehen, daß die Lehrer bös und verkehret sein.

„Bileam und Judas haben können Gottes Wort lehren und andern Leuten den Weg des Lebens zeigen, den sie selbst verlassen und nicht geachtet haben. Die Pharisäer und Schriftgelehrten, so auf Mosis Stuhl gesessen, haben dem Volk die Schriften der Propheten können fürlesen und erklären, also daß auch Christus sie zu hören und ihrer Lehre zu folgen befiehlt, ob sie wohl selbst Gottes Wort verachteten.

---

*) Unter den „Mohren" meint Nicolai die Aethiopier im nordöstlichen Afrika, aus denen der von dem Evangelisten Philippus getaufte Kämmerer der Königin Kandace von Mohrenland (Apostelgesch. 8, 26—39.) war, zu denen schon frühzeitig das Christenthum gekommen war, besonders aber zu den Abessiniern durch Frumentius und Aedesius, und von denen im Vorhergehenden Nicolai nachgewiesen hat, worin die äthiopische Kirche seiner Zeit noch recht lehrte, und worin sie irrte. Da diese Kirche jedoch in der Folgezeit immermehr in Irrthum, Erstarrung und sittliche Verkommenheit gerieth, so wurde seit 1829 von England aus die Missionswirksamkeit dortselbst in Angriff genommen. Unter den „Moscowitern" aber versteht Nicolai die Russen, also die in diesem großen Reiche herrschende griechisch-katholische Kirche.
D. R.

„Ja, es klaget der Apostel Paulus ausdrücklich, daß Etliche Christum verkündigten aus Zank und nicht lauter, Etliche auch aus gefaßtem Haß und Feindschaft wider Paulum; aber er sagt daneben, daß er sich freue und freuen wolle, wann nur Christus verkündiget werde, es geschehe gleich, auf waserlei Weise es wolle. Und der Sohn Gottes selbst läßt den falschen Propheten zu, daß sie in dem Namen Christi weissagen, Teufel austreiben und viel Thaten thun können, Matth. 7.

„Eben auf diese Weise die Jesuiter und Päbstler, ob sie wohl voll sind aller abscheulichen Greuel, können sie doch mit Aussäeung Gottes Worts, in den Artikeln des christlichen Glaubens verfasset, und mit fleißiger Uebung der zehen Gebot und Vaterunsers, neben Verrichtung der heiligen Taufe die christliche Kirche, gleichwie die Bileamiter, im Namen Gottes bei den Indianern und Americanern bauen, die Götzen abthun, die Teufel austreiben und große Thaten thun, sonderlich weil sie die Bekehrung der abgöttischen Völker, wie droben ihre angezogenen Worte bedeuten*), mit ihrer Lehre von Gott, von der Schöpfung, vom

*) Nachdem nämlich im Vorausgehenden Nicolai bemerkt hat, daß die Jesuitenmissionare nicht alsbald anfangen, den Heiden von der Autorität der römischen Kirche, von Menschensatzungen, von der Messe, dem Fegefeuer, der Verdienstlichkeit der Werke, vom Ablaß ꝛc. zu predigen, sondern erst vom Sündenfall und von der Erlösung durch Christum den Heiden sagen, so belegt er dies mit dem Bericht eines Jesuitenmissionars aus Japan vom Jahre 1564, in welchem es heißt: „Das Evangelium ist nun weit und breit gewandert und ist sehr angenehm unter den Leuten; denn es werden durch Gottes Gnade je und allewege Etliche zur Taufe gebracht. Unsere Form und Weise aber mit ihnen zu handeln ist diese: Erstlich fraget man, was sie für eine Secte (heidnische Religionspartbei) haben, darnach werden nicht allein die, sondern auch alle andere Japonische (japanische) Secten mit vielen Gründen also widerleget, daß sie verstehen und greifen müssen, daß sie dadurch zur ewigen Seligkeit nicht kommen können. Wenn sie nun das verstanden haben, so lehret man sie, daß nur ein einiger Schöpfer aller Dinge sei, welcher Alles aus Nichts erschaffen, und daß alle Creaturen ihr Amt, dazu sie geschaffen, noch verrichten, ohne allein die abgefallenen Engel, und der Mensch, welcher aus eigenem Muthwillen von dem vorigen Stand abgewichen, darein er von Gott gesetzt war, und nunmehr dem Gesetz, wie denn auch der rechten Vernunft zuwider lebet. Darnach lernen sie ferner, daß Gott dreieinig sei, dessen Gebot der erste Mensch verlassen, und nachdem die Beleidigung der unendlichen göttlichen Majestät auch eine unendliche Genugthuung erforderte, habe die andere Person in der Gottheit, weil weder das menschliche Geschlecht, noch eine andere Creatur solches zu bezahlen vermöchte, unsere menschliche Natur gutwillig an sich genommen, auf daß er als wahrer Mensch und Gott die Strafe für unsere Sünden mit seinem theueren Blut und schmählichen Tod bezahlete und uns bei dem allmächtigen Gott wieder zu Gnaden brächte. Dieses alles wird ihnen verständlich und weitläuftig erkläret; zudem wird ihnen auf ihr Fragen nothdürftiglich geantwortet, und wird also aller Zweifel ihnen, so viel möglich, benommen. Endlich aber, wenn ihnen gewisse Gebete sammt den heiligen zehn Geboten wohl eingebildet sind, und sie verheißen und angeloben, sie wollen alle heidnische Abgötterei und Aberglauben fahren lassen, wird ihnen die Kraft und Geheimniß der heiligen Taufe erkläret und werden alsdenn Christo zugeführet und getaufet.“ — So evangelisch predigen also selbst auch die „Jesuwider“ zuerst den Heiden, das ist die „Form und Weise“, in der sie zu den Heiden eingehen. Sie wissen recht wohl, daß wenn sie die Heidenpredigt mit dem beginnen würden

Fall des Menschen und desselben Erlösung durch Christum anfangen, und ist kein Zweifel, daß gleichwie vor Zeiten in dem Pabstthum Gott, der HErr, seine Kirche wunderbarlich gesammelt und erhalten, er also heut zu Tage auch in India und America durch Wirkung des Heiligen Geistes Vieler Herzen mit seinem Wort erleuchte, daß sie in Einfältigkeit des Glaubens selig werden.

„Aus diesem Unterschied würde die Frage recht erörtert, und sag ich auch aus diesem Fundament, daß man die Kirchen in America, India, Europa, Africa rc., unter der Spanier, Moscowiter oder Mohren König gelegen, in welchen Jesuwider, Mönche oder andere Ketzer predigen, nicht schätzen soll nach der Jesuiter, Mönch oder ketzerischen Prediger äußerlichen Sitten und angenommenen Heiligkeit, sondern nach den Artikeln des christlichen Glaubens, nach dem Buchstaben göttlichen Worts und nach den Sacramenten der Taufe und heiligen Abendmahls; denn wo dieselben im Schwange gehen, da soll man nicht auf der Personen äußerliche Sitten und Irrthum, sondern allein auf die verordneten Mittel, so zu Erbauung des Reichs Christi verordnet sind, sehen. Jedoch ist es nicht ohne, wo das Wort Gottes und die heiligen Sacramente durch unreine Lehrer, als Jesuwider, Pfaffen und Mönche rc., verwaltet werden, daß allda die himmlischen Perlen zwar fürgetragen werden, aber in befleckten, unsaubern Gefäßen, und ist zwar das Reich Christi daselbst nach den äußerlichen Kennzeichen noch zu finden, aber in dicken Nebeln und Schatten, ja mit schwerem Joch und großer Last menschlicher Gesatzen beschweret und beladen. **Es sind aber doch noch daselbst vorhanden die himmlischen Perlen, die Stimme des Bräutigams und der Braut oder die christliche Kirche, also daß auch unser HErr und Heiland JEsus Christus noch mitten unter seinen Feinden herrschet und ihm allezeit sieben Tausend behält, die ihre Kniee vor dem Baal nicht beugen."**

---

was ihnen doch die eigentliche Haupt- und Herzenssache ist, nämlich mit des Pabstes und der römischen Kirche Autorität, mit der Anrufung Mariä und der Heiligen, mit dem Meßgaukel, Ablaß, Fegfeuer und Verdienst der Werke und dergleichen, so würden die Heiden ihnen sagen, sie möchten die Sachen gefälligst nur wieder einpacken, denn mit ähnlichen Dingen wären die Heiden selbst reichlich versehen. So müssen denn die Jesuiten und andere papistische Missionare wohl oder übel an das religiöse Bedürfniß der Heiden anknüpfen, müssen ihnen erst von Christo, unserem und der Heiden Heiland, sagen, ehe sie von ihrem verfluchten Antichrist, seinen Heiligen und Oelgötzen etwas beibringen, müssen ihnen erst den Sündenfall, die Erlösung durch Christum und die Vollgültigkeit seiner Genugthuung „verständlich und weitläuftig erklären", ehe sie diesen Schatz mit ihrer Werklehre verderben, und müssen Christum den Heiden als den rechten Mittler zwischen Gott und den Menschen anpreisen, ehe sie es wagen dürfen, Maria und die Legion „Nothhelfer" zwischen ihn und seine Christen zu schieben. So müssen des Antichrists Werkzeuge ohne, ja wider ihre Absicht den Heiden den Weg zur Seligkeit zeigen und unter ihnen doch erst Christi Kirche pflanzen und kann erst nachher auch dort der Mensch der Sünde sich in den Tempel Gottes setzen. Und ob er denn auch bald drinnen sitzt und den edlen Schatz den jungen Christen aus den Heiden verderbt, so haben wir doch den Trost, daß Christus herrschet mitten unter seinen Feinden. D. R.

So weit Nicolai. Der geneigte Leser wird uns demnach weder der Unionisterei, noch des Zelotismus beschuldigen, wenn die „Missionstaube" ihren Flug auch über die rechtgläubige, lutherisch genannte, Kirche hinaus ausdehnt und manches Oelblättlein aus dem Missionsgebiet bringt, das ganz oder theilweise von Sendboten der mancherlei falschen Kirchen eingenommen ist. F. L.

Unsere Negermission.

(Fortsetzung.)

Bei Fortsetzung seiner Rundreise begab sich der Missionar über Memphis nach Mississippi. Den Zustand der Neger in Mississippi schildert der Missionar als einen höchst traurigen, sowohl in leiblicher wie auch in geistlicher Hinsicht. Selbst ihre Prediger sind nicht nur unwissende, sondern auch gottlose Menschen, die in den greulichsten Sünden leben. In Grenada und Umgegend predigte der Missionar etliche Male vor zahlreichen Zuhörern. In Jackson, wo er ebenfalls etliche Male predigte, wurden seine Predigten allgemeines Stadtgespräch unter den Negern.

Am 23. Januar 1878 reiste Missionar Döscher nach Vicksburg, wo er am folgenden Abend predigte. Von hier begab er sich ins Land, von einer Plantage zur andern reitend und dabei predigend, wo sich ihm Gelegenheit bot. Ueberall wurde er freundlich aufgenommen und gern gehört. Fast nirgend fand er die Neger so theilnehmend als in dieser Gegend. Auf den verschiedenen Plantagen der Mississippi-Insel Davis-Bend predigte er sechsmal und begab sich dann in den Staat

Louisiana auf die südlich von New Carthago in den Counties Madison und Tensas belegenen Plantagen, wo er etwa zwei Wochenlang sich aufhielt und viel predigte. Aus dieser Gegend nahm er die Ueberzeugung mit hinweg, daß wir hier eine Missionsstation gründen und so bald als möglich zwei Missionare in diese beiden Counties schicken sollten.

Am 8. März gelangte unser Missionar nach New Orleans, La. Hier wohnen allein über 85,000 von den 369,000 Negern des Staates Louisiana. Vom 19. bis 31. März predigte Missionar Döscher nicht weniger als zehnmal in verschiedenen Negerkirchen von New Orleans; fast überall hatten sich zahlreiche Zuhörer eingefunden, welche ihn mit Bitten bestürmten, ihnen mehr zu predigen, und er war bald überzeugt, daß der deutsche Missionsverein von New Orleans Recht gehabt hatte, wenn er erklärte, New Orleans sei jedenfalls ein fruchtbares Feld für Negermission. Die am 7. April in der alten „Seemanns-Heimath" mit 36 Schülern eröffnete Sonntagsschule war bis Mitte Mai, einschließlich 36 Erwachsener, auf 156 Schüler angewachsen. Dieselbe wurde auch nach der Abreise des Missionars durch mehrere der Herren Lehrer und andere Glieder unserer dortigen Gemeinden fortgesetzt.

Am 16. April begab sich Missionar Döscher von New Orleans nach Moss Point, Miss. Hier und in der Umgegend fand er viele deutsche Lutheraner, die

seit 25 Jahren keine lutherischen Prediger gehört hatten und doch der lutherischen Kirche treu geblieben waren. Er taufte eine Anzahl Kinder solcher Leute und predigte fleißig den Schwarzen und den Weißen, bald in englischer, bald in deutscher Sprache.

Am 29. April kam der Missionar nach Mobile, Ala., wo er sich etwas über 14 Tage aufhielt, den Negern predigte und eine Sonntagsschule mit 22 Kindern eröffnete. Dieselbe wurde nach des Missionars Wegzuge rüstig fortgesetzt und zählte in kurzer Zeit über 200 zum Theil erwachsene Schüler. Leider ist das Werk hier durch das gelbe Fieber und sonderlich durch den Tod des lieben seligen Pastor Both ins Stocken gerathen.

Auch in Pensacola und in Milton, Florida, und in der Umgegend dieser Städte predigte der Missionar und fand viele Neger, die keiner Kirchengemeinschaft angehören. In Chattahoochee und in der Umgegend, so wie in Quincy und in Tallahassee predigte der Missionar ebenfalls. Dann begab er sich über Monticello nach Waukeenah, wo er bei Negern übernachten mußte, weil er bei Weißen keine Aufnahme fand. Hier blieb er mehrere Tage und predigte zu öftern Malen.

Nach der Ueberzeugung unsers Missionars ist im Staate Florida ein sehr günstiges Arbeitsfeld, wo die Mission aber auch sehr nothwendig ist. Die Neger sind hier meistens sehr verkommen, halten selbst Diebstahl und Hurerei nicht für Sünde. Ihre Prediger gehen in diesen Sünden voran. Sogar in ihren Gottesdiensten singen sie unzüchtige Lieder. Die Prediger predigen allerlei Unsinn. Auch gibt es daselbst noch sehr viele Neger, die ganz ohne Religion, ja, noch im vollen Sinne des Wortes Heiden sind.

Gegen Ende Juni kam der Missionar auch auf seiner Rundreise nach Georgia und predigte in Thomasville und in Atlanta. Am 28. Juni kam er nach Chattanooga, Tenn., wo er zweimal den Negern so wie auch einmal den deutschen Lutheranern predigte. Von hier aus reiste unser Missionar über Nashville nach Altenburg, Perry Co., Mo., wo er am 4. Juli ankam und am Sonntage darnach in unserer deutschen Kirche für die Neger aus der Umgegend predigte. Hier ist es sonderlich der Neger W. Ingram, der die Bildung einer lutherischen Negergemeinde anstrebt.

Von Altenburg kehrte Missionar Döscher nach St. Louis zurück und hatte also durch Gottes Gnade seine Rundreise glücklich beendet.

Berufung eines zweiten Missionars und Gründung unserer ersten Negergemeinde.

Auf Bitten der berathenden Missionscommittee in Little Rock, entschloß sich die Missionscommission in St. Louis, einen zweiten Missionar anzustellen, der das durch Pastor Döscher in Little Rock begonnene Werk fortsetze. So wurde Herr F. Berg vom Prediger-Seminar in St. Louis für die Mission in Little Rock und Umgegend berufen, der sein Amt bald nach Ostern antrat. Er bezeichnet das ihm angewiesene Missionsfeld als ein sehr großes und wichtiges, da Little Rock allein von etwa 6000 Negern bewohnt sei, davon wenigstens zwei Fünftel ganz

kirchlos, resp. Heiden sind. So viel als möglich suchte er solche Leute zu finden, die keiner Kirchengemeinschaft angehörten. Die meiste Freude machten ihm die Besuche bei kirchlosen Kranken. Ein solcher Kranker starb, nachdem Missionar Berg ihn nach vorhergegangenem Unterricht auf sein christliches Bekenntniß nach lutherischer Weise getauft hatte. Tags darauf hat denn der Missionar auch seinen Täufling christlich beerdigt.

Die Gottesdienste wurden Anfangs nur von Wenigen besucht, und auch von diesen wohl meistens aus Neugierde. Doch nach und nach fingen Etliche an regelmäßig zu kommen. Die Sonntagsschule wurde immer von 30 bis 40 Kindern besucht. Auch erwachsene Neger begehrten Unterricht, und Missionar Berg gewann immer mehr die Ueberzeugung, daß eine lutherische Gemeinde unter den Negern in Little Rock gebildet werden könne und solle. Ein Mann und eine Frau waren schon ganz für die Sache gewonnen, zwei andere Männer wollten sich dieselbe ernstlich überlegen und sieben weitere Personen hatten ihren Anschluß in Aussicht gestellt. Missionar Berg hielt es deßhalb für an der Zeit, eine Klasse für Erwachsene einzurichten. Anfangs Juli 1878 schlossen sich drei Männer und drei Frauen zu einem evangelisch-lutherischen Gemeindlein zusammen, welche Herrn Missionar Berg zu ihrem Pastor beriefen. Derselbe nahm die Berufung an und wurde am 6ten Sonntag nach Trinitatis von Herrn Pastor Obermeyer ordinirt und eingeführt. Die Gemeinde zählte nun schon 12 Glieder, von denen unser Missionar vier erst taufen mußte, und noch einige Gesuche um Aufnahme lagen vor.

Die erste ev.-lutherische Negerkirche der Synodalconferenz.

Immer dringender empfand Missionar Berg, wie auch die ihm zur Seite stehende berathende Missionscommittee in Little Rock, das Bedürfniß, eine eigene Kirche zu haben für die Zwecke unserer Mission. Gegen die bisher benutzte Halle hatten die Neger eine starke Abneigung, weil dieselbe zu Bällen, Theater und dergleichen benutzt wird. Ein anderes passendes Local war durchaus nicht zu haben. So war keine andere Hilfe, es mußte gebauet werden. Ein Bauplan nebst Kostenanschlag wurde der Commission in St. Louis vorgelegt und mit einigen Veränderungen angenommen. Bald war der Bau in Angriff genommen und schritt so rüstig vorwärts, daß schon am 18. August die Einweihung der neuen Kirche stattfinden konnte.

O, dieser 18. August war ein denkwürdiger und freudenreicher Tag in der Geschichte unserer Mission in Little Rock. Unsere Neger konnten vor Freuden schon mehrere Nächte vorher nicht mehr schlafen. Alles war in der größten Aufregung. Um 11 Uhr Vormittags nahm der eigentliche Weihgottesdienst seinen Anfang. Das Gebäude vermochte die Menge der Andächtigen nicht zu fassen. Herr Pastor Berg vollzog den Weiheact, die Weihpredigt hielt Herr Pastor Germann von Fort Smith. Nachmittags war Sonntagsschule, wobei die Kirche wieder mit Jung und Alt gefüllt war. Um 4 Uhr fand der eigentliche Nachmittagsgottesdienst statt. Eine ebenso große Zuhörerschaft als Vormittags war zugegen. In diesem Gottesdienste wurden drei Erwachsene und drei Kinder getauft. Die Erwachsenen legten selbst ihr Glaubensbekenntniß und Gelübde ab.

Pastor Berg hielt die Taufrede. Abends um 8 Uhr füllte sich das Kirchlein zum vierten Male. Herr Pastor Obermeyer hielt die Predigt.

Damit unsre lieben Leser sich einen besseren Begriff von unserer ersten Negerkirche in Little Rock machen können, wird die nächste Nummer der „Missionstaube" eine Abbildung und Beschreibung derselben bringen. C. S.

Vermischtes.

Nachahmenswerth. Unter den bitteren Klagen „über Abnahme des christlichen Lebens und über Zunahme des Weltsinnes und Unglaubens", die von den im Stillen Ocean liegenden christianisirten Hawai- oder Sandwichinseln zu uns bringen, findet sich doch auch wieder manche erfreuliche Mittheilung. So lesen wir, daß die nun selbständig gewordene Hawai'sche Kirche die Missionssache eifrig betreibt und zu dem Ende nicht nur unter den noch heidnischen Eingebornen missionirt, sondern auch unter den eingewanderten Chinesen, deren Zahl sich auf 1300 beläuft. Wie thätig die dortigen Christen in Bezug auf die Bekehrung der Letzteren sind, beweis't, daß der christliche Jünglingsverein in Honolulu, der Hauptstadt der Insel Oahu, mit Hilfe der dortigen evangelischen Gesellschaft (Hawaiian Evangelical Association) einen bekehrten Chinesen, Namens Sit Mun, als Missionar und Colporteur für seine Landsleute auf den Sandwichinseln angestellt hat. Wir erwähnen Letzteres in der Absicht, unsere christlichen Jünglingsvereine zu reizen, Aehnliches in Bezug auf die von uns begonnene Mission unter den Negern der Südstaaten zu thun. L.

China. Missionar MacCarthy von der „China-Inland-Mission" hat kürzlich als der erste protestantische Missionar ganz China von Ost nach West durchzogen und ist durch Yünan nach Barma gelangt. Ein Beweis, daß nun das gesammte Reich der Reisepredigt offen steht. (Calw. Miss. Bl.)

Erhalten 1. für die Negermission:

Durch Pastor Bremer in Iron Mountain, Mo., von ihm selbst $1.00, Wittwe Oehler 1.00, Frau Meyer 1.00. Von L. u. W. Conzelmann in Indianapolis, Ind., 2.00, von M. Conzelmanns Schülern 2.60.

2. für Heidenmission:

Durch Prof. Dr. Walther: von M. Stoll in New Orleans 1.00; aus Purcells Station, Ind., von Frau A. Mahlberg .50, Lydia Mahlberg .10, N. N. 1.00.

J. Umbach, Kassirer.

„Die Missionstaube" erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar	$ .25
5 „	1.00
12 „	2.00
25 „	4.00

Die Parthie-Preise gelten nur dann, wenn alle Exemplare unter Einer Adresse versandt werden können.

Zu bestellen und zu bezahlen ist das Blatt bei dem „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.

Alle die Redaction betreffende Einsendungen sind zu adressiren an Rev. F. Lochner, Box 597, Springfield, Ills.; alle Geldbeiträge für die Negermission an den Kassirer J. Umbach, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimath und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

1. Jahrgang. März 1879. Nummer 3.

Nach Japan!

Unter allen Heidenvölkern der Neuzeit hat keines solche Anstrengungen gemacht, mit der Zeit in der Cultur fortzuschreiten, als das Volk Japans, des China benachbarten Insel-Reiches. Es nahm sich dieserhalb namentlich in dem letzten Jahrzehnd die fortschreitende Cultur Europa's und Amerika's zum Muster, es sandte eine Anzahl seiner Söhne auf Hochschulen Europa's und Amerika's, es holte sich von beiden Welttheilen seine Lehrer und seine Meister. Darob ertönten namentlich aus dem europäischen Heerlager der Feinde des Evangeliums dem Volke Japans Siegeshymnen über Siegeshymnen. War es doch ein Heidenvolk, das auf einmal in der Cultur hinter Europa nicht zurückbleiben wollte, sondern in fieberischer Eile voranschritt! War doch nun, wie es schien, der den Ungläubigen so unbequemen Thatsache, daß mit dem Christenthum meist auch erst die Cultur unter die Heiden kam, endlich einmal die Thatsache gegenüber gestellt, daß ein Heidenvolk auch ohne Christenthum culturfortschrittlich sein, ja rascher auf der Bahn des Fortschritts vordringen könne! Doch siehe, jene Siegeshymnen klingen jetzt schon gedämpft. Dr. Wernich, ein durchaus im Geist der Zeit, also nicht im Geist des Evangeliums denkender Mann, hat nachgewiesen, daß, indem man in Japan von allen Culturvölkern das Beste habe entlehnen und aus der Summe desselben die Quintessenz der heutigen Cultur, also die allerbeste Cultur für Japan habe gewinnen wollen, man in ein System des Umhertastens gerathen sei, bei dem sich überall die größte Oberflächlichkeit zeige. Damit ist aber nur das Urtheil des östreichischen Staatsministers v. Hübner bestätigt, der, den Nagel auf den Kopf treffend, über das moderne Japan schreibt: „Man scheint hier ohne

einen sehr wichtigen Factor (wesentlichen Bestandtheil zum rechten Gelingen) vorgegangen zu sein. Kann man wohl glauben, daß man die Religion, auf die sich doch für Europa die ganze Summe der Culturbestrebungen zurückführen läßt, hier ganz werde entbehren können? Stehen nicht alle diese Arbeiten ohne Halt und Zusammenhang da?" Ja, was hören wir! Selbst eine der bekanntesten, von Japanesen geschriebenen, Zeitungen der Hauptstadt scheut sich nicht, offen zu erklären, daß allein noch von der Annahme des Christenthums eine Rettung von dem Verfall der Religion und der Sitten erwartet werden könne.

Darum prediget das Evangelium auch den Japanesen, denn nur dieses kann dem Volke der Japanesen wahrhaft helfen und seinem Cultureifer den rechten Gehalt und die rechte Gestalt verleihen. Und wenn je, so wäre jetzt die rechte Zeit dazu vorhanden; denn nicht nur ist in Folge dieses beginnenden Bankerotts in den religionslosen Culturbestrebungen die erwünschte Empfänglichkeit vorhanden, sondern die bisher für alles Ausländische festverschlossenen Thore Japans stehen nun auch für das Evangelium wieder offen, nachdem sie einmal für die ausländische Cultur sich so weit, als möglich, aufgethan haben.

Wir sagen, die Thore Japans stehen wieder offen. Schon vor 300 Jahren wurde der Name Christi in Japan bekannt. Aber freilich allein durch Franz Xaver, den Jesuiten. Derselbe sammelte mit seinen Ordensbrüdern ausgedehnte Gemeinden, die bis gegen Ende des 16ten Jahrhunderts auf 150,000 Mitglieder sich beliefen und die unter der um diese Zeit beginnenden furchtbaren Christenverfolgung sich mehrten, trotzdem, daß diese lediglich durch die Umtriebe der Jesuiten heraufbeschworen war. Erst als im Jahre 1653 die völlige Absperrung des Landes gegen die Portugiesen und die blutige Ausrottung des Christenthums vom japanesischen Kaiser angeordnet wurde, ging das jesuitische Missionswerk in Trümmer. Wie aber alles dem Reiche Gottes dienen muß, so auch die fortschrittlichen Culturbestrebungen des alten asiatischen Culturvolkes vom japanesischen Inselreich. Sie haben dem Christenthum insofern die verschlossenen Thore wieder geöffnet, als sie sich, trotz jenem alten kaiserlichen, noch nicht officiell aufgehobenen Mandat, überhaupt dem Auslande so weit als möglich öffneten, so daß denn auch jenes kaiserliche Ausrottungs-Mandat nur noch auf dem vergilbten Papiere steht. Wohl hat in einer Streitschrift wider das Christenthum ein japanesischer Gelehrter das Einschreiten der weltlichen Gewalt angerufen und warnend darauf hingewiesen, daß, wenn die Obrigkeit nicht bei Zeiten wehre, nicht nur die christliche Lehre allmählich ganz Japan überwinden werde, sondern es dann auch mit dem japanesischen Staatswesen ein Ende habe. (Letzteres hätte der gute Mann nach den gemachten Erfahrungen nur von dem römischen Antichristenthum zu fürchten; kennete er das Christenthum, das apostolische Christenthum, so würde er wissen, daß man da schon seit alter Zeit singt: „Was fürchtst du Feind Herodes sehr, daß uns geborn kommt Christ, der HErr? Er sucht kein sterblich Königreich, der zu uns bringt sein Himmelreich.") Aber die Obrigkeit ist auf diesen Feuerruf bis jetzt nicht eingeschritten, im Gegentheil findet der Götzendienst an der Regierung des Mikado immer weniger einen Halt, ja, derselbe hat durch ein Verbot des Hausirens der Priester mit Amuletten, Gebetsformeln und anderem

Kram, wie durch eine bedeutende Verminderung der Regierungsausgaben für religiöse Zwecke, dem japanischen Götzendienst immermehr die materiellen Stützen entzogen. Dagegen stimmt fürs Christenthum günstig das Lesen christlicher Bücher. „Tausende wissen etwas vom Evangelium, ohne je einen Missionar gehört oder gesehen zu haben. So fragte Missionar Morris einen Taufcandidaten, den er zu unterrichten anfing, ob er die Geschichte von unseres Heilandes Leben und Sterben kenne, worauf der Betreffende Ja sagte und gleich die Leidensgeschichte, so gut er konnte, selbst erzählte. Wo hatte er sie gehört? Zehn Jahre vorher hatte er in Nangasaki das Kreuz auf einer christlichen Kirche gesehen, einen andern Japaner darüber gefragt und von diesem den Bericht über Christi Kreuzestod erhalten!"

Auf dem durch Gottes, des allmächtigen Regierers, Hand wieder geöffneten Gebiete sind daher die Missionsarbeiten bereits im vollen Gange und werden mit großem Eifer und Erfolg betrieben. Wir finden schottische und amerikanische Missionare presbyterianischen und independentistischen Bekenntnisses insbesondere thätig und wird die Zahl der innerhalb 7 bis 8 Jahren in Gemeinden, namentlich aus den Bewohnern der größeren Städte, Gesammelten nach den neuesten Schätzungen auf mehr als 1500 angegeben, deren christlich selbständiges Wesen gerühmt wird, was wir auch durch einzelne Beispiele bestätigt finden. Auch die Episcopalen Englands und Amerika's, Baptisten und Methodisten missioniren daselbst. Selbst die russisch-orthodoxe Kirche hat sich zum Missioniren in Japan aufgemacht und rühmt sich ziemlicher Erfolge ihrer Art. Daß da die Kirche des römischen Antichrists nicht fehlt, daß diese ihr verlorenes Terrain wieder zurück zu erobern sucht, ist begreiflich. Sollen doch noch vor etwa 10 bis 15 Jahren Reste der ehemaligen papistischen Gemeinden offenbar geworden sein, die unter der Hülle heidnischen Wesens auf die Wiederaufnahme der Jesuitenmission warteten.

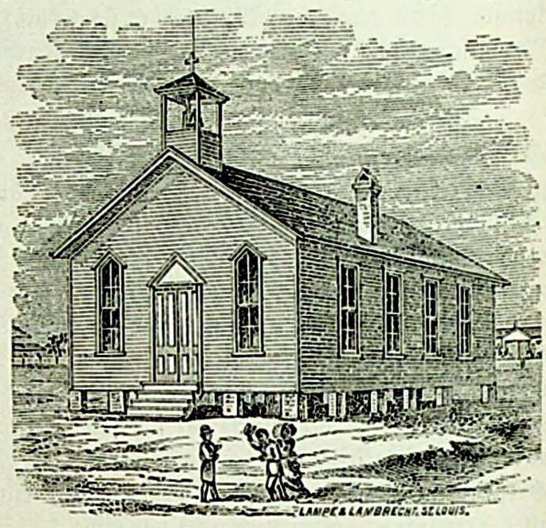
Vor uns liegt der ausgezeichnete, nach Originalquellen bearbeitete und mit trefflichem erläuterndem Text versehene „Allgemeine Missionsatlas" vom Jahre 1867, in welchem der Herausgeber, Dr. Grundemann, das Fehlen einer besonderen Missionskarte für Japan in seinem umfangreichen Werke mit den Worten entschuldigt: „Die Mission in Japan ist bisher noch auf wenige Punkte dieses Reiches beschränkt. Sie bedarf daher noch nicht einer specielleren kartographischen Darstellung. Dieses in vielen Beziehungen mit China verwandte Gebiet hat den Einflüssen des Auslandes länger zu trotzen vermocht als jenes; doch scheint die Zeit nicht fern, in der auch Japan nicht blos dem jetzt von Amerika her immer mächtiger andringenden Handel, sondern auch dem Christenthume geöffnet sein wird." Die Zeit ist schneller gekommen, als man dachte. Gottes Stunde scheint für Japan geschlagen zu haben. Ach, daß auch die rechtgläubige Kirche Amerika's bald derselben wahrnehmen könnte! „Die Ernte ist groß, der Arbeiter ist wenig! Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter aussende in seine Ernte." Luk. 10, 2.

F. L.

Unsere Negermission.

Während wir bis jetzt in unseren Berichten nur in kurzer Summa das wiedergeben konnten, was schon vorher im „Lutheraner" erschienen war, werden wir von nun an dem Leser Neues bringen.

Unserm Versprechen gemäß bringen wir diesmal zunächst das Bild unserer ersten evangelisch-lutherischen Negerkirche in Little Rock, Arkansas. Hier ist es.



Die Kirche trägt den Namen: Saint Paul's colored Lutheran Church. Sie steht auf einem käuflich erworbenen Grundstück von 50 Fuß Breite und 140 Fuß Tiefe, an der Ecke der 12ten und Rock-Straße, nur vier Block südlich von der deutschen ev.-luth. Kirche. Sie ist das einzige Gebäude in dem ganzen Block, und steht so, daß die Frontseite nach Osten gekehrt ist. Es ist ein schmuckes, mit steingrauer Oelfarbe angestrichenes Framegebäude, 25 Fuß breit und 50 Fuß lang; an jeder Seite befinden sich vier und vorn zwei hohe Fenster. Auch ein kleines Thürmchen fehlt nicht. Dasselbe ist sechs Fuß hoch, mit Kreuz und Blitzableiter geziert, mit einer kleinen Glocke darin, und gibt dem Gebäude ein mehr kirchliches Aussehen. Doch steigen wir die 5 Stufen vor der Kirche hinan und treten durch die Thüre hinein, um uns das Innere der Kirche ein wenig zu besehen. Der eigentliche Kirchraum ist nur 25×37 Fuß, weil am hintern Ende zwei Zimmer als Wohnung für den Missionar abgegränzt sind. Sollte der Raum zu klein werden, so kann die Scheidewand leicht weggenommen, und so der Kirchraum um 12½ Fuß verlängert werden. Rechts und links sind 16 Bänke angebracht und Raum für noch 4, so, daß 170 bis 180 Personen bequem Sitzplatz finden können. 6 Lampen und ein großer Altarleuchter erhellen den Raum bei Nacht, 8 Fenster bei Tage, da das letzte Fenster an jeder Seite sich am Zimmer des Missionars befindet. In der Mitte an der Hinterwand sind Altar und Kanzel, mit einer rothen Decke verziert, angebracht, so, daß sich die Kanzel hinter und über dem Altar befindet. — Sowohl Altarstufen als Altarraum sind mit Teppichen belegt. Auch eine Büchse für freiwillige Gaben fehlt nicht. Die Gaben werden zur Bestreitung kleiner Ausgaben verwandt. Während der Woche wird die Kirche auch als Schule benutzt, doch kann der sämmtliche Schulapparat gänzlich entfernt werden. Die Glocke, Blitzableiter und mehrere kleine Sachen haben die Neger selbst angeschafft. Ausschließlich dieser Gegenstände kostet die Kirche, nebst dem Grundstück, darauf sie steht, $1091.20.

Die Glieder der kleinen Gemeinde sind für ihr Kirchlein sehr begeistert und thun alles, um dasselbe zu verschönern. Auch wird nun seit Fertigstellung derselben jeden Donnerstag Abendgottesdienst gehalten, außer zwei Gottesdiensten und Sonntagsschule am Sonntag. Die Gemeinde zählte bis zur Vollendung der Kirche 15 Glieder, welche sämmtlich den Wunsch aussprachen, öffentlich confirmirt zu werden. Jetzt sind es 18 Glieder.

Ende August machte Missionar Berg auch eine Reise nach Fort Smith und gewann daselbst die Ueberzeugung, daß es Noth thue, auch hier den Tausenden von Negern das ihnen noch nie recht gepredigte Evangelium zu verkündigen; denn was ihnen unter dem Namen Evangelium gepredigt wird, ist nichts als ein gefährliches Seelengift, ein schauderhaftes Gemisch von Gesetz und Evangelium.

Unsere Negerschule in Little Rock: „Saint Paul's Lutheran Academy."

Missionar Berg kam immer mehr zu der Ueberzeugung, daß wir ohne Wochenschule nichts mit unserer Mission ausrichten können. Nach seiner Rückkehr von Fort Smith ließ er es daher seine Hauptsorge sein, eine Schule zu sammeln und einzurichten. Er machte es daher in der ganzen Stadt bekannt, daß er eine Schule für Negerkinder eröffnen wolle. Bedingung der Aufnahme war und ist noch, daß jedes Kind der Wochenschule auch die Sonntagsschule besuche, damit nicht der gute Same, der in der Woche unter die Kinder ausgestreut wird, durch die falschen Lehrer in andern Sonntagsschulen wieder zertreten wird. Auch lehrt die Erfahrung, daß die Meisten sich später dort der Gemeinde anschließen, wo sie längere Zeit zur Sonntagsschule gingen. Aus unserer Schule müssen später unsere Gemeindeglieder, ja, vielleicht auch Missionare, Prediger und Lehrer kommen.

Am 16. September eröffnete Missionar Berg die Wochenschule mit 45 Kindern, welche Zahl bald bis über 60 und 70 wuchs. Nachdem Missionar Berg einen Monat Schule gehalten, schrieb er: „Die Plage, der Aerger, die Geduldsproben der letzten vier Wochen lassen sich nicht schildern. Eine solche wilde, unbändige, noch nie an Ordnung gewöhnte Bande ist wohl selten in einer lutherischen Schule zusammengekommen. . . . Die Meisten haben von Gott und göttlichen Dingen keine Ahnung. Gehorsam ist durch kein Bitten, Ermahnen, Schelten und Drohen zu erwirken, sondern nur durch den Stock zu erzwingen. Aufrichtigkeit und Fleiß ist nur bei Wenigen zu finden. Diesen Haufen zu gehorsamen, fleißigen, aufrichtigen, wohlgeschulten Kindern zu machen, vor allem aber, als Grundlage, auf Verstand und Herz durch Gottes Wort einzuwirken, ist mein Ziel und meine Aufgabe."

Wir wollen uns einmal einen Schultag aus dieser ersten Zeit beschreiben lassen: „Um halb neun Uhr wird geläutet (first bell). Herein stürmt ein Haufe darkies und beginnt einen scandalösen Lärm zu machen. Schon kommt dieser oder jener mit einer Klage wegen Prügelei oder im Spiel (!) zerrissener Kleidung. Oft umringen sie Dutzendweise meinen Tisch, um mir etwas Läppisches zu er-

zählen und an meinen Büchern zu zerren. Dann läutets zum Schulanfang um 9 Uhr. Alles stürzt, anstatt in die Bänke, zum Wassereimer. Nach 10 Minuten endlich sitzt alles; aber erst, nachdem ich gebrüllt habe, wie ein Löwe, donnernde Strafreden gehalten und nebenbei Einige durchgebläut habe, wird's ruhig, dann Mäuschenstille. Commando: Rise! und das Vater Unser folgt. Wieder ein scheuslicher Lärm beim Sichsetzen. In ihre Mitte springen, bittend, schreiend, stampfend sich Ruhe erzwingen ist das Nächste. Ruhe. Die Schule muß eine biblische Geschichte anhören und auf Fragen antworten. Nichts weniger als Aufmerksamkeit. Sie plaudern, während man neben ihnen steht, machen mit Füßen, Tafeln, Büchern ungehörigen Lärm und zwingen mich oft, 5 Minuten lang einzuhalten. Dann die Abeceschützen, die aber, anstatt auf die Alphabettafel, immer sonstwohin gaffen. Unterdessen sollen die übrigen Klassen ihre Lection präpariren, aber oh! Schwatzen (oft Singen), Trommeln, Herumlaufen, Prügeleien werden vorgezogen. Pictorial Primer Class: Keine Präparation, keine Aufmerksamkeit während des Abhörens. Third Reader Class: noch schlechter! Fourth Reader: ein Elend! Hoch muß der Bakel schwingen. Pfeifend durch die Luft saus't er herab auf die faulen, stumpfsinnigen Bengel. Sodann Rechnen. 2 und 1 sind? 7! 3 weniger 1 sind? 6! so rechnen mir viele der Größten vor. Keiner kann fehlerlos abziehen, zusammenzählen, sei das Exempel auch noch so leicht. Keiner kann das Einmal-Eins bis 5! Die Kleinsten zählen bis hundert mit einigem Kopfbrechen. Damit ist der Vormittag vorbei. Auf das Commando: Get your dinnerbuckets and hats, entsteht ein ohrenzerreißender Spectakel. In den Menschenknäuel springen, schieben, schlagen, schreien, ist das Werk eines Augenblicks. Gott Lob! Endlich ist das Schulzimmer leer. Müde und matt geht's zum Mittagstisch. Um ½12 Uhr läutets wieder. Mit der Peitsche stehe ich am Wassereimer. Keiner darf jetzt noch trinken. Ruhe ist endlich hergestellt. Schreibübungen, Geographie und Dictat werden getrieben. Ersehnte Stunde, 4 Uhr, kommt endlich. Nachdem man Ruhe hergestellt und gebetet hat, erfolgt Schulschluß unter denselben Umständen, wie um 12 Uhr. Heiß, müde, heiser und wie gedroschen wankt der Missionar nach Hause, um für sein übriges Missionswerk zu sorgen."

Auf diese Weise hatte unser Missionar 5 Tage in der Woche Schule zu halten, dazu Sonntagsschule; am Sonntag zwei Predigten und eine am Donnerstag-Abend; außerdem Missionsgänge zu machen und dergleichen. Das war auf die Dauer, zumal in diesem heißen, die Kräfte verzehrenden Klima, nicht auszuhalten. Eine Zeitlang half Herr Pastor Siek aus Memphis — nach dessen Abreise mußte der Missionar um einen Gehilfen bitten, ja, da ihm nicht gleich einer gesandt werden konnte, erschien er eines schönen Tages selbst in St. Louis, sich einen zu holen. Da mußte nun die Missionscommission wohl oder übel Rath schaffen, wollte sie nicht Gefahr laufen, von dem jungen im Eifer glühenden Missionar selbst nach Little Rock geschleppt zu werden, um ihm zu helfen. Man wandte sich an die Facultät des hiesigen College, und erhielt die Erlaubniß, unter die Studenten das Netz auswerfen zu dürfen. Eine ganze Anzahl meldete sich zum zeitweiligen Dienst der Negermission. Aus diesen Freiwilligen wurde Herr

Student Fr. König ausgewählt, der, nach eingeholter elterlicher Erlaubniß, auf 3 Monate mit dem Missionar als dessen Gehilfe abreiste.

Seitdem bewohnen der Missionar und sein Gehilfe die Wohnung an der Kirche gemeinsam; ebenso theilen sie sich in ihre Arbeit und arbeiten in herzlicher Liebe und Eintracht im Segen. — Unsere Schule in Little Rock führt den Namen: „St. Paul's Lutheran Academy." Ueber diesen Titel sagt Missionar Berg: „St. Paul's bezeichnet den Ort, Lutheran den Charakter und Academy ihre Ansprüche, nicht, als ob sie eine über den gewöhnlichen Schulen stehende Realschule sei, sondern im Gegensatz zu dem hiesigen ‚College', worin alle öffentlichen Negerschulen vereinigt sind. Unsere Schule soll diesem ‚College' in keiner Beziehung, auch nicht dem Namen nach, nachstehen." Während der 4 Monate ihres Bestehens hat sich unsere Schule nicht nur eines guten Besuchs erfreut, nicht nur sind ihr aus allen Theilen der Stadt, auch aus der unmittelbaren Nähe der öffentlichen Schule Kinder zugeströmt, sondern sie genießt auch den Ruf der besten Negerschule in der Stadt. In dieser Zeit hat sich die Schule als ein gutes Missionsmittel erwiesen. Hier wird den Kindern das Wort Gottes nahe gelegt, hier lernen sie ihren Heiland kennen, hier sollen sie durch Gottes Gnade auf den Weg zur Seligkeit gebracht und darauf erhalten werden. Die Schule soll eine Pflanzschule der Gemeinde sein. Lutherischer Religionsunterricht, lutherische Lieder, lutherische Gottesdienstordnung, dies wird endlich auch lutherische Christen machen. Ja, so werden wir einst mit Gottes Hilfe schwarze lutherische Missionare und Lehrer heranziehen können, zu denen wir mehr Zutrauen haben können, als zu solchen, die eine schwärmerische Erziehung genossen haben in den Sectenkirchen, und vielleicht, wer weiß, aus welchem Grunde? lutherische Prediger und Lehrer werden wollen. Auch selbst unsere Schulkinder missioniren zu Hause durch ihre Religionskenntnisse, durch gelernte Gesänge und Lieder und durch ihre Bitten, womit sie den Eltern anliegen. Wie unser Missionar berichtet, sind schon etliche Eltern durch die Kinder herangezogen.

Schon regt sich in Little Rock die Feindschaft des Satans wider uns. Nicht allein die Römischen, sammt den Secten, sondern auch die Freischulen machen gegen uns Front; doch haben sie es bis jetzt noch nicht hindern können, daß unsere Schule beständig zunimmt, so daß dieselbe Ende Januar 115 Schüler zählte. Die Fähigkeiten der Schüler sind natürlich sehr verschieden. Im Allgemeinen machen unsere Brüder die Erfahrung, daß je heller von Hautfarbe die Kinder sind, je mehr Blut von Weißen in ihren Adern rollt, desto intelligenter und fortschrittsfähiger sind sie. Der Fleiß ist jetzt durchschnittlich gut; Ordnung und Sauberkeit lassen viel zu wünschen übrig. So sind z. B. Schnupftücher sehr rar; Lumpen, statt Kleider, gibts im Ueberfluß. Ein großer Uebelstand ist die schlechte Kinderzucht in den Häusern. Vor allem sucht unsere Schule sich solcher Kinder anzunehmen, die keiner andern Kirchengemeinschaft angehören. Das zeigt uns der HErr immer deutlicher: auf die Schule müssen wir sonderlich unser Augenmerk richten, dieselbe nicht als Nebensache, sondern als Hauptsache in unserm Missionswerke ansehen.

Die evang.-lutherische Negersonntagsschule zu Little Rock.

Die Geschichte der Gründung dieser Schule ist noch in frischem Andenken aus der ersten Nummer der „Missionstaube“. Bis zur Einweihung der Kirche war die Schülerzahl eine sehr schwankende gewesen. Eine Sonntagsschule von 60 Schülern siedelte mit in die neue Kirche über, und erst dann befestigte und vermehrte sich die Zahl derselben, als ihr eine Wochenschule zur Seite stand, sodaß sie heute 130 Schüler zählt. Lobenswerth ist der Eifer, die Ausdauer und die Liebe jener Männer, welche die Sonntagsschule nach dem Weggange des Missionar Döscher zeitweilig fortführten, um sie unserer Mission zu erhalten. Man bedenke nur, was für Schüler sie hatten! Jetzt macht sich der Einfluß der Wochenschule schon immer mehr, auch in der Sonntagsschule, bemerkbar. In der ersten Zeit wurde Missionar Berg in der Sonntagsschule von einigen Herren von der Localcommittee unterstützt. Später traten Neger an deren Stelle. Diese Einrichtung bewährte sich indessen nicht, weshalb er den ganzen Unterricht allein übernahm. Jetzt hilft ihm sein Gehilfe, Herr Student König; nur eine Leseklasse, welche biblische Geschichten aus dem „Pictorial Primer“ lies't, wird von einem jungen schwarzen Fräulein, Miss King, abgehört. Die Ordnung in der Sonntagsschule ist folgende: 1) Lied: Now all to God give thanks (Nun danket alle Gott); 2) der Glaube und Vater Unser im Chor gebetet; 3) Ein Lied; 4) die zehn Gebote hergesagt; Verlesung der Namenliste; 5) Biblische Geschichte; 6) Lied: Rock of ages; 7) Lesen des Neuen Testamentes, der biblischen Geschichte im „Primer“ und Katechismus-Unterricht (Verschiedenes in verschiedenen Abtheilungen); 8) Vertheilung von Tickets und Blättern; 9) Ein Lied; 10) Vater Unser und Schluß. Außer den genannten, singen die Kinder auch schon folgende Melodien: „HErr Gott, dich loben alle wir“; „HErr JEsu Christ, dich zu uns wend“; „Nun laßt uns den Leib begraben“; „Ein feste Burg“, und mehrere Weihnachtslieder. Jetzt sollen die Gesangstücke in der englischen Liturgie eingeübt werden.

Die lieben Leser sehen, daß unser theurer Missionar keine Mühe und Arbeit gescheut und mit viel Treue und Geduld gewirkt hat. Er bezeugt selbst, die Arbeit in der Sonntagsschule sei ihm die liebste, denn hier könne recht ungehindert das große Ziel verfolgt werden, dem HErrn Christo Seelen und der lutherischen Kirche Glieder zu gewinnen. Herr Student König ist ihm dabei ein treuer Gehilfe. Da derselbe jedoch nicht länger als 3 Monate bei ihm bleiben kann, welche nun schon bald verstrichen sind, so wird es nöthig sein, nach dem Abgange desselben sofort einen neuen Gehilfen zu senden, und bald beständige Hilfe zu beschaffen. Die Gemeinde der Erwachsenen ist wohl noch klein, doch um so größer ist die Kindergemeinde und, Gott sei Dank! dieselbe ist nicht nur ziemlich groß, sondern berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Der HErr fördere ferner das Werk unserer Hände, ja, das Werk unserer Hände wolle Er fördern. C. S.

Das Weihnachtsfest unserer Missionsschulen in Little Rock, Ark.

„Gewißlich hatten Missionar Pastor Döscher und die hiesigen Missionsfreunde, als sie am Weihnachtsabend 1877 den Negerkindern hier einen Christ-

baum in einer Negerwohnung errichteten, nicht geahnt, daß über ein Jahr schon eine sehr große, geordnete Sonntagsschule in Verbindung mit einer Wochenschule, wozu fast alle Sonntagsschüler gehören, in einer eigenen Missionskirche ihr eignes Christfest feiern sollte. Und doch ist's, dem HErrn sei Dank! so gekommen. Bei uns war es längst beschlossene Sache, daß wir dem ersten Christfest in unserer Negermission auch diesmal in keiner Weise nachstehen wollten. Wir beschlossen ferner, mit unsern Kindern den Weihnachtsabend auf echt lutherische Weise zu verbringen. Sobald der Missionar im November mit seinem lieben Gehilfen wieder hier angelangt war, begannen die Vorbereitungen. Die Kinder sollten ein Examen in der Weihnachtsgeschichte bestehen. Wir prägten ihnen, so gut es ging, etwas von den Weissagungen des alten Testaments von Christo, von Johannes dem Täufer, von der Weihnachtsgeschichte selbst, von den Weisen aus dem Morgenlande, von der Person und dem Amte unseres Heilandes in Kopf und Herz gehörig ein. Gesang durfte auch nicht fehlen. Besonders durch Güte des Herrn Pastor Tressel in Baltimore waren wir in Stand gesetzt, eine ziemliche Anzahl Weihnachtslieder auswendig lernen und singen zu lassen. Das Ganze wurde dann in eine liturgische Form gebracht und eingeübt. Unterdessen trafen unsere hiesigen Freunde Vorkehrungen, das Fest auch in materieller Weise zu einem fröhlichen zu machen. Ein hiesiger Freund der Mission schenkte den Baum, ein anderer ein Barrel Aepfel, ein dritter 100 Orangen, ein vierter die Hälfte des nöthigen Candy. Die ehrw. Missionscommission lieferte die zu verschenkenden Katechismen und Bilderbücher. Zwei weitere Freunde schenkten Federn und Federhalter. Herr Lehrer Markworth errichtete und schmückte den Baum.

„Als der Weihnachtsabend kam, da stellten sich, nebst den Kindern, auch eine große Anzahl erwachsener Neger, meistens Eltern der Kinder, und einige weiße Freunde ein, um am Feste theilzunehmen. Gegen 80 Kinder waren gekommen. Voller Erwartung, ja erregt saßen sie lautlos (in der That etwas Seltenes) da. Erst als die Feier ihren Anfang genommen, löste sich der Bann. Frisch und fröhlich stimmten sie in die Responsorien unserer Liturgie ein. Prächtig sangen sie die eingeübten Weihnachtslieder: ‚Silent Night' (Stille Nacht), ‚Come hither, ye children' (Ihr Kinderlein, kommet), ‚Good news from heaven' (Aus: Vom Himmel hoch), ‚While Shepherds watched their flocks by night', ‚Rock of Ages' u. s. w. Beim Examen, das mein lieber Gehilfe mit den kleineren und ich mit den Größeren anstellte, fielen die Antworten überraschend gut aus. Kurz, sie machten uns und allen Anwesenden in jeder Beziehung große Freude. — Nach dem Examen wurden die Lichter des Christbaumes angezündet. Dann gings an ein Vertheilen der Geschenke: Aepfel, Orangen, Candy, Bücher, Federn. Ein jedes Kind bekam seinen reichlichen Antheil. So waren die meisten noch nie beschenkt worden. Ihre Freude kann man sich denken. Während der Austheilung wurden auch wir Missionare von unseren Schülern und erwachsenen Negern mit Kuchen, Orangen, Cigarren, Rauchapparat, Zeitungsbehälter ꝛc. bedacht. Wir schlossen mit Gesang, Gebet und Segen. Mehrere Eltern sprachen in warmen Worten ihren herzlichsten Dank aus für unsere Arbeit an ihren Kindern und für den Genuß, den wir ihnen an diesem Abend bereitet hätten.

„Gott aber gebe, daß die Weihnachtsarbeit seiner geringen Knechte nicht ohne nachhaltigen Segen bleibe; daß die Kinder den ihnen in letzter Weihnachtszeit so reichlich gepredigten Christum, der auch sie liebet und geliebet hat bis in den Tod, lieb gewonnen haben und ihm treu bleiben. Jes. 60, 4. 5.

Little Rock, Weihnachten, 1878. F. Berg."

Vorläufige Nachricht von Missionar Döscher.

Auf Verlangen unserer Brüder in Baltimore begab sich Missionar Döscher im November vorigen Jahres dorthin, predigte mehrere Male den Negern, und richtete eine Sonntagsschule ein, welche noch jetzt, nach seinem Weggange, von unsern deutschen Brüdern fortgesetzt wird. Hier lernte der Missionar auch einen schwarzen Presbyterianerprediger, Rev. Polk, kennen, der ihm durch sein klares nüchternes Wesen auffiel. Er machte sich mit ihm bekannt, redete viel mit ihm über die Lehre, gab ihm Luthers Katechismus und andere unserer Schriften. Auch Herr Pastor H. Hanser redete viel mit dem schwarzen Prediger und schließlich erklärte derselbe, er erkenne die Lutherische Lehre für die richtige und müsse deshalb aus seiner Kirche, die er als eine falsche erkenne, austreten. Gesagt, gethan. Er trat aus der Presbyterianerkirche aus, obgleich er in derselben eine geachtete Stellung einnahm, brachte günstige Zeugnisse bei, welche bewiesen, daß er auf einem College in Georgia zum Prediger ausgebildet und ordinirt sei, auch bereits mehrere Jahre im Predigtamte wohl gedient habe. Er erklärte, nun der Lutherischen Kirche dienen zu wollen. Die Brüder in Baltimore, insonderheit Pastor Hanser, nahmen sich seiner an, unterrichteten ihn weiter in der Lehre, und da Missionar Döscher, der inzwischen in New Orleans die Arbeit unter den Negern begonnen und eine Wochenschule von etwa 100 Kindern eröffnet hatte, den Rev. Polk gern bei sich zum Gehilfen haben wollte, ohne ihn gerade zu rufen, dieser auch sehnlichst wünschte, zu Missionar Döscher zu gehen, so brachten die Brüder in Baltimore, ohne weitere Verantwortlichkeit zu übernehmen, das erforderliche Reisegeld für ihn und seine beiden Kinder auf (seine Frau ist vor einigen Wochen gestorben). Aus New Orleans wird von Missionar Döscher und Herrn Pastor Tirmenstein berichtet, daß Rev. Polk bereits gute Dienste in der Schule leiste und den Eindruck eines ernsten Christen mache. Einstweilen wird Polk noch von Missionar Döscher selbst erhalten, der solches durch die Unterstützung, die ihm von Seiten der St. Johannisgemeinde zu Theil wird, die gerade predigerlos ist, und die er, so viel als möglich, mitbedient, zu thun im Stande ist. Sobald Rev. Polk sich bewährt hat, wird er von der Commission angestellt werden. Er ist ein junger kräftiger Mann und kann durch Gottes Gnade ein ausgezeichnetes Werkzeug für unsere Mission werden. Missionar Döscher hat noch in einem zweiten Stadttheil von New Orleans das Missionswerk begonnen und sind die Aussichten für baldige Gründung einer lutherischen Negergemeinde in New Orleans günstig.

C. S.

Missionsstatistik.

Die Gesammtzahl der Menschen auf Erden wird jetzt auf 1400 Millionen geschätzt, von denen nur erst 400 Millionen Christen sind.

Die Gesammtzahl der christlichen Missionare hat sich seit Anfang dieses Jahrhunderts von kaum 200 auf 2300 vermehrt, während die Summe der jährlichen Missionsbeiträge von kaum 2 Millionen auf circa 24 Millionen Mark gestiegen ist. Von letzteren kommen auf England etwa 13 Millionen, auf Amerika 7 Millionen, auf Deutschland und die Schweiz 2,260,000 Mark. Die Zahl der aus Deutschland entsandten Missionare betrug im Jahre 1876 514.

Seit 1792 sind aus 3 aussendenden Missionsgesellschaften über 60 geworden.

China hat mehr als 400 Millionen Einwohner, unter denen nur circa 200 christliche Missionare arbeiten.

In Indien, wo die englischen Besitzungen allein wenigstens 200 Millionen Einwohner haben, gibt es jetzt circa 600 europäische und amerikanische Missionare und 400 ordinirte Pastoren und Evangelisten aus den Eingebornen.

Die Gesammtzahl der durch die neuere Mission gewonnenen Heidenchristen betrug schon 1874 mehr als 1½ Millionen. Davon waren in Westindien 308,000, in Oceanien 263,000, in Südafrika 114,000, in Madagaskar 270,000 bis 275,000, in Indien 318,000, in China 20,000.

Von den Kohls in Vorderindien sind jetzt mehr als 35,000 und von den Karenen in Hinterindien 70,000 bis 80,000 — Christen.

Die Zahl der Sprachen, in welche die Bibel übersetzt ist, stieg seit dem Jahre 1700 von circa 50 auf 230. (Leipz. Missionsbl.)

Vermischtes.

Ueber die wahre Ursache des erwachten Missionseifers der Papisten für die Neger der Südstaaten heißt es in einem Aufruf der „Order of the American Union“, einer antikatholischen, leider dabei auch geheimen, Gesellschaft sehr einleuchtend für den, welcher überhaupt die Bestrebungen des antichristischen Pabstthums in diesem Lande beobachtet, folgendermaßen: „Zweihundert Jahre lang haben die Neger in den Südstaaten die Aufmerksamkeit des päbstlichen Rom in keiner Weise auf sich gezogen, so lange eben der Fluch der Sclaverei auf ihnen lastete; seit dieselben aber frei sind und am allgemeinen Wahlrecht theilhaben, hat Rom sich aufgemacht, diese zahlreiche und wichtige Bevölkerungsklasse für sich zu gewinnen. Ganze Schiffsladungen von Priestern, Mönchen, Nonnen, Jesuiten und Lehrern sind in den Häfen der Südstaaten ans Land gesetzt worden; und sie hoffen durch ein ausgedehntes Netz von Schulen diese schwarzen Staatsbürger so zu erziehen, daß sie in politischen Fragen für die römischen Interessen stimmen. Manche Leute denken vielleicht, das sei Missionsarbeit, aber sie täuschen sich: nicht um **Seelen** zu retten, sondern um **Stimmen** zu erhalten und durch diese Stimmen die Herrschaft in den Vereinigten Staaten

an sich zu reißen, geschieht das alles. Dreihundert der aufgewecktesten jungen Schwarzen, die man im Süden finden konnte, sind nach Rom gebracht worden, wo sie in der Propaganda (päbstlichen Missionsanstalt) zu Priestern erzogen werden, um, später nach Amerika zurückgekehrt, gründliche Arbeit für ihren unfehlbaren Herrn in Rom zu thun. Gold ohne Ende kommt von Rom herüber, um dieses Werk zu fördern. Schulhäuser und Kirchen erstehen in sämmtlichen Südstaaten und erwecken ernstliche Bedenken in den einsichtsvolleren Weißen. In ein paar Jahren wird ein großer Theil der von Schwarzen im Süden abgegebenen Stimmen sich mit den katholischen Stimmen des Nordens vereinigen und dann dürfte Rom in der Lage sein, die künftigen Geschicke der amerikanischen Nation zu bestimmen u. s. w.“ Welche Mahnung für unsere lutherische Kirche, die es nicht auf die Stimmen der Schwarzen abgesehen hat, sintemal sie unverrücklich bei Christi Wort bleibt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, sondern, eingedenk des Befehls ihres unsichtbaren Hauptes, allein auf die Rettung der Seelen der Schwarzen! Möge sie mit doppeltem Eifer das begonnene Rettungswerk unter den Schwarzen betreiben und sie wird unter ihnen nicht allein des HErrn Reich bauen, sondern auch damit der dem irdischen Reiche dieses Landes von des Antichrists Reich drohenden Gefahr an ihrem Theile kräftig steuern helfen. L.

Für die Negermission in Little Rock, Ark.,

sind bei mir folgende Gaben eingekommen:

1. Aus der Missourisynode: Von einigen Kindern aus Pastor Büngers Gemeinde für den Christbaum der schwarzen Kinder $5.00; von Kassirer Bartling 4.88; von Kassirer Roschke 8.35.

2. Aus der Ohiosynode: Von der ehrw. Synode selbst 1 Dutzend Gesangbücher; von Pastor Trauger, Petersburgh, O., 18 Exemplare des kleinen, übersetzten Gebetsschatzes und 6½ Dutzend englische Tractate (Werth $9.50); von Past. Tressel, Baltimore, eine große Anzahl engl.-luth. Weihnachtsliturgien.

3. Von Gliedern der deutschen luth. Gemeinde zu Little Rock: von J. E. Geyer 1 Barrel Aepfel; von C. F. Penzel 100 Orangen; von W. Roland die Hälfte des den Kindern geschenkten Candy ($2.80); von Pastor Obermeyer und Lehrer Markworth 3 Dutzend Federn und Federnhalter — alles Gaben für die letzthin stattgefundene Weihnachtsbescherung.

Little Rock, Ark., 10. Januar 1879. F. Berg, Missionar.

Milde Gaben für die Negermission.

Von Pastor F. W., Ueberschuß an 25 Exemplaren „Missionstaube“, $2.25. Durch Pastor H. Fick, Boston, Mass., von seiner Gemeinde 4.00; von Pastor F. W. Pennekamp 5.15; von Pastor W. Schröder in Renfrew County, Ont., 5.25; von der St. Stephans-Gemeinde in Alice 2.25.

J. Umbach, Kassirer.

„Die Missionstaube“ erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar	$ .25
5 „	1.00
12 „	2.00
25 „	4.00

Die Parthie-Preise gelten nur dann, wenn alle Exemplare unter Einer Adresse versandt werden können.

Zu bestellen und zu bezahlen ist das Blatt bei dem „Luth. Concordia-Verlag“, St. Louis, Mo.

Alle die Redaction betreffende Einsendungen sind zu adressiren an Rev. F. Lochner, Box 597, Springfield, Ills.; alle Geldbeiträge für die Negermission an den Kassirer J. Umbach, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlag“, St. Louis, Mo.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimath und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

1. Jahrgang. **April 1879.** Nummer 4.

Wie auch Laien rechte Missionare sein können.

Ein Missionsbild aus China.

Um den Heiden das Evangelium zu predigen, dazu bedarf es nicht eines besonderen Berufes der Kirche, oder gar, wie vor Jahren allhier Etliche genarret haben, eines besonderen Berufes der Heiden selber. „Hier sollst du", sagt Dr. Luther, „den Christen an zweierlei Ort stellen, aufs Erste, wenn er ist an einem Ort, da keine Christen sind, da darf es keines andern Berufs, denn daß er ein Christe ist, inwendig von Gott berufen und gesalbt; da ist er schuldig, den irrenden Heiden oder Unchristen zu predigen und zu lehren das Evangelium, aus Pflicht brüderlicher Liebe, ob ihn schon kein Christ dazu beruft (also auch nicht einmal eine Gemeinde oder eine Missionsgesellschaft als Einen aus ihrer Mitte sendet, d. R.). Also thät St. Stephan Act. 12, 7., dem doch kein Amt von den Aposteln zu predigen befohlen war, und predigte doch und thät große Zeichen im Volk. Item eben thät auch Philippus, der Diakon, Stephans Geselle, Act. 8, 5., dem auch das Predigtamt nicht befohlen war. Item so thät Apollo Act. 18, 25. 26. Denn in solchem Falle sieht ein Christe aus brüderlicher Liebe die Noth der armen verdorbenen Seelen an und wartet nicht, ob ihm Befehl oder Brief von Fürsten oder Bischöfen gegeben werde, denn Noth bricht alle Gesetze und hat kein Gesetz. So ist die Liebe schuldig, zu helfen, wo sonst niemand hilft, der hilft oder helfen sollte. Aufs Andere, wenn er aber ist, da Christen an dem Orte sind, die mit ihm gleiche Macht und Recht haben, da soll er sich selbst nicht hervorthun, sondern sich berufen und hervorziehen lassen, daß er an Statt und Befehl der Andern predige und lehre." Wen daher

die Liebe Christi dringt und wer es ohne Verletzung einer anderen, ihm bereits obliegenden Liebespflicht oder wer es in Verbindung mit seinem irdischen Lebensberuf vermag, der gehe getrost hin und verkündige kraft seines geistlichen Priesterthums den Heiden die Tugenden deß, der uns berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht.

Aber bedarf es dazu nicht wenigstens einer besonderen Vorbildung? Auch das nicht immer. Allerdings erfordert die Mission unter den Heiden vielfach vorgebildete, ja oft recht gelehrte Missionare; denn welch eine gründliche Kenntniß der heiligen Sprachen und anderer Sprachen, sowie mancherlei Wissenschaft erfordert die Uebersetzung der heiligen Schrift in die jeweilige heidnische Landessprache; mit welchen Waffen der Gelehrsamkeit muß z. B. ein Missionar unter den Heiden Ostindiens gerüstet sein und welch einer gründlichen Erkenntniß der heilsamen Lehre bedarf die Leitung der unter den Heiden gepflanzten Kirche! Aber so nöthig und nützlich eine größere oder geringere Vorbildung für den Missionsberuf in der Regel ist, so ist sie es doch nicht allewege. Auch ein ungebildeter, von der Liebe Christi gedrungener Laie kann mit Segen das Heil in Christo den Heiden verkündigen, wie er es einfältig nach seinem Katechismus erkannt und es selbst erfahren hat.

Ein lebendiges Beispiel hievon insbesondere, wie von dem Gesagten überhaupt, sind jene aus Jerusalem verscheuchten, nach Samaria geflohenen Christen, von denen es Apostelgesch. 8, 4. heißt: „Die nun zerstreuet waren, gingen um und predigten das Wort", und deren Werk hernach die von Jerusalem gesandten Apostel Petrus und Johannes besichtigten und bestätigten, V. 14—17. Will aber der Leser ein entsprechendes Bild aus der Gegenwart sehen, so zeigen wir ihm solches in zwei jungen Chinesen durch nachfolgenden Auszug aus dem „Calwer Missionsblatt", das zugleich ein Bild von den Lebensregungen in Nord-China zur Zeit und in Folge der schrecklichen Hungersnoth ist, deren sich der HErr, wie in Ostindien, so in China, für den Lauf seines Wortes bediente.

Vor ungefähr vier Jahren kam ein junger chinesischer Bauer aus dem Dorfe Ma-lien-tswang in Geschäften nach Tientsin, der Hafenstadt von Peking, der Haupt- und Residenzstadt des chinesischen Kaiserreiches. In der dortigen Kapelle der Londoner Missionsgesellschaft hörte Wang-wei-tscheng — so hieß der junge Mann — zum erstenmal in seinem Leben eine Predigt des Evangeliums, welche einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er sich sogleich entschloß, einige Zeit da zu bleiben, um sich im Christenthum unterrichten zu lassen. Als getaufter Christ kehrte er endlich in seine Heimath zurück. Von der Liebe Christi gedrungen, das im Glauben erkannte Heil auch seinen heidnischen Landsleuten zu verkündigen, erschien er aber schon nach einigen Monaten wieder in Tientsin mit der dringenden Bitte um Aufnahme in das kleine Predigerseminar des Missionars Lees, wo er übrigens auf eigene Kosten leben wollte. Zu ihm gesellte sich nach einiger Zeit sein jüngerer Bruder, den er von einem Besuch in der Heimath mit sich brachte, der bald darauf ebenfalls getauft und in das Seminar aufgenommen wurde. So studirten beide nun miteinander, bis in Folge der im Norden China's ausgebrochenen Hungersnoth ihre Mittel zur Selbsterhaltung nicht mehr ausreichten,

und Missionar Lees sich genöthigt sah, ihnen zusammen wenigstens so viel zu geben, als sonst Ein Seminarist zu erhalten pflegte. Mit der Zeit stellte es sich aber heraus, daß der ältere von ihnen trotz seines Eifers im Lernen doch nicht recht vorankam, während der jüngere schnelle Fortschritte machte. Da er nun schweren Herzens sich entschließen mußte, zu seiner Bauerei wieder zurückzukehren, so tröstete ihn doch dabei die Hoffnung, auf diese Weise seinen jüngeren Bruder im Seminar erhalten zu können. Doch auch dieser Plan wurde durch eine Tante vereitelt, die darauf bestand, daß beide Brüder in ihre Heimath kommen und bei einander bleiben müßten, und der sie als ein elternloses Geschwisterpaar zu gehorchen hatten, da dieselbe nach chinesischem Recht Mutterstelle vertrat.

Im Winter darauf kam Wang-wei-tscheng aber nicht weniger als dreimal nach Tientsin und zwar jedesmal mit einem Landsmann, den er für das Christenthum gewonnen hatte, der dann unterrichtet wurde und nach einiger Zeit wieder als getaufter Christ in seine Heimath zurückkehrte. Diese Neubekehrten, welche aus verschiedenen Dörfern stammten, waren alle, wenn auch nicht gelehrte, so doch verständige, Bücher lesende Leute, die unter ihren Landsleuten nicht ohne Einfluß waren. Ueberdies brachte Wang auch noch einen seiner Verwandten mit, einen Arzt, Namens Wong-teh-hsin. Derselbe war ein eifriger Buddhist, ein Anhänger des am weitesten verbreiteten ostasiatischen heidnischen Religionssystems, gewesen, hatte ganze Tage und Nächte mit dem Hersagen von Gebeten und dem Studium von Religionsbüchern zugebracht, bis er auf merkwürdige Weise mit dem Christenthum bekannt wurde. Nach dem Tode seines Vaters war ihm bei der Theilung des Erbes nämlich eine Kiste voll alter Bücher zugefallen, die er anfangs nicht weiter beachtete, eines Tages aber aus Neugier durchzustöbern begann. Da zog ein Buch seine Aufmerksamkeit auf sich, welches ihm ganz neu war und das er nicht verstehen konnte. Er merkte wohl, daß es irgend ein heiliges Buch sein müsse, aber sah zugleich aus dem Inhalt, daß es völlig verschieden war von allem, was er bisher gelesen hatte. So ging er denn mit dem wunderlichen Buch zu dem berühmtesten Buddhistenpriester der Nachbarschaft, mit dem er persönlich befreundet war, und als dieser ihm keinen Aufschluß geben konnte, wandte er sich an einen gelehrten Taoisten, der aber eben so wenig Bescheid wußte. Das Räthsel wurde ihm erst gelös't, als er bei Gelegenheit einer Neujahrsvisite bei seinem Neffen, unserem Wang, diesem seinen Schatz zeigte und nun die Auskunft erhielt: Das sei das heilige Buch der Religion, welche er, Wang, vor einiger Zeit angenommen. Es war ein Neues Testament, das ohne Zweifel vor vielen Jahren von irgend einem Missionar oder Colporteur als guter Same war ausgestreut worden und jetzt doch wenigstens den Keim des Nachdenkens und Forschens im Herzen seines Besitzers hervorgebracht hatte. Was Onkel und Neffe an jenem Neujahrstag mit einander verhandelten, kann man sich denken. Der eifrige Buddhist war aber nicht so schnell überzeugt. Nach der ersten Unterhaltung hatte Wang wenig Hoffnung für seine Bekehrung. Um so größer war dann aber seine Freude, als jenem die Augen aufgingen und er um jeden Preis getauft sein wollte. Der Missionar zögerte Anfangs mit der Gewährung dieses Wunsches, weil der Bittende noch keine gründliche Kenntniß des

Christenthums besaß und auch persönlich ihm noch zu wenig bekannt war. Es war aber unmöglich, seiner Bitte auf die Dauer zu widerstehen. Mit Thränen in den Augen — was bei Chinesen eine große Seltenheit ist — erklärte er, Jahre lang habe er nach einem Mittel gesucht, von der Sünde erlös't zu werden; jetzt glaube er an JEsum und wisse, daß er der wahre und einzige Heiland sei. Und wenn man ihn auch Jahre lang warten lasse, so werde er doch noch dasselbe sagen; man solle ihn also doch als Jünger heimziehen lassen. So wurde er denn durch die heilige Taufe unter die Zahl der Jünger JEsu aufgenommen, wobei er ein einfaches, aber kräftiges Glaubensbekenntniß vor den zahlreich versammelten Heiden ablegte, sein Neffe aber denselben erzählte, wie der Neugetaufte zur Erkenntniß des Heils gekommen sei.

Aber Gott ließ den beiden Brüdern, welche so ungern aus dem Prediger-seminar hatten austreten müssen, noch mehr gelingen. Zu Anfang des vorletzten Jahres kam die Nachricht in Tientsin an, daß hauptsächlich durch ihre Bemühungen fünf oder sechs Leute wieder gewonnen seien, ja Wang kam selbst, um davon zu erzählen und wo möglich den Missionar zu einer Reise nach Ma-lien-tswang zu bewegen, da er nicht alle Gewonnenen nach Tientsin bringen könne. Was war dem Missionar lieber, als einem solchen Rufe zu folgen? Kaum war er in Wang's Heimath angekommen, als es sich zeigte, daß dieser nur zu bescheiden von der Bewegung, welche hier unter die Leute gekommen war, berichtet hatte. Ueber hundert Personen, Männer und Frauen, hatten ihre Namen auf die Liste gesetzt, welche Christen zu werden wünschten, und in einem Hause wurde dem Missionar ein ganzer Haufe metallener Götzenbilder gezeigt, die alle von den Leuten weggeworfen waren und nun unter einem Tische da lagen. Ja, während sonst das chinesische Landvolk dem Missionar so gern aus dem Weg geht und ihn mit Mißtrauen betrachtet, kamen ihm hier die Leute mit der größten Herzlichkeit entgegen, und — was vollends unerhört war — auch die Weiber waren ganz zutraulich und erklärten ihr Verlangen, etwas von JEsus, dem Heiland der Welt, zu lernen, während sie zugleich ihrer Verachtung für die todten Götzen Ausdruck gaben. Um etwas allein zu sein und sich ein wenig zu sammeln, flüchtete sich darauf der Missionar von all den lieben Leuten hinweg ins Freie. Als er nach einiger Zeit sich wieder dem Dorfe näherte, war er nicht wenig verwundert, ein bekanntes geistliches Lied singen zu hören. Es war ein junger Seminarist, der mit von Tientsin gekommen war und sich sogleich an die Arbeit gemacht hatte, zunächst einmal den Leuten einen Begriff vom Singen der Christen zu geben. Nach einer gesegneten Abendandacht begab sich dann alles zur Ruhe.

In den nächsten Tagen machte Missionar Lees zahlreiche Ausflüge in die meist sehr von Hungersnoth heimgesuchte Umgegend, theils um zu predigen, theils um den Nothleidenden einige Unterstützung zu geben. Sein Hauptquartier blieb aber Ma-lien-tswang. Hier versammelten sich am ersten Sonntag nicht weniger als 30 Männer und 40 Frauen, natürlich unter freiem Himmel, auf einem Hof, da kein Haus oder Zimmer groß genug gewesen wäre, so viel Leute auf einmal zu fassen. Während des Gebets knieten alle andächtig hin, ja während das Vaterunser gesprochen wurde, versuchten mehrere, es nachzusagen, und nachher

stellten die eingebornen Gehilfen dem Missionar zehn Männer vor, welche sie für gefördert genug hielten, um sie zur Taufe zu empfehlen, und welche der Missionar auch sämmtlich annehmen konnte. Am Nachmittag wurden die Frauen geprüft, von denen aber nur sechs als tüchtig erkannt wurden. Von den 80 Familien des Dorfes haben wenigstens 45 dem Götzendienst entsagt, ja sogar ihre Ahnentafeln vergraben und ihre Götzen weggeworfen. Das Erfreulichste ist der große Lerneifer dieser Leute. Die eingebornen Gehilfen hatten beständig kleinere oder größere Gruppen um sich, denen sie biblische Geschichten erzählen oder den Katechismus erklären mußten, und jeden Abend wurde nach beendigter Feldarbeit im schönen Mondlicht noch eine Andacht mit allen gehalten, ja viele blieben noch tief in die Nacht sitzen, um Fragen zu machen und sich über das Gehörte des Näheren zu erkundigen.

Während der Gottesdienste am zweiten Sonntag konnte man spüren, daß die Wochenarbeit nicht vergeblich gewesen. Einige waren weit hergekommen und alle hörten mit Aufmerksamkeit und Verständniß zu. Vom Missionar daran erinnert, daß sie nun auch an den Bau einer kleinen Kapelle denken müßten, erklärten die Hauptpersonen sich bereit, was in ihren Kräften stehe, zu thun, und aus eigenem Antrieb wählten sie sogleich vier Männer und drei Frauen, welchen diese Angelegenheit besonders übertragen wurde. So war auch mit der Bildung einer Gemeinde und der Selbstverwaltung einer solchen der Anfang gemacht.

Im Ganzen brachte Missionar Lees 18 Tage auf dieser Reise zu, von welcher er wenigstens dem Geiste nach erfrischt und gestärkt auf seine Station wieder zurückkehrte. L.

Japan.

Vor drei Jahren kehrte der in Amerika bekehrte Japaner Nisima als Missionar in seine Heimath zurück. Zuerst predigte er einen Sonntag in Yokohama, dann in seinem Geburtsort Annaka, wo Viele ihn mit Freuden hörten und so angeregt wurden, daß sie einen christlichen Lehrer bleibend in ihrer Mitte zu haben wünschten. Indessen hat Nisima in Verbindung mit amerikanischen Missionaren in Kioto ein Seminar gegründet, welches bereits 100 Zöglinge zählt. Einer derselben wurde vor einiger Zeit nach Annaka geschickt, und als Nisima im März v. J. dahin kam, konnte er 30 Personen, 17 Männer und 13 Frauen, taufen und eine eigene Gemeinde constituiren. Alle Kosten werden von den Leuten selber getragen. Ein reicher, angesehener Kaufmann, noch ganz jung, gibt dem Prediger freie Herberge, unterstützt die Sache des Evangeliums auf alle Weise und hat ein Lesezimmer eröffnet, wo Zeitungen, Tractate und christliche Bücher für Jedermann zur freien Benützung aufliegen.

Seit Neujahr 1878 erscheint mit Bewilligung der Regierung auch ein von amerikanischen Missionaren herausgegebener japanesischer christlicher Kalender, in welchem sämmtliche Missionsstationen, Predigtplätze &c. verzeichnet sind.

Ingleichen hat in der Hauptstadt Tokio ein eingeborener Christ Kapelle,

Schule, Waisenhaus und Wohnung für eine namhafte Summe erbaut und der Mission überlassen.

Daß auch die Russen, die bekanntlich zur griechisch-katholischen Kirche gehören, in Japan mit Eifer und Erfolg missioniren, ist bereits in der vorigen Nummer erwähnt worden. Nach einem in der „Irkutsker Zeitung" erschienenen Bericht des japanesischen Popen (russisch-griechischen Priesters) Sawabe hat derselbe 1875—1877 auf der Insel Nipon (eigentlich Hondo) in und um Satsuma 804 Eingeborne getauft und sollen seit 1876 an die 26 neue Predigtstationen gegründet worden sein. Auch hier werden Schulen und Bethäuser von den Gemeinden selbst erhalten, nur die Missionen in Tokio und Gakodade werden von Rußland aus unterstützt. F. L.

Eine Zeitung aus Yokohama berichtet, daß die japanesische Regierung die Herausgabe des ersten Buches Mosis in japanesischer Sprache, von der Amerikanischen Bibelgesellschaft besorgt, gebilligt hat. Dies ist der erste Theil der heiligen Schrift, dessen Erscheinen im Druck von der japanesischen Regierung mittels des Regierungs-Stempels autorisirt worden ist. Wenn man nun bedenkt, wie lange die japanesischen Machtinhaber mit dem entschiedensten Widerwillen die Einführung ausländischer Religionen angesehen haben, so ist diese Nachricht gewiß eine höchst erfreuliche für alle wahren Freunde des Reiches Gottes. Gott schenke auch diesen Heidenländern recht bald die ganze Bibel! Ad. Bd.

Den Missionaren unter den Laos

ist es gelungen, von dem König von Siam eine Proclamation zu erwirken, die erklärt, daß von nun an in den Laos-Staaten, in Lakaun und Lampoon Jedwedem freigestellt sein soll, sich diejenige Religion zu erwählen, die er für die rechte hält. Allen, die Christen werden wollen, ist es erlaubt, ihrer Ueberzeugung zu folgen, und diese Proclamation hat den Zweck, von nun an für alle Zukunft die Furcht vor dem Gegentheil zu entfernen. Es ist ferner allen Prinzen, Herrschern, Verwandten und Freunden derjenigen, welche Christen werden wollen, streng anbefohlen, diesen nichts in den Weg zu legen und daß ihnen kein Glaube aufgezwungen, noch irgend welche Arbeit von ihnen gefordert werde, die im Widerspruch steht mit ihrem Glauben, wie z. B. Dämonen anzubeten oder denselben zu opfern und am Tage des HErrn zu arbeiten. Ad. Bd.

* * *

Zur Orientirung für manche Leser fügen wir vorstehender Mittheilung des Herrn Einsenders noch folgende Notiz bei:

Laos liegt in Hinterindien und ist ein dem dortigen Königreiche Siam tributpflichtiges kleines bergumkränztes Königreich. Von der südlich gelegenen Hauptstadt Siams kamen im Jahre 1867 presbyterianische Missionare nach Tschiengmai oder Chiengmai, der Hauptstadt von Laos. Zwei der Erstlinge ihrer Arbeit starben bald darauf des Martertodes. Ein Haupthinderniß für das Wachsthum der Kirche nach außen war der auch die bürgerliche Stellung

beherrschende Dämonen- oder Geister- d. i. Teufelsdienst, und die Macht eines Familienoberhauptes, das z. B. dasjenige christliche Familienglied, welches seine Theilnahme an dem mit einer bürgerlichen Handlung verknüpften Dämonendienst verweigerte, dem Könige von Siam als Sklaven überantworten konnte. Zwar hätte der den Missionaren mit seiner Gattin geneigte Vicekönig zu Tschiengmai ein von den Missionaren erbetenes Toleranzedict schon früher erlassen, wäre er nicht auf den Widerstand etlicher Prinzen und anderer Regierungsbeamten gestoßen. Daß und wie nun mit Gottes Hilfe dieser Widerstand endlich besiegt ist, zeigt obige wichtige Mittheilung. D. R.

„Der HErr bedarf ihrer!"

Das Wort aus der Geschichte des königlichen Einzugs Christi in Jerusalem hörte einmal im hannöverischen Lande ein Jüngling in einer Adventspredigt erklären und anwenden. Weil nun dies Wort gar oftmals und mit großem Nachdruck in der Predigt gesprochen und wiederholt ward, klang es ihm nach in Ohren und Herz, wie wir etwa noch lange nachher den Glockenton zu hören vermeinen, wenn es längst ausgeläutet hat. — Aber der Jüngling hat das Wort nicht blos gehört, sondern auch gesehen, nämlich also: Es gab damals im hannöverschen Lande kleine Silbermünzen, die zwei gute Groschen galten, d. i. neun Kreuzer, und darauf war kein Königsbild geschlagen, sondern das eines Pferdes. Als nun der Jüngling am Montag nach jener Predigt seinen Tagelohn empfangen hat, überzählt er Abends sein Geld, und siehe da, es ist ein solches Pferdestücklein darunter; und als er es beschaut, ists ihm, als wäre es kein Pferd, sondern eine Eselin, und er sieht nicht, daß um dasselbe herum geschrieben steht: „12 einen Thaler", sondern er meint die Worte zu sehen und zu hören: „Der HErr bedarf ihrer." Weil aber der HErr verheißen hat: „Alsbald wird er sie euch lassen", ists ihm auch so, als müßte er durchaus und durchaus das Pferdestücklein dem HErrn geben, und er thut es auch auf der Stelle. Es gibt aber dieser Geldstücke viele, und da ists denn geschehen, daß der Jüngling öfters derselbigen eins erhält; und da ists ihm jedesmal gewesen, als ob darum gestanden hätte: „Der HErr bedarf ihrer", und er hat jedesmal sein Neunkreuzerstück willig für die Mission hingegeben und sich nimmer mit Fleisch und Blut besprochen. Als aber aus dem Jüngling ein Mann und aus dem Mann ein Meister geworden war, hat ihn sein Gott und HErr auf mancherlei Weise gesegnet. Da geschah es ihm auch einmal, daß unter seinen Einnahmen sich ein hannöverscher Louisd'or befand, der bekanntlich auch ein Pferd als Wappen trägt. Und es dünkte dem jungen Meister doch halt viel, das goldene Pferd ebenfalls hinzugeben. Aber er lies't die Umschrift: Nunquam retrorsum, und als ein Lateiner von Profession sie ihm übersetzt hat: „Niemals rückwärts", — so denkt er: ei, da darf ich auch niemals zurückziehen und muß auch wieder dieses Rößlein meinem lieben HErrn JEsu geben, und zwar auf der Stelle, denn der gelehrte Uebersetzer hat vielleicht nicht ganz genau übersetzt und es bedeuten die Worte etwa auch noch: „Der HErr

bedarf ihrer“; und alsobald ist das Pferdlein hingegeben. Der junge Meister ist darüber nicht arm geworden; aber der HErr ist auch dadurch nicht so reich geworden, daß er nicht bis auf diese Stunde noch solche Rößlein gebrauchen könnte. Er nimmt auch Stücke, auf denen gerade nicht ein silbernes oder goldenes Pferd geprägt ist, sondern auch ein Silberstück mit — einem „Eagle“, oder auch einen Papierstreifen mit dem Präsidentenbild, auf der Rückseite grün bedruckt und „Greenback“ genannt. (Nach Josephson.)

Warum seid ihr nicht früher gekommen?

(Aus „Nacht und Morgen“ von G. Leonhardi.)

„Als Missionar Schaw eines Tages den Kaffern aus der Bibel vorlas, kam einer der Häuptlinge und rief, nachdem er einige Zeit zugehört hatte, aus: ‚O, warum ist doch dieses Wort nicht vorlängst schon zu uns gekommen? Was ist aus unsern Voreltern geworden, die gestorben sind? Ach, wenn das, was in diesem Buche steht, wahr ist, warum seid ihr nicht früher hergekommen?‘ — Der Missionar schämte sich in diesem Augenblicke für die Christenheit und gestand offen, es sei freilich wahr, daß JEsus befohlen habe, sein Evangelium unter allen Völkern zu verbreiten, und daß dieser Befehl gar zu lange sei vernachlässigt worden. Aber nun seien viele Christen zu der Erkenntniß gekommen, daß das nicht recht gewesen, und seien nun im Begriff, allen Nationen das Wort des Lebens zu schicken. Da glänzten ihre Angesichter vor Freude und einer sagte: ‚Freilich war das nicht recht von eurem Volke, als sie eine so süße Honigscheibe gefunden hatten, um sie her zu sitzen und davon zu essen und zu einander zu sagen: Ei, wie süß ist sie! obgleich der HErr euch gesagt hatte, es sei genug da für die ganze Welt. Aber doch freuen wir uns, daß ihr nun entschlossen seid, uns davon mitzutheilen.‘“ Soweit Leonhardi.

Auch wir kommen spät mit unserer Mission und haben alle Ursache, uns zu schämen, daß wir den edlen Schatz des Evangeliums, das der HErr uns gegeben hatte, den Andern davon mitzutheilen, so lange für uns selbst behalten haben. Wird nicht ein Vater sein Kind tadeln, dem er einen Vorrath süßer Früchte gab für sich und seine Geschwister, wenn es dieselben für sich behielt? O, darum lasset uns eilen, das uns vom himmlischen Vater zur Austheilung übergebene süße Evangelium in diesen letzten Zeiten der Welt noch möglichst Vielen mitzutheilen! C. S.

Meine Tochter war todt und ist wieder lebendig geworden.

(Aus Leonhardi's „Nacht und Morgen“.)

„Ein vornehmes Weib (auf den Gesellschaftsinseln) hatte einen Mann aus geringem Stande geheirathet, und da war's Regel, alle Kinder aus solcher Ehe umzubringen. Das geschah denn auch mit dem ersten und zweiten Kinde. Das dritte war ein liebliches Mädchen. Der Vater wollte es gern erhalten; aber die

Mutter und ihre Verwandten bestimmten es zum Tode; und zwar sollte es in eine mit Brettern bedeckte Grube gelegt werden und verschmachten. Doch der Vater zog es heimlich heraus und gab's seinem Bruder, der es nach Fimeo brachte, wo es von den Missionaren erzogen wurde. — Nach Einführung des Christenthums beweinte die Mutter auch einst bitterlich, daß sie alle ihre Kinder umgebracht habe; denn ihr Mann war gestorben und hatte ihr nicht gesagt, daß jenes Kind noch lebe. Aber eine Frau, die auch das Geheimniß wußte, entdeckte ihr, daß die Tochter gerettet sei und noch zu Fimeo lebe. — Die Mutter reiste alsbald dahin, und als sie an das bezeichnete Haus kam, sah sie mit wundervoller Freude ein liebliches Mädchen in der Thüre stehen, in dessen Gesicht sie alsbald ihre eigenen Züge erkannte. Es war ihre Tochter. Sie drückte sie an ihr Herz mit unbeschreiblicher Wonne und rief laut: ‚Freuet euch mit mir, denn diese meine Tochter war todt und ist wieder lebendig geworden!‘ — Die Mutter ist schon zur Ruhe gegangen; die Tochter ist noch jetzt eine fleißige Lehrerin an einer Christenschule und ein treues Mitglied der Gemeinde.“

O, wie sind doch die armen Menschen, die das Evangelium nicht haben, so schrecklich vom Teufel verblendet, und wie viel glücklicher und seliger werden sie durch das Licht des Evangeliums schon in dieser Welt, wie viel mehr in der Ewigkeit! C. S.

Aus dem Gebiete der innern Mission.

Eine Confirmation.

Ist es Dir nicht jedesmal eine große Freude, werther Leser, wenn Du zusehen und zuhören kannst, wie eine Schaar von Kindern, die in früher Jugend dem HErrn durch die Taufe in die segnenden Arme gelegt worden sind, nach genossenem Unterricht vor dem Altar des HErrn ihren Glauben bekennt und ihren Taufbund erneuert? Noch mehr Freude würde es Dir gewiß machen, wenn Du Zeuge sein könntest, wie eine Anzahl von Kindern, welchen Gott nach seinem Rath die Gabe des Gehörs versagt hat, dennoch mit eigenem Munde laut und verständlich Dem, der sie mit seinem Blut erkauft hat, für Zeit und Ewigkeit sich zum Eigenthum ergibt. Diese Freude haben wir vor kurzem gehabt. Herr Pastor Speckhard nämlich, der Director und erste Lehrer unsrer Taubstummen-Anstalt in Norris bei Detroit, confirmirte am 2ten Sonntag nach Epiphanias des Nachmittags inmitten der Gemeinde des Unterzeichneten zwei taubstumme, schon ziemlich erwachsene Knaben, von denen der eine in der Nähe von Adrian, Mich., der andere in Buffalo, N. Y., zu Hause ist. Die Kirche war, da auch aus den Nachbargemeinden bei dem prächtigen Wetter Viele herbeiströmten, gedrängt voll. Ueber eine Stunde lang examinirte sie ihr treuer, unermüdlicher Lehrer vor der aufmerksam, ja mit Thränen lauschenden Gemeinde und nicht wenig waren wir verwundert zu hören, wie verständlich ihr Sprechen war, welches sie doch nur durch Sehen mit vieler Mühe gelernt haben. Noch mehr aber waren wir erstaunt zu sehen, wie viel sie aus dem Katechismus und Worte Gottes

gelernt hatten. Sie wußten alle sechs Hauptstücke auswendig, ja eine ganze Anzahl von erklärenden Fragen des großen Katechismus und eine Menge Beweissprüche, so daß manches vollsinnige Kind bei seiner Confirmation vor diesen taubstummen Knaben schamroth werden müßte. Und, wie das ganze Examen deutlich zeigte, so war es bei ihnen kein mechanisches, todtes Gedächtnißwerk, sondern sie hatten wirklich in hohem Grade lebendig erfaßt, was sie ihrem Gedächtniß eingeprägt hatten. Nach dem Examen bekannten sie ihren Glauben und wurden eingesegnet und empfingen darauf zum ersten Male den Leib und das Blut ihres Heilandes. Unsere Herzen wurden bei dieser Feierlichkeit warm zum Danke gegen Gott, der da ansieht die Elenden und herabblickt auf das Niedrige und der Verlassenen sich so gern erbarmt, und es hat uns mächtig ermuthigt und angefeuert, an diesem Werke des HErrn, nämlich unserer Missionsanstalt für die Taubstummen, in Zukunft kräftiger, anhaltender und reichlicher mitzuhelfen, als bisher. Willst Du, geliebter Leser, nicht auch Dein Herz warm werden lassen und mit Hand anlegen zur Erhaltung und Förderung unserer Anstalt, die leider noch immer mit einer schweren Schuldenlast zu kämpfen hat? Welch ein Werk und welch eine Freude, wenn Du mit Deinem Scherflein auch nur eine Seele, die auf dem gewöhnlichen Wege nicht zur Erkenntniß des Wortes Gottes gelangen kann, hier hättest zu Christo führen helfen! Ueberlege Dir die Sache und laß sie Deiner Fürbitte und thätigen Liebe dringend empfohlen sein.

Daß bei dieser Gelegenheit eine Collecte zum Besten der Anstalt erhoben wurde, ist wohl kaum nöthig zu bemerken.

Im Auftrage des Taubstummen-Unterstützungs-Vereins
C. H. Rohe.

Vermischtes.

Daß auch eine norwegisch-lutherische Mission auf Madagaskar, dieser bereits mit dem Märtyrerblut eben so reichlich getränkten, als fruchtbar gedüngten großen Nachbarinsel von Ostafrika, nunmehr besteht, wird vielleicht mancher Leser wissen. Die dortige Missionsarbeit der lutherischen Kirche kennen zu lernen, besuchte zu Anfang des vorigen Jahres der anglikanische Bischof etliche Stationen derselben und kehrte von dort mit einem sehr günstigen Eindruck zurück. Nach den Mittheilungen des „Mission Field" findet er unter Anderem, daß die „Einfachheit des norwegischen Charakters" etwas fürs Missionsleben und die Missionsarbeit besonders Geeignetes habe.

Judenmission. In New York, wo von den in den Vereinigten Staaten zählenden 250,000 Juden nicht weniger als der dritte Theil derselben wohnt, hat sich unter dem Vorsitz des dortigen Bischofs der englischen Episcopal-Kirche und unter Mitwirkung von acht anderen Bischöfen dieser Kirche eine Missionsgesellschaft gebildet, die den Namen trägt: „Church Society for Promoting Christianity among the Jews". Am Schlusse eines Aufrufs dieser Missionsgesellschaft heißt es: „Der gegenwärtige Zustand des Judenthums in Amerika bietet besonders

offene Thüren dar. Schon im letzten Jahre (1877) wurden 12 Juden in New York von bischöflichen Geistlichen getauft. Mehrere andere warten auf die Taufe; und das alles durch die stillen und bescheidenen Bemühungen eines israelitischen Privatmannes. Die Gesellschaft hat eine Schule errichtet, in welcher 50 jüdische Kinder christlichen Unterricht erhalten."

"THE LUTHERAN EVANGELIST."

A MISSIONARY MONTHLY.

Published by the Evangelical Lutheran Synodical-Conference of North America. Edited by Prof. R. A. Bischoff.

Von diesem neuen, auf Beschluß der Ehrw. Synodalconferenz sonderlich im Interesse unserer Mission unter den Negern des Südens jetzt erschienenen englischen Missionsblattes ist uns so eben die erste Nummer zugekommen. Dieselbe enthält zunächst ein kurzes Vorwort. Gemäß demselben will der "Evangelist" vor allen Dingen sein, was sein Name besagt: ein Prediger des Evangeliums, ein Gehilfe in der herrlichen Arbeit der Seelenrettung, weshalb er denn auch die Wahrheit von Christo bezeugen und seine englischen Leser mit der Lehre der Schrift bekannt machen will, wie sie in ihrer Reinheit von der theueren Kirche Luthers, des großen Reformators, bekannt wird; er will aber auch für unsere, unter den Negern des Südens arbeitenden Missionare das Organ zu Mittheilungen über ihre schweren Arbeiten und ihre Erfolge auf dem Missionsgebiet sein. Wo es Zeit und Raum gestatten, will der "Evangelist" hie und da auch eine kleine passende "story" erzählen. Wir finden nun in dieser Nummer nicht nur folgende Artikel: "The Source of Christian Knowledge" — "A Lesson" — "What must I do to be saved?" — "The Suffering Saviour"; sondern auch die Einleitung zu einer in Abschnitte vertheilten Lebensgeschichte Luthers: "The Life of Dr. Martin Luther."

So hat sich denn zur deutschen „Missionstaube" gar bald der englische "Evangelist" als Genosse gefunden. Indem wir sein Erscheinen selbst in unserem Blatte zugleich als ein erwünschtes Ereigniß in unserer Mission unter den Negern des Südens mit Dank gegen den HErrn verzeichnen, heißen wir ihn als unseren sonderlich verbundenen Arbeitsgenossen freudig willkommen und wünschen nicht nur herzlich, sondern hoffen auch zuversichtlich, daß er namentlich als eigentlicher Begleiter unserer Missionare Gottes Reich recht fördern helfe.

Das Blatt erscheint monatlich, ist einen halben Bogen stark und fast so groß wie der „Lutheraner". Der Preis, dem der „Missions-Taube" gleich, ist für ein Jahr, mit Einschluß des Porto, folgender:

1 Exemplar	$ .25
5 „	1.00
12 „	2.00
25 „	4.00

Die Parthie-Preise gelten nur dann, wenn alle Exemplare unter Einer Adresse versandt werden können.

Zu beziehen ist es gleichfalls unter der Adresse: „Lutherischer Concordia-Verlag" (M. C. Barthel, Agt.), St. Louis, Mo. L.

Milde Gaben für die Negermission:

Von P. E. F. Melchior, Centreville, Turner Co., D. T., $0.25; durch Lehrer Ph. Bonnoront, Mattison, Cook Co., Jll., aus der Missionsbüchse seiner Schulkinder 2.00; von P. G. Dillmann, Wooster, O., 8.00; durch Herrn G. O. Rustad, Schatzmeister der Norw. Synode, Decorah, Jowa, 236.66; durch P. C. F. W. Sapper von seiner Gemeinde 9.50; von P. H. Weisbrodt, Mount Olive, Macoupin Co., Jll., 10.00; von P. B. Mießler, Carlinville, Jll., 3.20; P. L. Zahn, Nokomis, Montgomery Co., Jll., 2.50; P. J. M. Hahn, Staunton, Jll., 1.00; P. Fr. Schiedt, Allegheny City, Pa., 10.55; P. Fr. Streckfuß, Young America, Carver Co., Minn., 5.00; P. E. Wiegner, St. Ansgar, Mitchell Co., Jowa, 2.00; P. J. Albrecht, Greenwood, Hennepin Co., Minn., 3.00; Herrn H. Richmann, Racine, Wis., .10; durch F. Schwarzrock, Milwaukee, von Hrn. Gustav Romm .25; durch Herrn Barthel erhalten .25.; durch P. Quehl von Frau Oehlke .50; durch W. Kleinschmidt, Green Bay, Wis., 1.00; durch P. C. F. Theiß von s. Schulkindern 2.25; vom Schatzmeister der Minnesota-Synode, Herrn A. Paar, durch

Kassirer T. Schuricht 17.68; von den Herren Claus & Glahn, Leland, Mich., .40; von der Kreuz-Gemeinde in St. Louis 2.00; durch P. Sapper 9.50; P. Weisbrodt 10.00; P. W. Brounwart, Williamsport, Pa., 6.50; P. C. J. Oehlschläger, Pomeroy, O., 27.30; P. Estel, Pierce, Nebr., 6.05; durch P. L. Zahn, Nokomis, Ill., von sr. St. Pauli-Gemeinde 2.00, von ihm selbst 1.00; P. Kleist in Washington, Mo, 5.35; P. Mertz .50; P. Meyn von H. Grote in Marysville, Kansas, 2.00; Hrn. Bressert in St. Louis .25; P. Frey's Gemeinde in Brooklyn, N. Y., durch P. Bünger 37.94; Th. B. durch P. Bünger in St. Louis 3.00; P. Bomhof in Kelso, Minn., 5.00; P. Sutter von sr. Zions-Gemeinde 2.00, Clyde-Gem. 1.52; durch Herrn Kassirer J. Birkner, New York, 59.85 für Negermission, 6.00 für die Negerkirche, zus. 65.85; Josia Buscher in Green Bay, Wis., 3.00; P. A. D. Krämer's Gemeinde in Pottawatomie Co., Kansas, 2.25; J. Richter, Paterson, N. J., 1.00; durch P. Streißguth in St. Paul (von einer Wittwe) 1.00; J. L. Th. in Chicago 1.00; P. W. Dammann, Milwaukee, .75; P. J. Ansorge in Paducah, Ky., .25; A. Breckel .75.

Den l. Gebern für ihre Unterstützung der Mission herzlich dankend und wegen etwaiger Unregelmäßigkeiten und Ungenauigkeit im Quittiren um gütige Nachsicht und Entschuldigung bittend

St. Louis, 24. Febr. 1879 J. Umbach, Kassirer.

Kassenbericht der Negermission

vom 28. October 1878 bis 10. Februar 1879.

A. Einnahme:

28. Oct. 1878. Durch P. A. E. Frey in Brooklyn, N. Y.,	$50.00
9. Dec. Für den Weihnachtsbaum der schwarzen Kinder von Olga und Alfred Denke in Indianapolis, Ind.,	5.00
9. Dec. Collecte durch P. W. L. Fischer in Holland, Dubois Co., Ind.,	16.50
22. Dec. Von P. A. E. Frey in Brooklyn, N. Y.,	50.00
6. Febr. 1879. Gelübde von Frau Sch. in St. Louis	5.00
6. Febr. Von einer ungenannten Frau im Immanuels-District in St. Louis	1.50
10. Febr. Durch P. Sapper in South St. Louis	18.00
Summa	$146.00

B. Ausgabe:

31. Octbr. 1878. An P. F. Lochner für seine Reise nach St. Louis	$ 3.60
20. Dec. An P. F. Berg nach Little Rock gesendet	5.00
10. Febr. 1879. An P. Hanser in Baltimore	25.00
Summa	$33.60

C. Recapitulation:

Einnahme	$146.00
Ausgabe	33.60
Kassenbestand	$112.40

St. Louis, Mo., den 10. Febr. 1879. J. F. Bünger.

„Die Missionstaube" erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar	$ .25
5 „	1.00
12 „	2.00
25 „	4.00

Die Parthie-Preise gelten nur dann, wenn alle Exemplare unter Einer Adresse versandt werden können.

Zu bestellen und zu bezahlen ist das Blatt bei dem „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.

Alle die Redaction betreffende Einsendungen sind zu adressiren an Rev. F. Lochner, Box 597, Springfield, Ills.; alle Geldbeiträge für die Negermission an den Kassirer J. Umbach, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimath und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

1. Jahrgang. **Mai 1879.** Nummer 5.

Unsere Negermission.

New Orleans.

Die lieben Leser wissen bereits, daß Missionar Döscher in zwei verschiedenen Stadttheilen von New Orleans das Werk der Mission unter den Negern daselbst mit sehr guten Aussichten auf Erfolg begonnen hat, und daß ihm der in Baltimore für die lutherische Kirche gewonnene frühere Presbyterianer-Negerpastor, Rev. Polk, als sein Gehilfe gute Dienste leistet, sowie, daß die Aussichten für baldige Gründung einer Negergemeinde in New Orleans günstig sind. Am 3. April schrieb Herr Missionar Döscher in einem Bericht über seine Wirksamkeit daselbst unter Anderem, wie folgt:

„Wenn auch unsere Mission hier in New Orleans nicht so schnell vorwärts geht, als vielleicht manche Brüder erwarten, so dürfen wir doch herzlich dankbar sein für den Segen, welchen der treue Gott schon auf unsere Arbeit gelegt hat. Der öffentliche Gottesdienst wird leider immer noch ziemlich schwach besucht. Letzten Sonntag waren etwa 35 Personen anwesend. Donnerstagabends darf ich froh sein, wenn 10—20 Personen kommen. An Negern fehlt es in der Gegend unserer Mission durchaus nicht. Unserer Missionshalle gerade gegenüber wohnt gleich eine große Menge. Es sind aber bis jetzt nur einzelne wenige Personen, die sich zum Gottesdienst einstellen. Besucht man die Leute, so versprechen sie, daß sie ganz gewiß kommen wollen; es ist aber selten, daß Einer Wort hält. Die Neger dieses Stadtviertels gehören zu den versunkensten und lasterhaftesten in ganz New Orleans. Hurerei und Sauferei gehen furchtbar im Schwange. Um

so nothwendiger ist ja freilich unsere Mission unter ihnen, besonders auch um der armen verwahrlosten Kinder willen. Die Kinder, die bei uns in die Schule gehen, haben zum Theil schon recht tüchtig an ihren eigenen Eltern missionirt und nicht abgelassen, bis sie dieselben zum Gottesdienst brachten. Mein Gehilfe Polk predigt auch zuweilen, jedoch nicht selbständig, sondern so, daß er seine Predigt aufschreibt, dieselbe mir erst vorlies't und darnach hält. Hoffentlich hat die ehrw. Commission gegen diese Art nichts einzuwenden.

„Herr Lehrer Hüttmann steht unserer Sonntagsschule in Sailors Home immer noch mit großer Treue vor. Es unterstützen ihn aus der Zionsgemeinde die Jünglinge B. Pohlmann und K. Keller, sowie die Jungfrauen E. Wendt und E. Smul. Den Religionsunterricht halte ich. Außerdem sind noch mehrere farbige Frauen und Jungfrauen in der Sonntagsschule behülflich. Die Zahl der Schüler ist durchschnittlich 100. Selbstverständlich müssen die Schüler den kleinen Katechismus Luthers auswendig lernen. Im Singunterricht werden nicht nur gute amerikanische, sondern auch deutsche Melodien eingeübt, letztere natürlich auch mit englischem Text. Die Hauptsache in der Sonntagsschule ist die Katechese; Singunterricht, Lesenlassen, Vertheilung von Sonntagsschultickets &c. sind Anhängsel. Die Wochenschule eröffnete ich am 6. Januar mit 26 Schülern. Bis Ende des Monats stieg die Zahl derselben auf 120. Das war aber ein saures Stück Arbeit, mit diesem Volk Schule zu halten. Es war ein Glück für mich, daß der liebe Bruder Köhnke dahier sich sofort bereit finden ließ, mir unentgeltlich in der Schule zu helfen. Auch meine Tochter Maria legte Hand mit ans Werk. Dennoch konnte ich es in der Schule nicht aushalten. Die tägliche Aufregung durch das schauderhafte Verhalten der Kinder war zu viel für mich. Mein altes Herzleiden verschlimmerte sich ganz bedeutend, meine Gestalt verfiel und ich fühlte, daß das Schulehalten mit Negerkindern mich geradezu tödten würde. Eben noch zur rechten Zeit kam Rev. W. R. Polk von Baltimore hier an. Auf dringendes Anrathen der hiesigen Brüder überließ ich nun diesem die Schule, so nämlich, daß Herr Polk die erste und meine Tochter die zweite Klasse unterrichtet. Im letzten Monat ist die Schule von 134 Schülern besucht worden, davon hatte Herr Polk in der ersten Klasse 59 und meine Maria in der zweiten Klasse 75 Schüler.

„Im Bezug auf Ordnung steht es jetzt schon bedeutend besser als im ersten Monat. Auch sonst bemüht sich Herr Polk, die Schule nach allen Seiten zu heben und zu fördern. Gegen unsere Wochenschule arbeiten nicht nur die Baptisten, sondern auch die Freischulen.

„Die Aussichten zur Bildung einer Gemeinde haben jetzt eine bestimmte Form angenommen, indem sich vier Personen zur Aufnahme in die lutherische Kirche gemeldet haben, nämlich ein Mann, der früher Methodist war, und dessen Frau, die bis vor kurzem der römischen Kirche angehörte, eine Wittwe, die ebenfalls römisch-katholisch war, und eine Frau, die früher Methodist war und deren Mann Oddfellow ist. Letztere ist leider in dem Wahne befangen, daß sie nochmals getauft und zwar untergetaucht werden sollte, obgleich sie schon als 10jähriges Mädchen durch Besprengung getauft worden ist. Die Wittwe liegt schon 5 Jahre krank und kann unsere Gottesdienste nicht besuchen. Dafür habe ich sie oft in

ihrer sehr ärmlichen Wohnung besucht, sie aus Gottes Wort gelehrt und mit ihr gebetet. Sie hat zwei Knaben, von denen der eine etwa 13 und der andere 6 Jahre alt ist. Letzteren habe ich kürzlich getauft. Dies ist bis jetzt die einzige Taufe, die ich unter den Negern überhaupt hatte. Die andern Drei sind recht fleißig im Besuchen des Gottesdienstes. Sie lassen alle gerne mit sich reden über das Eine, was noth thut. Sie bezeugen, daß sie im Glauben an unsern HErrn JEsum Christum der Vergebung ihrer Sünden gewiß geworden sind, und geben durch ihr ganzes Verhalten zu erkennen, daß sie ernstlich wider die Sünde kämpfen und der Heiligung nachjagen.

„Ich habe angefangen, diesen Leuten den kleinen Katechismus Luthers zu erklären, und möchte dieselben nicht anders als durch eine öffentliche feierliche Confirmation in die lutherische Kirche aufnehmen.

„Die Mission im dritten District ist jetzt soweit im Gange, daß am Sonntag, den 9. März, die kleine Missionskapelle an der Clayborne Straße eingeweiht werden konnte und daß wir jetzt bereits eine Sonntagsschule mit 17 Schülern daselbst haben. Diese Sonntagsschule wird von Herrn Polk geleitet. Herr Lehrer Köhnke, Herr Lehrer Sauer und Andere helfen nach Nothdurft."

Ferner berichtet Missionar Döscher, daß auch hier in dieser neuen Missionskapelle jeden Sonntag- und Dienstag-Abend Gottesdienst gehalten werde und daß uns in diesem Stadttheil besonders die Römischen entgegen arbeiten. Sehr lobend spricht Herr Missionar Döscher sich aus über unsere deutschen lutherischen Brüder in New Orleans, welche sich der Missionssache sehr treulich mit Rath und That angenommen haben.

Die Zahl der Neger, welche sich unserer Missionsgemeinde anschließen wollten, hatte sich bis zum 8. April bereits auf acht vermehrt. Sobald die Gemeinde gebildet ist, beabsichtigt der Missionar, sich von derselben zu ihrem Pastor berufen und mit Zustimmung der Commission öffentlich einführen zu lassen. Er hält es für das Gedeihen der Mission in New Orleans für nothwendig, daß wir sobald als möglich eine eigene Missionskirche bekommen, wahrscheinlich in dem Stadttheil, wo jetzt in Sailors Home gepredigt und Schule gehalten wird.

Pastor Polk, der schwarze Prediger, hat sich bis jetzt so tapfer gehalten und wohl bewährt, daß Missionar Döscher seine Anstellung und Besoldung vom 1. Mai an von Seiten der Commission befürwortet und erwartet. So sehen denn die lieben Leser, daß Gott der HErr auch unsre Mission in New Orleans schon reichlich gesegnet hat. Er fördere ferner das Werk unserer Hände!

Little Rock.

Herrn Missionar Berg's erster Gehilfe, Herr Student Fr. König vom theologischen Seminar in St. Louis, ist vor einigen Wochen in das Seminar zurückgekehrt, da die ihm von der ehrwürdigen Facultät erlaubte Zeit abgelaufen war. Er hat der Mission das große Opfer gebracht, derselben drei Monate während seines letzten Studienjahres zu dienen. Missionar Berg selbst bezeugt von ihm: „Unter seiner treuen Mithilfe ist die Schule zu einer tüchtigen, leistungsfähigen geworden." Die Beschreibung eines Schultages „aus der ersten Zeit", wie wir

sie in der 3ten Nummer unseres Blattes brachten, würde also jetzt nicht mehr zutreffend sein. Schon als Herr König nach Little Rock kam, fand er den Zustand der Schule bedeutend besser. Jetzt sind körperliche Züchtigungen verhältnißmäßig wenig mehr nothwendig. Selbst die Lieblingssünde der Neger, das Lügen, wird von den Kindern immer mehr abgelegt, und beginnt also das Wort Gottes bereits seine Frucht zu zeigen. Einige, sonderlich ältere, Schüler fangen an, einen ganz entschiedenen christlichen Ernst zu zeigen, und berechtigen zu den schönsten Hoffnungen.

Zum Nachfolger Herrn König's als Gehilfen bei Missionar Berg ist Herr Student H. Frincke vom Seminar in St. Louis erwählt. Derselbe traf schon wenige Tage nach der Abreise Herrn König's in Little Rock ein und arbeitet jetzt bereits zur großen Zufriedenheit seines Seniors in der Schule. Derselbe hat ihm die Schule fast gänzlich übergeben, so daß ihm, dem Missionar, mehr Zeit für seine sonstigen Missionsarbeiten bleibt.

Die Zahl der Schüler nimmt beständig zu und war bis Ende März bereits auf 130 gestiegen, von denen 114 zu gleicher Zeit in der Schule gegenwärtig waren. Was das für eine Arbeit ist, mit so viel Negerkindern aller Altersstufen Schule zu halten und zwar so, daß die Kinder dabei etwas lernen, das wollen wir gar nicht versuchen, dem Leser zu beschreiben; wir würden mit unserer Beschreibung doch weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Wegen des beständigen Wachsthums der Schule wird es nöthig sein, die beiden Zimmer, welche bisher dem Missionar zur Wohnung dienten, und welche durch eine Zwischenwand von dem eigentlichen Kirchraum getrennt sind, aufzugeben und durch Hinwegnahme der Zwischenwand mit zu dem Kirch- und Schulraum zu nehmen.

Ende Februar machte Missionar Berg auch eine Reise nach Dallas und Sherman in Texas und gewann die Ueberzeugung, daß auch der Staat Texas und insonderheit Sherman ein günstiges Feld für Negermission sei.

Durch freundliche Vermittlung Herrn Professor Selle's haben wir nun auch eine Orgel in unserer Missionskirche in Little Rock, und zwar ein sehr schönes Instrument zu einem verhältnißmäßig billigen Preise. Das Geld dafür ist theilweise aufgebracht durch freiwillige Liebesgaben, welche bei Missionar Berg eingegangen sind, und wird anderntheils noch aufgebracht durch die Sonntagsschüler und die Glieder der eigenen Gemeinde. Der Besuch der Gottesdienste wie auch der der Sonntagsschule ist in letzter Zeit ein überaus erfreulicher gewesen. Gott bleibe ferner bei uns mit Seinem Segen! Ihm sei Lob und Preis für Alles! C. S.

Die Mission unter den weißen Heiden u. s. w. englischer Zunge in unserem Lande.

Unsere liebe „Missionstaube“ brachte uns bei ihrem zweiten Ausfluge, im Schluß des Vorwortes, eine Eintheilung der Heiden unseres von Gott, besonders für uns Lutheraner, so reich gesegneten Landes in rothe, schwarze und gelbe

Heiden. Da meine ich nun, es sei noch eine Klasse von Heiden vergessen worden, nämlich die weißen.*) Weiße Heiden in Amerika? Ach ja, es gibt deren nur zu viele, eine große, große Anzahl! Es sind dies nicht nur solche Leute, die, obwohl sie einst getauft und also unserem HErrn Christo einverleibt worden, wieder in offenbar heidnisches Wesen und Leben zurückgesunken sind, sondern auch gar viele, viele, die, obwohl ihre Vorfahren Christen waren, nie in irgend eine Gemeinschaft mit der christlichen Kirche gekommen, die also weiße Heiden im eigentlichsten Sinne des Wortes sind. Besonders unter der englisch redenden Bevölkerung unseres Landes ist diese Klasse der Heiden zahlreich vertreten, und, was unser Herz noch mehr zum Erbarmen gegen dieselben stimmen möchte, nicht Wenige derselben sind Abkömmlinge von lutherischen Voreltern. Besonders der Westen unseres Staatenbundes zählt gar viele solcher armen Leute. Es ist ja eine bekannte, nicht genug zu beklagende Thatsache, daß es im Osten meistentheils gar kläglich bestellt ist mit unserer lutherischen Kirche. Zwar gibt es dort noch viele Tausende und Hunderttausende von Leuten, die sich lutherisch nennen, und zahlreiche „lutherische“ Gemeinden; aber, mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen, ist eine klare Erkenntniß der Heilswahrheiten, der lutherischen Unterscheidungslehren, ist gesundes, christlich-lutherisches Bewußtsein dort nicht zu finden, sicherlich besonders deshalb, weil aus schmählicher Liebe zur Bequemlichkeit mancher Pastoren und aus elendem Geiz der „Laien“ die liebe Jugend ohne allen und jeden gründlichen christlichen Schulunterricht heranwächst. Eine oft noch gar in falschem Geist geleitete Sonntagsschule soll genügen für das, was treue Lutheraner ihren Kindern durch die christliche Wochenschule, diese köstliche Perle der Kirche, zu geben keine Mühe noch Kosten sparen. Welche Grundlage ist nun da für den oft wohl auch an sich nur spärlichen Confirmandenunterricht und für das spätere Gemeindeleben? Da brauchen wir uns freilich nicht zu wundern, wenn nun Leute von den so versorgten (?) Gemeinden im Osten, welche wegen der mancherorts dort herrschenden verhältnißmäßigen Uebervölkerung sich dem weiten Westen des Landes zuwenden, hier theils eine leichte Beute der englischen Secten werden, mehr aber noch der Kirche überhaupt für immer den Rücken wenden, so daß nun auch ihre Kinder vollständig als Heiden heranwachsen.

Sollten und könnten wir von der Synodalconferenz nun nicht auch etwas thun für solche arme weiße Heiden? Ich meine: ja! Die Angelegenheit englischer Mission ist ja schon in den Sitzungen der Synodalconferenz eingehender besprochen und oft auch in dem „Lutheran Standard“ berührt und als dringlich hingestellt worden. Jetzt zeigt uns auch Gott Mittel und Weg, einen rechtschaffenen Anfang einer solchen allgemeineren Missionsthätigkeit zu machen. Durch den „Lutheraner“ ist uns kürzlich mitgetheilt worden, daß unsere lieben englischen Brüder von der Concordia-Conferenz in Missouri bereit sind, uns in dieser Beziehung zu dienen. Diese Brüder haben uns schon seit Jahren vielfache Beweise ihrer christlichen Aufrichtigkeit und ihres großen Eifers für die reine

*) Nach der gewöhnlichen Unterscheidung zwischen „äußerer“ und „innerer“ Mission gedachte der Schluß des Vorworts der hier in Rede stehenden „weißen“ Heiden mit. D. R.

Lehre und für die Ausbreitung des Reiches Gottes durch letztere gegeben. Besonders spricht hierfür auch die Thatsache, daß sie bei aller Armuth ihrer Gemeindlein und trotz ihres weitläufigen Arbeitsfeldes kürzlich bereits drei lutherische Wochenschulen gegründet haben und mit Ernst darauf hinarbeiten, daß alle Kinder ihrer Gemeinden mit regelmäßigem christlichem Schulunterricht versorgt werden. Sie möchten, von brünstiger Liebe zum HErrn, zu seinem Worte und zu den mit Christi Blut theuer erkauften Seelen gedrungen, gerne noch viel mehr thun für die Ausbreitung des Reiches Gottes, als es ihnen bei ihren seitherigen geringen Mitteln möglich war. Deshalb bieten sie uns jetzt ihre Dienste an, ja, bitten uns gar beweglich, ihr Werk zu dem unsrigen zu machen, d. h. sie als unsere Missionare anzuerkennen und zu unterstützen.

Es sei mir erlaubt, hier in der Uebersetzung einen Brief eines dieser theuren Männer auszüglich mitzutheilen. Er schreibt mir:

„Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß alljährlich eine große Anzahl der Kinder unseres geliebten Zions auswandert aus den östlichen Staaten, wo es wegen der hohen Landpreise schwierig für die Leute ist, sich eine Heimath zu gründen, die sich diese nun im weiten Westen suchen, in welchem das Land noch wohlfeil ist. Außer diesen finden sich im westlichen Lande dann noch sehr viele Leute, die nicht Glieder irgend einer Kirche sind. Allen diesen nun, und besonders den Kindern unserer eigenen Kirche, sollte, da sie theuer erkauft sind mit dem köstlichen Blute des Heilandes der Welt, unzweifelhaft die frohe Botschaft der Erlösung gebracht werden. Tausende und aber Tausende der Letzteren sind schon auf immer unserem geliebten Zion verloren gegangen, weil es an Hirten fehlte, sie zu dem frischen Wasser des Lebens zu führen, während eben solche Hirten, indem sie zugleich für ihre Kirchkinder sorgten, Viele gewonnen haben möchten, die jetzt, weil nicht für sie gesorgt wurde, auf immer für die Kirche verloren sind. Und wiederum, es ist kaum zu bezweifeln, daß wenigstens Einige, die so der Kirche erhalten oder wiedergewonnen worden wären, hätten glänzende, hell scheinende Sterne unserer Kirche werden können, durch die abermals Tausende Anderer zur Wahrheit geführt werden möchten!!! —

„Was ist nun in der Sache zu thun? Müssen wir halbes Dutzend Prediger der englischen Conferenz von Missouri allein arbeiten auf diesem ungeheuer großen Felde? Müssen wir warten, bis wir Anstalten errichten können für die Ausbildung von Männern für das Werk? Viele ähnliche Fragen steigen uns auf. Aber es hilft nichts, daß wir versuchen, sie zu beantworten. Wenn uns nicht kräftige Hülfe von Außen wird, so bleibt alle unsere Arbeit wie ein Tropfen am Eimer. Die Missouri-Synode ist deutsch und hat, wie es scheint, vollauf zu thun mit ihren eigenen Leuten. Dasselbe gilt wohl so ziemlich von anderen Synoden. Aber sollen deshalb alle diejenigen Seelen, die gerettet werden könnten, nun umkommen? Nein, diese Sache geht die ganze lutherische Kirche an. Oder sollte etwa unsere englische Bevölkerung weniger Aufmerksamkeit verdienen, als die Neger des Südens? Diese haben freilich auch unzweifelhaft unsterbliche Seelen, die erkauft sind mit dem theuren Blute des Heilandes, und es ist in der That höchst erfreulich, wahrzunehmen, daß unsere deutschen Brüder seit

Kurzem sich so ernstlich bekümmern um ihr ewiges Heil. Es ist gewiß höchst lobenswerth von ihnen, daß sie sich so rührig erweisen, Missionen zu gründen unter den ‚amerikanischen Bürgern afrikanischer Abkunft‘, und sich so bemühen, einige dieser in tiefer Finsterniß sitzenden Söhne unseres gemeinsamen Vaters Adam den Klauen der Proselytenmachenden Papisten, Methodisten und anderer Secten zu entreißen und sie zu dem herrlichen Lichte der Freiheit unseres theuren lutherischen Zions zu führen. Ja, wir sollten frohlocken und unserem Gott Loblieder singen, daß er ihre Herzen in Gnaden zu diesem Werke geneigt hat; denn wer kann die köstlichen Erfolge desselben ermessen? Können nicht etwa demnächst einige jener Afrikaner ihrem Vaterlande das Evangelium bringen und so die Werkzeuge werden, welche die volle göttliche Wahrheit unter ihren Brüdern nach dem Fleisch in jenem finsteren Welttheil verbreiten?

„Aber — sollte nicht ein ähnlicher Eifer unsere deutschen Brüder beseelen, unserer englisch redenden Bevölkerung die reine Lehre zu bringen? Es gibt Tausende unter den Letzteren, welche dieselbe nie gehört haben. Manche derselben sind zweifellos Abkömmlinge von Deutschen und viele von ihnen sind Nachkommen von früheren Gliedern unserer theuren Kirche. Und außerdem gibt es Solche, die bis jetzt noch Glieder unserer Kirche sind, die aber, weil sie keine Pastoren und keine geistliche Weide ihrer eigenen Kirche haben können, nur zu bald sammt ihren Kindern der Kirche ihrer Väter auf immer verloren gehen werden.

„Wie kommt es nun, theurer Bruder, daß, während ich oft mit Freuden im ‚Lutheraner‘ Artikel zu Gunsten der Mission unter den Negern des Südens finde, ich ähnliche Artikel für englische Mission unter unsern Mitbürgern im Westen gänzlich oder doch fast ganz vermisse? Stehen unsere englischen weißen Leute und besonders die früheren Kinder unserer Kirche unseren Deutschen ferner und sind sie geringer bei ihnen geachtet, als die englischen Afrikaner im Süden? Das ist doch unmöglich! Sind doch viele derjenigen, die jetzt englisch sind, nicht nur Abkömmlinge von Deutschen, sondern in vielen Fällen die Abkömmlinge von früheren Gliedern unserer Kirche, und einige derselben beanspruchen noch immer, deren Glieder zu sein.

„Ich möchte nun einen Vorschlag machen in Bezug auf englische Missionen. Im ‚Lutheran Standard‘, und wahrscheinlich auch in anderen englischen Blättern, erscheinen oftmals Artikel, welche englische Missionen durch die Synodalconferenz befürworten. Und es scheint, daß dieser Körper geneigt ist, auf den Plan einzugehen. Mein Vorschlag nun ist einfach der, daß die Synodalconferenz uns, nämlich die kleine, schwache, hülfsbedürftige Conferenz, als einen Theil ihres Missionsgebietes anerkenne, uns unter ihre Fürsorge und Obhut nehme und uns zugleich mit tüchtigen, geeigneten Männern zu dem Zweck versehe, daß unsere Thätigkeit weiter ausgedehnt und uns so Hülfe in unserem Werke geleistet werde, indem besagter Körper die Leitung und Oberaufsicht des Ganzen übernähme, während unsere gegenwärtige Organisation, mit solchen Veränderungen, die zweckdienlich erscheinen möchten, den Kern bilden würde, an den sich entsprechend nahe gelegene, später sich neuorganisirende Gemeinden anschließen könnten. Könnte nicht dieser Plan auch in unseren Blättern, besonders in den

deutschen, etwas besprochen werden? Könnte nicht dann auch die Synodalconferenz bewogen werden, einen Vertreter zu unserer nächsten Versammlung zu schicken, damit er diese Angelegenheit mit uns in Berathung ziehe? Letzteren Vorschlag machen wir, da wir nicht im Stande sind, einen aus unserer Mitte zur Synodalconferenz zu senden, was auch die Hauptursache ist, weshalb wir uns noch immer nicht der Synodalconferenz angeschlossen haben.“

So weit der theure Bruder über diese Sache. Ein weiterer Commentar dazu erscheint mir überflüssig. Falls nun die liebe „Missionstaube“ dies Brieflein sich unter ihre Flügel binden läßt und ihren vielen Freunden überbringt, so zweifle ich nicht, Gott, der HErr, werde auch in Bezug auf diese wichtige Sache mein Gebet erhören, daß er uns allesammt immer reicher machen wolle an erbarmender Liebe. C. A. T. Selle.

Wir sind ihre Schuldner.

Seitdem Japan den Ausländern geöffnet ist, werden ungeheure Anstrengungen gemacht, um das Land für den Unglauben zu gewinnen. Es erscheinen daselbst mehr als 100 tägliche Zeitungen, die, wenn sie etwas sind, ungläubig sind. Zu dem natürlichen Hasse des menschlichen Herzens gegen die Wahrheit kommt in Japan nun noch ein besonderer Umstand. Durch die Art und Weise, wie der Jesuitismus dort vor 300 Jahren auftrat, ist das Christenthum in die größte Verachtung gekommen. Seit 250 Jahren sind die Japanesen gelehrt, daß das Christenthum das Niederträchtigste sei, was es gebe, ja nur ein anderer Name für Zauberei. Wer früher den Namen JEsu aussprach, außer um darüber zu spotten, der war dem Gefängniß und dem Tode verfallen. Dieser Geist herrscht nun nicht mehr in der Regierung, allein das Volk hält noch vielfach Jesuitismus und Christenthum für ein und dasselbe, und ist voller Vorurtheile dagegen. Die Samurai, wie die Classe der Gelehrten in Japan heißt, glauben nicht an die Unsterblichkeit der Seele. Auch verfassen sie Streitschriften gegen das Christenthum. Ein namhafter Gelehrter hat ein Werk: „Darlegung der Irrthümer des Christenthums“, in sechs Bänden geschrieben, wozu der berühmte Schmiadzu Saburo von Satsuma die Einleitung verfaßt hat. Es ist ein giftiges Lästerbuch, welches massenweise verkauft und viel gelesen wird. Die deutschen und holländischen Lehrer an den medicinischen Anstalten und Hospitälern sind in der Regel Ungläubige, die den Unglauben lehren. Den Schülern in den medicinischen Anstalten wird versichert, daß in Europa kein Gelehrter von einiger Bedeutung ein Christ sei. Auch in den englischen und deutschen Schulen der Wissenschaft und Sprachkunde gibt es manche Lehrer, die ein offenbar unmoralisches Leben führen und ihren Unglauben geradezu bekennen. Deutsche und holländische Bücher, welche zu beweisen suchen, daß es keine Seele gebe, werden übersetzt und durch das ganze Reich verbreitet. Auch aus dem Englischen werden viele ungläubige Schriften übersetzt. Kurz, die ungläubige Literatur ist in Japan hundertmal größer, als die christliche. Es existirt zur Zeit in Japan

nur Eine christliche Zeitschrift, welche nur in 2000 Exemplaren erscheint. Wenn nicht bald mächtigere Anstrengungen gemacht werden, um dem Unglauben entgegen zu wirken, dann ist der Tag verloren und Japan wird eine Beute des Unglaubens. (Aus: Bericht der amerikanischen Tractat-Gesellschaft von Japan. 1878.)

Das arme Japan! Es hat seine Thore vertrauensvoll allen Völkern geöffnet, um von ihnen eine höhere Cultur zu erlangen, und nun zieht durch dieselbe die Pest des deutschen Unglaubens ein, um unter dem Schein der Wissenschaft ein edles Volk zu verderben. Diese traurige Thatsache erinnert uns, daß wir in besonderem Sinne ihre Schuldner sind. Möge der Tag nicht ferne sein, der den Japanesen das Gegengift gegen Jesuitismus und Unglauben bringt, nämlich das reine Evangelium, die Schätze der Reformation, ehe es zu spät ist.

F.

Afrika.

Im Zululande, dem südöstlichen Theile des heißen Afrika's, wo die Heimath der Neger ist, ist jetzt Krieg zwischen den Engländern und den Eingebornen. Dieser Krieg wird wahrscheinlich üble Folgen haben für die Mission in dieser Gegend. Hier gibt es viele lutherische Missionsstationen, sonderlich auch der Hermannsburger Mission. Die ersten acht Missionare der Hermannsburger Mission gründeten nur etwa zwei Stunden weit von der Zulugrenze in dem benachbarten Natal die erste Hermannsburger Missionsstation, Neu-Hermannsburg, im Jahre 1854. Von hier aus breiteten sie sich immer mehr in nördlicher Richtung aus und gründeten nach und nach eine ganze Anzahl Missionsstationen im Zululande, wie auch in dem benachbarten Betschuanenlande.

C. S.

Negerwanderung.

Viele tausend Neger aus dem Süden unseres Landes verlassen jetzt ihre Wohnplätze und ziehen nach Kansas. In St. Louis haben sich Gesellschaften gebildet, welche in der ganzen Stadt Geld sammeln, um solche Neger, denen die Mittel zur Weiterreise fehlen, weiter zu befördern. Tausende von Negern haben sich auch gemeldet, um nach Afrika zu ziehen. Eine Gesellschaft im Osten soll bedeutende Summen bewilligt haben, um Neger nach Liberia in Afrika zu bringen. Liberia ist eine Negerrepublik an der Westküste von Afrika, und wurde vor etwa 60 Jahren von einer amerikanischen Gesellschaft angekauft zur Ansiedlung freier Neger. Im Jahre 1847 erklärte sich Liberia für eine freie Republik unter einem eigenen Präsidenten. Nur Neger können Bürger werden. Von der Bevölkerung sind über 20,000 aus Amerika eingewanderte Neger. Viele von ihnen haben auch das Christenthum von Amerika mitgebracht. Durch den Dienst unserer

Mission unter den Negern mag es geschehen, daß später auch lutherische Neger von hier nach Liberia gehen und durch dieselben die reine Lehre des Wortes Gottes nicht allein nach Liberia, sondern auch nach dem Innern von Afrika kommt.

C. S.

Wie ein afrikanischer Häuptling Christen beschämt.

Die Bamangwato, ein südafrikanischer Volksstamm, haben das Glück, nicht nur christliche Missionare, die ihnen die Wahrheit sagen, sondern auch einen verständigen Häuptling, der auf den Rath der weißen Lehrer hört, zu besitzen. Derselbe heißt Khame und hat sich bisher entschieden den Londoner Missionaren freundlich erwiesen, die in seiner Hauptstadt Schoschong angesiedelt sind. Als ein weiser Regent nun hat derselbe schon früher ein Gesetz ergehen lassen, daß in seinem Lande Branntwein weder verkauft noch getrunken werden dürfe. Er hatte gesehen, wie das Feuerwasser Schwarze und Weiße zu Grunde richtet, und wollte seinem Volke die traurige Erfahrung von den Folgen der Trunksucht ersparen. Nun kamen weiße Händler ins Land. Sie handelten zwar nicht mit berauschenden Getränken, sie waren aber selbst Trinker, und zwar unmäßige. Khame ließ sie mehreremal warnen oder warnte sie selbst. Aber sie ließen sich nichts sagen. Hätten sie nur hie und da ein Gläschen getrunken, so hätte der Fürst, wie er selber sagte, ein Auge zugedrückt; aber dabei ließen sie es eben nicht bewenden, sondern betranken sich, scheints, recht gründlich. Nun wurde Khame wüthend. Er ließ die Uebelthäter kommen und hielt ihnen folgende Rede: „Ich versuche meine Unterthanen bessere Dinge zu lehren und sie zu heben; aber wie kann ich hoffen, etwas auszurichten, wenn sie sehen, wie ihr Weißen, die ihr Gottes Wort schon so lange besessen habt, Unrecht thut? Aber ich will dergleichen nicht länger dulden; ihr müßt euch aus meinem Gebiet entfernen; ich will euch nie wieder sehen. Die, welche mein Gesetz nicht übertreten, dürfen bleiben. Ich werde sie gerne sehen."

Aehnliche Fälle sind schon mehr vorgekommen, nicht nur in Südafrika, sondern auch auf den Inseln der Südsee und sonst. Wer sich über den langsamen Fortschritt der Missionsarbeit wundert, der sollte doch auch bedenken, daß an demselben nicht die Missionare schuld sind oder gar das Christenthum selbst, welches sich angeblich nicht für alle Völker eignen soll, sondern vor allem diese Gegenmissionare, welche bewußt oder unbewußt, absichtlich oder unabsichtlich durch ihren lasterhaften Lebenswandel den Heiden Aergerniß bereiten und den Fortschritt des Evangeliums aufhalten. (Calw. Miss. Bl.)

Ein Christ Buddhist geworden.

Um einer Heirath willen ist in dieser letzten betrübten Zeit dann und wann einmal ein Christ ein Jude geworden und nicht nur um zeitlichen Genusses und in Hoffnung zu erlangender Ehren und Würden willen wird da und dort ein Christ

freiwillig ein Türke, sondern sogar auch aus Gelehrten-Ehrgeiz, wie der Afrika-Reisende Rohlfs. Das aber ist noch nicht dagewesen, daß ein sogenannter Christ, und noch dazu ein Gelehrter, aus Gelehrten-Ehrgeiz förmlich ein Heide geworden ist, ja sogar sich förmlich zum Götzenpriester hat weihen lassen. Nach dem „Bombay Guardian" nämlich erzählt ein Correspondent der „China Mail" unterm 15. Juli des vorigen Jahres, daß in Siam ein östreichischer Katholik Buddhist geworden und am 8ten d. M. förmlich und feierlich zum Priester geweiht worden sei. Derselbe sei ein äußerst begabter, gelehrter und gewandter Mann, der in ein paar Monaten (?) die sehr schwere siamesische Sprache gelernt habe. Sein Zweck sei die gründlichere Erforschung des Pali, dieser heiligen Sprache des Buddhismus, deren tiefere Geheimnisse nur in den höheren Rangstufen der Priesterschaft bekannt sind.

So charakteristisch übrigens der hier mitgetheilte Religionswechsel ist, so erscheint er doch nicht als ein so ungeheurer, wenn man bedenkt, daß die Religion des Buddha, d. i. des Erleuchteten, deren Bekennerzahl der des Christenthums nahezu gleichkommt, zwar auf der höchsten Stufe der sogenannten Erleuchtung zur Leugnung eines Gottes führt, gleichwohl aber als Cultus in der Verehrung des Bildes und der Reliquien des Buddha besteht; daß sie eine erträumte Welt von Untergöttern gleich den papistischen Heiligen hat; daß sie dem Priesterstande eine höhere Erleuchtung zuschreibt und daß sie zur Erlangung einer höheren Heiligkeit gleichfalls das Klosterleben pflegt, dabei die buddhistischen Mönche und Nonnen ebenso das dreifache Gelübde des Gehorsams, der Armuth und der Ehelosigkeit abzulegen haben, wie die papistischen Mönche und Nonnen. L.

Zur geordneten Liebesthätigkeit.

In der jetzigen kaiserlichen Residenzstadt Deutschlands brachte einmal ein armer Soldat dem Pastor K. 1 Thlr. 5 Pf. als Beisteuer zu einem christlichen Liebeswerke. Als der Empfänger sich über das Pfenniggefolge des Thalers wundert, erklärt der Soldat, er habe sagen hören, daß auch der unbemittelte Mann täglich einen Pfennig erübrigen könne. Er habe es versucht, habe den täglichen Pfennig nicht vermißt und bringe somit am Jahresschlusse seine 365 Pfennige. Sieh, lieber Christ, so kann auch ein Pfennig, regelmäßig zur Förderung des Reiches Christi gegeben, etwas nützen, so kann auch der Aermere durch eine geordnete Liebesthätigkeit etwas ausrichten. Bedenke, die kirchliche Missionsgesellschaft in London bekommt allein durch die sogenannten Penny-Vereine jährlich mehr als 80,000 Thaler! Erwäge daher, was sich durch eine allewege geordnete Liebesthätigkeit, wie sie eben der rechte Liebeseifer ins Werk zu setzen und einzurichten vermag, unter uns an Handreichung zur Arbeit auf dem Gebiet der inneren und äußeren Mission ausrichten könnte! L.

Namensänderung.

Das in Nr. 4. der „Missions-Taube" angezeigte englische Missionsblatt der Synodalconferenz hat seinen Namen: „The Lutheran Evangelist" umgeändert, da nach Erscheinen der ersten Nummer die Redaction inne wurde, daß ein Blatt dieses Namens bereits vorhanden sei. Sein nunmehriger Name ist:

"THE LUTHERAN PIONEER."

Für die Negermission in Little Rock, Ark., erhalten:

1. Aus der Illinoissynode: Durch P. Merbitz von Frau N. N. $ .25.

2. Aus der Missourisynode: Von Prof. Selle 25.00 Rabatt auf unsere Orgel. Frau N. N. in Little Rock 1.00. Kassirer Eißfeldt 1.00. Kassirer Grahl 1.00. Vom Jünglingsverein der Dreieinigkeits-Gemeinde in St. Louis 10.00. Durch P. L. Schütz von Julius Thurow 1.00 und von F. Köhler 2.00. P. Lauritzen 2 Packete Sonntagsschulkarten.

3. Aus der Norwegischen Synode: Durch Prof. Larsen eine große Anzahl von Kinderkleidern von einem Frauenverein in New York, eine besonders liebe Gabe, die den Missionar in Stand setzt, auch andere, als geistliche Wohlthat zu üben. Solche Gaben sind immer willkommen. Ueberhaupt werden werthe Frauenvereine daran erinnert, daß sie auch in gleicher Weise, wie jener New Yorker Frauenverein, die Mission unterstützen möchten.

4. Aus der Ohiosynode: Von der Synode selbst 1 Dutzend Gesangbücher; ebenso wurde die Zahl der monatlich geschenkten Luth. Child's Papers auf 120 vermehrt. Von P. Eirich und einigen Gemeindegliedern 1.75.

5. Von meiner Sonntagsschule und einigen erwachsenen Negern für die Orgel 20.45.

Gott vergelt's den lieben Gebern!

Little Rock, 5. April, 1879. F. Berg, Missionar.

Milde Gaben für die Negermission.

Durch P. Ph. Hölzel von A. Wachs $1.00. Durch P. Ph. Wambsganß von s. Gemeinde 4.00. Durch P. F. Wilhelm von Ch. Wilhelm 5.00. P. F. W. Franke von Portland, Ind., ein Abendmahlsgeräth für die Negermission. Durch P. E. Mahlberg von s. Gemeinde, Abendmahlscollecte 2.50, von einer Freundin der Mission 2.00, von Frau Rottmann .50. Durch P. R. Winkler von seinen Confirmanden 2.25. Durch P. Bünger von einem ungenannten Pastor für den ersten schwarzen Negermissionar 25.00. Durch P. G. F. Schilling von Joh. Lücke 1.00, Herm. Klug .50, Heinr. Weber .25, Ph. Schneeberger 1.00, H. Ramel 1.00, Aug. Oppermann .25, Carl Blecks Familie 5.00, zus. 9.00. Durch Lehrer Große in St. Louis von Schulkindern der Gemeinde in Baden 1.00. Von der Gemeinde des P. Lenk durch H. Schwarz 5.00. Von P. Rupprecht 1.00. Hrn. Brömer 1.00. Durch P. E. Wiegner von einem Glied sr. Gemeinde 1.00. August Beye in Mercer County, Ind., .50. Durch P. Schliepsiek von sr. Gemeinde in Dwight .40, in Cayuga 1.00. Durch P. J. H. Bethke von sr. Gem. in Arcadia 4.60, in Tipton 1.75, in Kokomo .95, zus. 7.30. Durch W. Klünder von L. Dettmenring 2.00. P. C. Apers .30. P. Chr. Kühn 1.00. Aus der Missionsbüchse der Gemeinde P. Ave-Lallemant's 1.50.

NB. In meiner Quittung für Nr. 3. d. Bl. (März) lies anstatt „P. F. W. Pennekamp $5.15": P. Pennekamps Gemeinde.

J. Umbach, Kassirer.

„Die Missionstaube" erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar	$ .25
5 „	1.00
12 „	2.00
25 „	4.00

Die Parthie-Preise gelten nur dann, wenn alle Exemplare unter Einer Adresse versandt werden können.

Zu bestellen und zu bezahlen ist das Blatt bei dem „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.

Alle die Redaction betreffende Einsendungen sind zu adressiren an Rev. F. Lochner, Box 597, Springfield, Ills.; alle Geldbeiträge für die Negermission an den Kassirer J. Umbach, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimath und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

1. Jahrgang. Juni 1879. Nummer 6.

Was hat Henry M. Stanley für die Mission im „dunkeln Erdtheil“ gethan?

Der Name Henry M. Stanley ist aus den Zeitungen ja wohl den meisten unserer Leser bekannt genug. Daß aber der Name dieses kühnen Amerikaners, der sich vom Zeitungsberichterstatter auf einmal zum berühmten Erforscher des Innern von Afrika, dem „dunkeln Erdtheil“, aufgeschwungen hat, auch für die Missionsgeschichte nun von Bedeutung geworden ist, dürfte wohl nicht allen bekannt genug sein. Und doch hat Stanley, der nicht, wie der heimgegangene Livingstone, zugleich auch als Missionar auszog, sondern allein als Erforscher, auch für die Mission nichts Geringes geleistet. Er hat nämlich 1.) die schon so lang angestrebte Erschließung von Inner-Afrika so gut wie vollendet und damit nicht nur die Thüre zu dem Herzen Afrika's der Mission aufgethan, sondern ihr auch dort ein ungeahnt großes und hoffnungsvolles Arbeitsfeld gezeigt, und dabei hat er 2.) sogar auch bei einem der dortigen mächtigsten Fürsten, so gut er es nach seiner Erkenntniß verstand, der Mission selbst nicht ohne Erfolg vorgearbeitet.

Wenn wir nun im Nachfolgenden versuchen, dies in gedrängter Kürze darzustellen und nachzuweisen, so beabsichtigen wir zunächst nur, im Interesse der Mission auch auf dieses Zeichen der Zeit unsere Leser aufmerksam zu machen, sintemal in Folge der bekannt gewordenen Resultate der letzten Reise Stanley's nicht nur die Augen der Gelehrten, Politiker und Handeltreibenden erwartungs-

und hoffnungsvoll auf Central=Afrika, namentlich auf dessen östlicheren Theil, gerichtet sind, sondern auch die der Missionsfreunde außerhalb und innerhalb unserer Kirche. Erinnern wir uns hierbei noch, daß die von uns wieder aufgenommene besondere Arbeit auf dem Gebiete der äußeren Mission sich mit Heiden und Leuten „afrikanischer Abkunft" dermalen befaßt und daß gerade das Innere von Afrika bislang vor allem das eigentliche Gebiet der unbarmherzigen Menschenfängerei für den Sklavenhandel und der schrecklichen Despotie mächtiger Negerfürsten war!

I.

„Ich gehe, um die Thüre nach Innerafrika aufzuschließen. Es ist wahrscheinlich, daß ich dort sterben werde; aber, Brüder, ich bitte euch, sorgt dafür, daß jene Thür nie wieder zugeschlossen wird!" Mit diesem Abschieds= und Vermächtnißwort an seine Freunde in der Heimath, in Schottland und England, brach vor etwa 13 Jahren der gewiß allen unsern Lesern wenigstens dem Namen nach bekannte David Livingstone zu einer neuen und entscheidenden Erforschungs= und Missionsreise nach Afrika auf, dessen Inneres noch immer der civilisirten Welt verschlossen und unbekannt war. Zwar hatten schon vor ihm verschiedene Erforscher in das Herz Afrika's vorzudringen versucht, aber durch den Tod, der bald in Gestalt giftiger Seuchen, bald in Gestalt vergifteter Pfeile auf die kühnen europäischen Eindringlinge lauerte, und durch die sonst unüberwindlich scheinenden Berge von Schwierigkeiten aller Art blieb es gleichwohl verschlossen.

Wie sich nun die Todesahnung des berühmten Erforschers und größten Vorkämpfers der ostafrikanischen Mission erfüllt hat, wissen wir. Nachdem er bis zum Quellfluß des Congo vorgedrungen war, hauchte er in einer elenden Hütte zu Ilala, tief im Innern Afrika's, in der Morgenstunde des 1. Mai 1873, auf den Knieen liegend, seinen Geist aus. Mögen nun immerhin allerlei Mängel der Lehre und der Missionspraxis diesem Manne angeklebt haben, „das Herz eines Missionars, das sich in aufopfernder Liebe ganz dem Volke widmet, in dessen Dienst es sich gestellt sieht, scheint doch so voll in ihm geschlagen zu haben, wie je in irgend einem andern." Aus diesem Herzen floß sein Vermächtnißwort an die Freunde in der Heimath. Und wie sein Abschiedswort, so ist auch dieses nicht unerfüllt geblieben.

Die Erschließung von Inner=Afrika war bei Livingstone's Heimgang noch nicht vollendet. Es sollte dies rühmlichst durch den kühnen Henry M. Stanley geschehen, der schon im Jahre 1871 dem seinem Ziele nahen Livingstone als rettender Engel erschien. So mancher Leser wird sich ja noch aus Zeitungen und sonstigen Berichten erinnern, wie sich der Genannte, damals Berichterstatter für den „New York Herald", nach kurzer, bündiger Weisung von James Gordon Bennett, dem Herausgeber des Blattes, entschlossen aufmachte, um Livingstone, von dem man nichts mehr hörte, im dunkeln Jenseits von Afrika aufzusuchen, und wie er nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten am 10. November 1871 wirklich den Vermißten und Verschollenen zu Udschidschi am Tanganjika=See fand. Nachdem Stanley den in Folge von Beraubung der Vorräthe in höchste Noth gerathenen, alternden und von Krankheit fast gebrochenen Mann an Leib und Seel

gestärkt, mit den nöthigen Vorräthen versehen und mit ihm einen Theil des Tanganjika-Sees erforscht hätte, kehrte er im Frühling 1872 nach England zur Berichterstattung zurück.

Seine Berichte fanden nur theilweise Glauben; sie wurden sogar hie und da für Humbug erklärt. Das beirrte den damals 29—30jährigen Mann nicht. Im Gegentheil, als er im April 1874 die Kunde von Livingstone's Tode vernahm, faßte er sofort den Entschluß, dessen Erforschungswerk zu vollenden, auch mit Darangabe seines Lebens, wenn es nach Gottes Willen sein müßte. Nach weiterer gründlicher Vorbereitung in London durch Studium von mehr denn 130 über Afrika geschriebenen Werken tritt Stanley, voll von neuen Erforschungsplänen, eines Tages in die Office des „Daily Telegraph“, einer großen Londoner Zeitung, kommt mit dem reichen Herausgeber derselben in ein Gespräch über Livingstone und wird von diesem mit der Frage überrascht, ob er wohl dessen Werk vervollständigen könne und wolle? und was da zu thun sei? Stanley bejaht ohne weiteres. Weil aber der Herausgeber des „New York Herald“ ältere Ansprüche auf Stanley's Dienste hat, so wird sofort ein Telegramm übers Meer geschickt, ob Mr. Bennett sich mit dem „Daily Telegraph“ zu einer respectiven Sendung Stanley's verbinden wolle, und alsbald blitzt durch das transatlantische Kabel die lakonische Antwort zurück: „Yes. Bennett.“ Damit war echt englisch und amerikanisch die Sache entschieden. Als Zweck des neuen Unternehmens wurde ausdrücklich und öffentlich bezeichnet: „die noch übrig gebliebenen Probleme (Aufgaben) der innerafrikanischen Geographie womöglich zu lösen und die Schlupfwinkel und Märkte des Sklavenhandels aufzusuchen und über dieselben zu berichten“, und später heißt es einmal, die Expedition sei auch unternommen worden „mit der Absicht, neue Zugänge der Handelswelt zum wechselseitigen Nutzen der Civilisation und solche fremde Länder ausfindig zu machen, welche für Unternehmungen von Kaufleuten und Missionaren geeignet sein dürften“.

Am 15. August 1874 schied Stanley von England, um sich zunächst nach dem an der Ostküste von Afrika gelegenen Zansibar zu begeben; denn von dort aus wollte er seinen Zug nach der Westküste quer durch Afrika unternehmen. An der Spitze von 224 in Dienst genommenen, meist schwarzen bewaffneten Begleitern und ungeheure Vorräthe an Lebensmitteln, Waaren und Reisegeräthschaften mit sich führend, unter letzteren auch ein in England gemachtes zerlegbares Boot, sehen wir ihn schon am 17. November von Zansibar aufbrechen, um auf einem bisher von Europäern nicht betretenen Wege nach dem Victoria-Nyanza oder Ukerewe-See den ersten kühnen Schritt ins Innere zu thun. Drei Jahre brachte er auf dieser mit eben so viel Muth und Ausdauer, als Geschick und Glück ausgeführten, überaus beschwerlichen und gefahrvollen, aber auch desto ergebnißreicheren Reise zu. Im August 1877 hatte er die Mündung des Congo an der Westküste Afrika's erreicht.

Seine Erforschungsreise hat Stanley in einem zwei starke Bände umfassenden, bei Harper in New York erschienenen und nun auch ins Deutsche übersetzten Werke überaus anziehend beschrieben, wie wir das allein schon aus den uns vorliegenden Auszügen ersehen. Raum und Zweck unseres Blattes gestatten natürlich nicht,

Schilderungen seiner Wanderung auch nur in gedrängter Kürze wiederzugeben. Für unseren Zweck haben wir nur das Hauptergebniß seiner genauen Forschungen und Untersuchungen anzumerken. Er hat, um es kurz zu sagen, festgestellt, 1.) daß die beiden mit einander verbundenen Seen, der Victoria- und der Albert-Nyanza, die schon so lang gesuchten Quellen des Nil sind; 2.) daß der Tanganjika-See hauptsächlich dem Congo sein Wasser zuführt und 3.) daß der Lualaba-Fluß der obere Lauf des großen Congo ist, welche beide auf Stanley's Vorschlag ohne Zweifel unter Livingstone's Namen von jetzt ab auf den Karten zu finden sein werden. Mit Recht bemerkt in Bezug auf Letzteres Dr. Grundemann: „Es ist ein würdiges Denkmal für den Mann, der die Fundamente gelegt hat, auf denen das Gebäude der Erforschung Inner-Afrika's steht, das mit dieser Entdeckung wenigstens im Rohbau fertig geworden ist. Wir begrüßen diese Benennung aber auch insofern mit Freuden, als der Name eines Vertreters der vielgeschmähten Missionssache fortan auf jeder Karte von Afrika und in jedem Lehrbuch der Geographie eine ehrende Stelle finden wird."

Hiermit ist der Schleier abgezogen, mit dem das Innere von Afrika, allen Anstrengungen der Culturvölker trotzend, vor der Wissenschaft Jahrzehnde lang sich verhüllte. Erschlossen liegt vor uns ein Welttheil, dessen unbekanntes Inneres noch vor 25 Jahren auf unseren Karten durch einen großen, leeren, farblosen Raum bezeichnet war, ja, „gelös't ist endlich das Räthsel von Jahrtausenden und ein Weg in das Herz des Erdtheils gefunden, dessen Erforschung sich von Norden her der unabsehbare Glutgürtel der Sahara, von Süden herauf gleichfalls die Wüste und das unwegsame Gebirge, von Osten und Westen her aber die fieberreiche Region der Urwaldungen und die namenlose Zersplitterung der argwöhnischen Völkerstämme entgegenstellen." Indem uns aber durch Stanley der ganze Lauf eines Flusses gezeigt worden ist, der in Hinsicht auf seine Wassermasse zu den größesten der Erde gehört, liegt zugleich vor uns ein Gebiet von 40,000 Quadratmeilen, ein Gebiet so groß, wie das deutsche Reich, Oesterreich, Frankreich, Belgien und England zusammengenommen, und, was für die Mission das Wichtigste ist, ein Gebiet, das zugleich eben so fruchtbar, als bevölkert ist. Hören wir über die Bedeutung dieses großen Wasserweges in das Herz Afrika's Stanley selbst. „Der Livingstone", sagt er, „ist der Amazonas Afrika's, während man den Nil mit dem Mississippi vergleichen kann. Der letztere hat zwar eine größere Länge, aber dagegen könnte der Livingstone drei Nile mit Wasser versorgen. Nur durch enorme Breite oder große Tiefe wird das Ungestüm dieser Wassermasse besänftigt, und wenn schon der Nil von großer Bedeutung für den Handel ist, so noch viel mehr der Livingstone. Der Lauf des Nils ist an gar vielen Stellen unterbrochen, während der Livingstone seine Schwierigkeiten an zwei Stellen gehäuft hat. Zuerst sind's zwischen dem 25sten und 26sten Grad östlicher Länge sechs große Wasserfälle, welche aller Schifffahrt den Fluß herab ein Ziel setzen, und weiter unten sind's 62 bedeutende Fälle und Stromschnellen, einige kleinere Hindernisse dieser Art nicht mitgerechnet. Hat man diese unteren Wasserfälle einmal hinter sich, so liegt halb Afrika offen vor einem ohne Unterbrechung für die Schifffahrt, und nicht Sandwüsten, wie die Gegenden am unteren Nil, son-

dern eine riesige, volkreiche Ebene, welche von lauter Menschenleben wimmelt, so daß ich außer Ngogo keine afrikanische Landschaft kenne, die ebenso stark bevölkert wäre. Die gewöhnliche Bezeichnung Dorf paßt nicht für die meisten dieser gehäuften Wohnsitze, die in Wahrheit Städte sind, zuweilen fast eine Stunde lang und mit einer oder mehreren breiten Straßen zwischen Reihen netter, wohlgebauter Häuser, die Alles, was man im östlichen Inner-Afrika sieht, übertreffen. Auch die Eingebornen sind hier anders. All ihr Dichten und Trachten scheint auf den Handel gerichtet: überall werden Messen und Jahrmärkte gehalten. Man hat allgemein die Befürchtung gehegt, daß das Elfenbein bald eine große Seltenheit werden würde; aber ich kann dafür stehen, daß dies wenigstens in den drei nächsten Generationen nicht der Fall sein wird. Die von mir durchreiste Gegend ist das Land der elfenbeinernen Tempel und Götzensitze, wo auch die gemeinsten Haushaltungsgegenstände aus Elfenbein gemacht sind. . . . Ein anderer charakteristischer Zug dieser ganzen Ebene sind die Palmenhaine. Ueberhaupt finden sich fast sämmtliche Producte Afrika's in dem Flußgebiet des Livingstone: Baumwolle, Gummi, Erdnüsse, Sesam, rother und weißer Kopal, Palmenkerne und Palmöl, Elfenbein u. s. w. Auf seinen herrlichen breiten Gewässern kann man auch leicht den gold- und silberreichen District von Katanga erreichen. Ueberhaupt ist das Gebiet, welches mit Hilfe des Riesenstroms und seiner Nebenflüsse bereis't werden kann, außerordentlich groß, und glücklich mag sich die Macht schätzen, welche am äußersten Endpunkte der Schifffahrt am unteren Livingstone sich ein Gebiet als Depot sichert.“

Der hierdurch ermöglichte Verkehr Europa's und Amerika's mit Inner-Afrika wird nicht wenig auch dadurch erleichtert, daß drei andere Flüsse mit den großen Seen im Osten zusammenhängen. Der Schiree, welcher in dem Zambesifluß und vereinigt mit diesem dann in den indischen Ocean mündet; der Nil, welcher ins mittelländische Meer sich ergießt, und der Congo, welcher seine Wasser dem atlantischen Ocean zusendet, sind ebenso viele Wasserwege, die von den genannten Meeren aufwärts in den Osten des nun erschlossenen Centralafrika führen. Und ob auch die Bodenhöhe und die Beckengestalt Inner-Afrika's verursacht, daß durch Wasserfälle diese Flüsse in ihrem Laufe da und dort unbefahrbar gemacht sind: Stanley hat mit seinen zerleg- und tragbaren Booten die Ueberwindung dieser Schwierigkeiten gezeigt.

Durch die vollendete Erschließung Inner-Afrika's hat Stanley der Mission nun aber die Thüre zu einem Gebiete geöffnet, das nicht nur groß ist und reich bevölkert, sondern das, weil bisher verschlossen, auch bisher noch jedem directen europäischen Einfluß entzogen war. Dieses große volkreiche Gebiet ist demnach noch ein virgin soil, ein jungfräulicher Boden für die Missionsarbeit — ein Umstand, der in der neueren Missionsgeschichte fast niemals oder doch nur in sehr wenigen Ausnahmefällen sich dargeboten hat.

Um so mehr gilt es für die Christen, dieses Vortheils zur Ausbreitung des Reiches Christi wahrzunehmen, ehe der gewissenlose Kaufmann und Händler mit Pulver, Branntwein und anderen Dingen in dieses Gebiet eindringt. Eben deshalb betont auch Stanley nicht nur, daß der Missionar dem Kaufmann wenigstens

auf dem Fuße folge, sondern auch, daß in die afrikanischen Gebiete, wo größere Reiche unter einer festen Herrschaft vereinigt sind, der Missionar vorangehe und durch ihn erst dem ehrlichen Kaufmann der Weg gebahnt werde.

Haben nun die Christen Hand und Fuß geregt? Ja, und das noch ehe durch Stanley das Erschließungswerk vollendet war.

Kaum war nämlich die Kunde von Livingstone's Heimgang nach England und Schottland gedrungen, so gedachte man dort seines Vermächtnißwortes. Noch waren keine fünf Jahre verflossen und schon schwamm auf dem zuerst von Livingstone im Jahre 1859 entdeckten Njassa-See der kleine Dampfer Ilala, benannt nach dem Dörflein, in welchem Livingstone in jener stillen Morgenstunde zur ewigen Ruhe einging. Derselbe hat keinen anderen Zweck, als den, das Evangelium an den Ufern dieses großen Binnenmeers auszubreiten und dabei mit friedlichen Waffen den afrikanischen Sklavenhandel zu bekämpfen. Es sind die Schotten, Livingstone's besondere Landsleute, die sich dieses Gebiet seit dem Herbst 1875 ersehen haben. Wohl sind bereits zwei der schottischen Missionsarbeiter nebst einem von Missionseifer erfüllten christlichen Kaffernjüngling dem dortigen tödtlichen Fieber zum Opfer gefallen. Aber nicht nur sind dafür zwei neue Missionsstationen, Livingstonia und Blantyre, gegründet, sondern es denkt auch Niemand daran, diese beiden Vorposten aufzugeben, trotzdem, daß jene Heimsuchung tief erschütterte und zu derselben unter anderen auch die entmuthigende Entdeckung sich gesellte, daß Livingstonia im Gebiet der giftigen Thetse-Fliege liegt, deren tödtlicher Stich auf weiten Strecken Afrika's das Halten von Ochsen, Kühen rc. unmöglich macht. „Afrika darf nicht aufgegeben werden und wenn es auch Tausende von Menschenleben kosten sollte" schrieb kurz vor seinem Tode einer jener Heimgegangenen, der erst einunddreißigjährige presbyterianische Missionsarzt Dr. Black.

Nördlich von Njassa liegt der noch ausgedehntere, langgestreckte Wasserspiegel des Tanganjika-Sees mit der an seinem östlichen Ufer von arabischen Sklavenhändlern gegründeten Stadt Udschidschi. Hier, wo Stanley im Jahre 1871 Livingstone fand, wirft die Londoner Missionsgesellschaft ihre Netze aus. Livingstone war ja eigentlich ihr Sendling, der einst mit dem Auftrag von ihr ausging, ins Innere von Afrika einzudringen.

Und wieder etwas nördlich liegt abermals ein gewaltiges Binnenmeer, größer an Flächeninhalt als die beiden andern. Das ist der Victoria-Nyanza, auch Ukerewe-See genannt. Von dem Vorhandensein dieses großen See's drang durch die deutschen Missionare Erhardt und Rebmann im Jahre 1855 die erste Kunde nach Europa, die englischen Hauptleute Burton und Speke aber und noch mehr zuletzt Stanley fanden an dessen Ufern mehrere große Königreiche mit mächtigen, zwar barbarischen, aber der Cultur und dem Christenthum nicht unzugänglichen Herrschern. Das mächtigste dieser Reiche ist das des Kaisers oder Königs Mtesa von Uganda am Nordufer des Sees. Bei ihm hielt sich Stanley längere Zeit auf, und wie er diesen für das Christenthum zu gewinnen suchte und damit wenigstens demselben Bahn machte, davon werden wir ja in dieser Darstellung noch besonders berichten. Vorläufig hier nur so viel,

daß, als Stanley zuletzt voll Begeisterung einen Ruf nach Missionaren ergehen ließ, die kirchliche Missionsgesellschaft in London ihn alsbald mit der Sendung von Missionsarbeitern beantwortete, daß auf dem Victoria-Nyanza der Missionsdampfer „Daisy" (Gänseblümchen) hin und her fährt und daß seit dem 8. Juli 1878 Missionar Wilson am Hofe Mtesa's allsonntäglich Gottesdienst hält.

Schottische Presbyterianer und englische Episcopale also haben in dem erschlossenen Centralafrika die Arbeit begonnen. Großartig sind die genannten Missionsstationen angelegt und mit Umsicht und Ausdauer sind sie bis jetzt geleitet worden. So scheint es, als ob vor dem jüngsten Tage auch dem so lange in Nacht gehüllten Theil Afrika's die Sonne des Evangeliums noch einmal leuchten sollte.

Aber bereits haben sich auch die Sendboten des römischen Antichrists nach dem erschlossenen Innern auf den Weg gemacht. Einer Mittheilung der „Allgemeinen Zeitung" zufolge, sollten Ende März 1878 aus der vor 10 Jahren durch Msgr. Lavigerie in Algier gegründeten Congregation zur Bekehrung Afrika's Sendboten nach Suez abgehen und der in Zansibar vorbereitete Zug ins Innere schon Ende April angetreten und dann am Tanganjika-, sowie am Victoria- und Albert-See, ja noch weiter westlich sogenannte apostolische Vicariate gegründet werden. Dieser Plan zur „bleibenden Besitzergreifung des äquatorialen Afrika durch die katholischen Missionare" wurde unter Pius IX. angebahnt und von Leo XIII. endgültig beschlossen. Ein gewisser Pater Livinsac ist für die Missionen am Victoria-Nyanza, ein Pater Parcal für die am Tanganjika und in Kabebe zum Superior ernannt. Die Missionare sind mit Instrumenten versehen, um auch der Wissenschaft Dienste leisten zu können.

Schon im Jahre 1505 begannen die Portugiesen in Ostafrika sich festzusetzen. Jesuiten und Dominicaner, die sich später an die portugiesischen Colonien anschlossen, hatten in der Mitte des 16ten bis in den Anfang des 17ten Jahrhunderts in dem damaligen Reiche Monomotapa bei Senna ausgedehnte Erfolge, die aber, wie die der Dominikaner in Mozambique, Sofala und dem südlicher gelegenen Inhambane, hernach fast völlig verschwanden; nur auf der Insel Zansibar waren seit 1863 ein paar andere Orden thätig. Jetzt, da protestantischerseits der Weg ins Innere gebahnt ist, rühren auf einmal die Papisten wieder Hände und Füße mit großem Eifer.

Möchte es um so mehr der Kirche des reinen Worts und Sacraments noch beschieden sein, den vollen Schein des Evangeliums in dem Innern des „dunkeln" Erdtheils leuchten zu lassen! L.

Unsere Negermission.

Nachricht aus New Orleans über unsere Negermission daselbst.

Herr Missionar J. F. Döscher, der mit so großem Segen in New Orleans arbeitete, ist von der evang.-lutherischen St. Johannis-Gemeinde daselbst zu deren Pastor berufen worden und hat diesen Beruf leider angenommen. Er will

freilich die Mission noch mitbedienen, so viel er ohne Vernachlässigung seiner jetzigen Gemeinde thun kann. Da dies jedoch unmöglich ausreichend sein kann, sondern die Mission allein aller Kräfte eines Mannes bedarf, so sieht sich die Missionscommission genöthigt, einen Nachfolger Pastor Döscher's als Missionar in New Orleans zu berufen. Gott wolle Gnade geben, daß wir bald wieder einen recht passenden Mann finden, der sich mit Liebe und Treue der armen Neger annehme. C. S.

Missionar Berg's Bericht über den Stand und Fortschritt der evang.-lutherischen Negermission zu Little Rock, Ark., vom 1. Februar bis 3. Mai 1879.

„Nach den ausführlichen Berichten, welche ich bisher vorgelegt habe, kann ich jetzt, wenn nicht bereits Bekanntes wiederholt werden soll, mich nur auf das kürzeste fassen. Es ist dies der letzte Quartalbericht, den ich über mein erstes Missionsjahr, das mit dem 3. Mai abgelaufen ist, zu erstatten habe.

„Fortschritt in allen Zweigen unserer hiesigen Mission ist unverkennbar. So ists in der Schule. An 56½ Schultagen der letzten 3 Monate waren von Schülern 90—128 täglich zugegen. Die Schülerzahl stieg von 115 (s. letzten Bericht) auf 135, trotzdem wir mehrere relegiren mußten und einige andere austraten.*) Wir haben auch die Freude, deutlich den Fortschritt der Kinder in geistlichen und irdischen Kenntnissen, in Gottesfurcht und Sittsamkeit wahrnehmen zu können. Die ersten Versetzungen in höhere Klassen erfolgten im März. Weitere Promotionen werden am Ende des Schuljahrs (Ende Juni) stattfinden. Im Religionsunterricht machen die kleineren Schüler bedeutendere Fortschritte als die größeren. Bei Diesen habe ich bisher noch immer mit einer zum größten Aerger reizenden, in einer gewissen Regelmäßigkeit sich zeigenden Hartnäckigkeit zu kämpfen gehabt, mit der sie an einmal von ihren Eltern eingesogenen Irrthümern festhalten. Endlich habe ich auch ihnen beigebracht, daß sie als Kinder ebenfalls Christen sein könnten. Jetzt wollen sie alle Christen sein, da sie wissen, daß nicht viel Beten, nicht Bußbank, nicht heilig leben zum Christen macht, sondern allein der Glaube an Christum; wer diesen Glauben wirke und wodurch, warum der Glaube allein selig mache. Vor einiger Zeit vollendete ich einen kürzeren Cursus, in welchem ich die wichtigsten biblischen Geschichten Alten und Neuen Testaments, sowie die hauptsächlichsten Katechismuswahrheiten, z. B. von Gott, seinem Wesen und Werken, von JEsu Christi Person und Werk, von der Heiligung, vom Gebet, von Taufe und Abendmahl, ihnen vortrug. Jetzt halte ich mich genau an Dietrichs Erklärung, wobei ich natürlich nur die Hauptsachen herausnehme und die nöthigsten Sprüche lernen lasse. Einige Knaben und Mädchen bleiben selten eine Antwort schuldig. Bei den meisten aber muß man alles so kinderleicht machen, daß einem fast der Verstand stille stehen bleibt, wie man ihnen die Sachen klar machen soll. Natürlich fehlt die Gewöhnung an

*) Es hat deshalb auch die Zwischenwand entfernt werden müssen, welche einen Theil des Kirchraumes als Wohnung des Missionars abtrennte, da für die Schule der Raum bereits zu klein geworden war. S.

Gottes Wort von Jugend auf. Wenn einmal die Kleineren herangewachsen sind und mir unter die Hände gerathen, dann gibt es ganz andere Katechismusschüler. Welchen wüsten Boden aber man immerhin bei den Kindern zu bearbeiten hat, geht daraus hervor, daß im vergangenen Februar ein Schüler den andern mit einem Taschenmesser durch den Arm stach. Da seine Mutter ihn noch entschuldigen wollte, so entließen wir den Mordkerl. Angeberei, Verleumdung, Haß und Nachsucht wuchern üppig auf dem Boden des jugendlichen Negerherzens. Helfe Gott, dies Unkraut auszurotten!

„Trotz der großen Schülerzahl herrscht jetzt mehr Ordnung, Ruhe und Reinlichkeit, als früher bei der Hälfte der jetzigen Anzahl. Die Peitsche wird selten gebraucht. Der durchschnittliche Fleiß nimmt zu, da wir eine unerbittliche Strenge zeigen und die Faulen durch Versetzung nach unten strafen.

„Mein Bestreben in letzter Zeit (ein Schritt vorwärts) zielte darauf hin, die noch ungetauften Kinder zur Taufe zu bringen. Ich stoße dabei auf manchen Widerstand, manche wunderliche Einwände der Eltern. Bis jetzt habe ich nur 3 gewonnen, die ich jede Woche speciell unterrichte und die zu Pfingsten getauft werden sollen. Vielleicht wirkt das Beispiel bei den andern Eltern mehr als bloße Worte.

„Die Sonntagsschule ist in gleichem Verhältniß mit der Wochenschule gewachsen. Sie wird in der schon früher angegebenen Weise noch immer fortgeführt, mit der Ausnahme, daß die zu groß werdende Testamentsklasse während des Testamentlesens in 3 Haufen getheilt und jeder von einer Negerdame beaufsichtigt wird. Sonst unterrichten nur mein Gehilfe und ich. Zwölfmal wurde in diesem Quartal Sonntagsschule gehalten. Der Besuch schwankte von 90 bis zu 125 je nach der Witterung. Ja, auch einzelne Erwachsene stellen sich ein, mehrere regelmäßig. Wir wurden eines Sonntags von dem Besuch mehrerer Herren Pastoren und Laien aus der ehrw. Ohiosynode überrascht. Wohl oder übel mußten wir da eine Prüfung bestehen. . . . Lutherische Lieder und Lutherischen Katechismus aus Negermunde zu hören, ist eine Delikatesse, die man umsonst im Norden sucht. Die Lehrerschaft der New Orleans Sonntagsschule suchte durch ihren Secretär um Austausch unserer Meinungen nach, wie man die Sonntagsschule heben könne, und bat um Vorschläge. Ich legte ihr ausführlich den Plan unserer Sonntagsschule vor und wie er gehandhabt werden müsse. Bemerkenswerth ist die Uebereinstimmung zwischen unserem und ihrem Verfahren in manchen Punkten.

„Am erfreulichsten kann ich diesmal über den Besuch der Gottesdienste berichten. Im Ganzen wurden während des verflossenen Quartals 22 Gottesdienste gehalten. Ich könnte auch nicht sagen, daß ein einziger nicht von Jung und Alt gut besucht worden wäre. 2 Predigten wurden von Herrn Past. Obermeyer, 2 von Student Frincke und die übrigen vom Unterzeichneten gehalten. Auffallend ist, daß jetzt mehr Männer, als früher, zur Kirche kommen. Eine Frau hat sich letzthin der Gemeinde angeschlossen. Ich arbeite an 6 andern Personen, die gute Hoffnung geben, daß sie mit der Zeit sich anschließen werden. Herr Pastor Hanser von Baltimore will mir noch ein weiteres Gemeindeglied senden. Ein

farbiger Baptistenprediger außer Dienst (er hat, wie er sagt, 20 Jahre pastorirt) besucht jetzt regelmäßig unsere Gottesdienste. Er möchte gerne weiter studiren, um lutherischer Prediger zu werden. Ich gab ihm einen Dietrich'schen Katechismus, woraus er sich vorerst gründlich über unsere Lehre unterrichten soll. Ich bot ihm auch Unterricht an. Zwei seiner Kinder besuchen unsere Schule. Wirklich gute Dienste leisten in den Gottesdiensten die Orgel und die gedruckte Gottesdienstordnung. Die beiden Herren Lehrer an der hiesigen Gemeindeschule versehen abwechselnd den Organistendienst, bis sich ein ständiger Organist gefunden.

„Das Abendschulhalten haben wir schon lange aufgegeben. Es wurde uns in der That zu viel, brachte auch weiter keinen Nutzen, sondern im Gegentheil manchen Verdruß. Damit aber das plötzliche Aufhören der Abendschule kein böses Blut erregen möchte, übergaben wir dieselbe einem Negerlehrer, der sie bis zur heißen Zeit fortführen wird. Dann aber ists für alle Male aus.

„Dagegen haben wir eine Sing- und Gemeindeversammlung für Donnerstag-Abend eingerichtet. Lieder werden eingeübt und Gemeindeangelegenheiten besprochen. Diese Versammlungen werden auch von Fremden besucht. In nächster Zeit wird in diesen Zusammenkünften auch Confirmandenunterricht ertheilt werden. Sieben Gemeindeglieder wollen aus freiem Antriebe confirmirt werden. Jüngst vollzog ich meine erste Trauung im elterlichen Hause der Braut. Das Paar war ein stattliches, gut gekleidet und anständig. Nach der Trauung gab es Erfrischungen, wovon wir auch kosten durften.*) — Vor einigen Tagen taufte ich ein sehr krankes Negerkind. Die Mutter versprach, auch ihre beiden andern Kinder taufen zu lassen.

„Noch zu erwähnen wäre, daß Herr Pastor D. Simon in Indiana, Pa., unserer Mission 50 Exemplare eines Missionstractates angeboten hat. Dieselben sind herzlich willkommen. — 16 ganze Nachmittage habe ich missionirt während des Quartals, neben den zahlreichen Kranken- und seelsorgerischen Besuchen bei Gemeindegliedern, sowie Besuchen im Interesse der Schulen.

„Das wäre in wenigen Worten die Arbeit während der letzten 3 Monate, die nur durch ein 3tägiges Fieber, durch die Reise nach Sherman, Texas, und die letzthin stattgefundene Conferenz unterbrochen wurde.

„Ziehen wir das Facit aus den im vergangenen Jahre gemachten Erfahrungen, so stellt sich heraus, daß, wenn wir in jedem folgenden Jahre dieselben Erfolge erringen, alle Mühe und Unkosten reichlich belohnt sein werden. Gott gebe es und mache uns tüchtiger, eifriger und treuer, daß unser schwarzes lutherisches Zion fest gepflanzet werde und sich weit ausbreite. Er schenke auch bald einen Missionar für New Orleans und lasse auch daselbst das Werk wohl gelingen. Amen.

Little Rock, Ark., 3. Mai 1879. F. Berg, Missionar."

---

*) Für diese Braut ist dem Missionar nachträglich von der Commission in St. Louis ein Ring zugeschickt worden, welcher bei einer Collecte für Negermission in Neu-Gehlenbeck, Ills., eingekommen war und dann für die erste Negerbraut in unserer Mission bestimmt wurde. S.

Eine Weissagung aus Heidenmund von dem endlichen Sieg des Evangeliums über das ostindische Heidenthum.

Noch immer gibt es in Ostindien über 200 Millionen Heiden und Muhammedaner, welche nach alter väterlicher Weise in Unwissenheit göttlicher Dinge und in allerlei Greuel und Sünde dahin leben. Noch ist auch das indische Heidenthum, zumal im Norden, ein sehr starkes Bollwerk; denn mag auch in den Kreisen gebildeter Hindus der heidnische Aberglaube gegenwärtig sehr erschüttert sein, so hat er doch noch im Volke seine festen Wurzeln und die freigeisterisch Aufgeklärten unter ihnen haben aus irdischen Rücksichten den Muth nicht, mit heidnischer Sitte und Gewohnheit, besonders aber mit der Kaste zu brechen. Dennoch aber ist in Folge der mehr als hundertjährigen Arbeit der Mission durch Predigt und Schule und unter Beihilfe der mächtigen europäischen Civilisation, sowie der schrecklichen Hungersnoth des Jahres 1878 und der hierbei den Heiden widerfahrenen Samariter-Liebesthätigkeit der Christen ein Unterminirungsproceß im Gange, der seiner Zeit den Sturz des Heidenthums herbeiführen muß.

Daß dies den Verständigen unter den Heiden Ostindiens längst zur Gewißheit geworden ist, daß sie aus ihrer Ueberzeugung durchaus kein Hehl machen, sondern frei, wenn auch mit Aerger bekennen, das Evangelium von Christo werde siegen, können unsere Leser aus den paar Mittheilungen ersehen, die wir uns von dem deutschen Missionar Leupolt geben lassen, der ein Menschenalter in Nordindien thätig gewesen ist und die Summa seiner Beobachtungen und Erfahrungen in einer höchst interessanten Schrift: „Erinnerungen eines indischen Missionars" (Recollection of an Indian Missionary) niedergelegt hat.

In Kaschipur predigte einst Leupolt vor einer aufmerksam lauschenden Zuhörerschaft. Da trat auf einmal aus dem Haufen ein Brahmane oder Bramine hervor, d. i. einer, der zum vornehmsten und gebildetsten Stand (Kaste) Ostindiens gehört, zeigte mit der Hand auf Leutpolt und frug in den Haufen hinein: „Sehet Euch diese Leute an, was thun sie?" — „Sie predigen uns", antwortete das Volk. „Recht, was hat der Sahib (der Missionar) in seiner Hand?" — „Das Neue Testament." — „Ja, das Neue Testament, aber ich will Euch sagen, was das bedeutet. Das ist die Evangeliumsart, an welche ein europäischer Stiel befestigt ist. Wenn Ihr heute kommt, so findet Ihr sie in Thätigkeit und wenn Ihr morgen wieder kommt, ebenso. Und gegen was wird sie in Thätigkeit gesetzt? Gegen den edlen Baum des Hinduismus, gegen unsere Religion. Es hat Jahrtausende gebraucht, bis dieser Baum im indischen Boden Wurzel geschlagen. Jetzt breiten sich seine Zweige über das ganze Land aus. Es ist ein edler und herrlicher Baum; aber diese Menschen kommen täglich mit ihrer Evangeliumsart in der Hand. Sie sehen den Baum an und der Baum sieht sie an. Aber er ist hilflos, und die Evangeliumsart wird täglich gegen ihn geschwungen. Obgleich der Baum groß und stark ist, er muß doch endlich fallen." — „Gewiß", erwiderte hierauf der Missionar, „aber bedenke, daß mancher arme Stiel herausfällt, oder abbricht und daß es lange dauert, bis ein neuer aus Europa ankommt und zum Gebrauch tüchtig wird." — „Allerdings", fuhr der Brahmane fort, „es

wäre gut, wenn es sich ganz so verhielte. Die Vollstreckung des Todesurtheils an dem Baum würde dadurch verzögert. — Aber wie verhält es sich in Wirklichkeit? Sobald der Stiel (der europäische Missionar) findet, daß er die Axt nicht mehr schwingen kann, hört darum die Arbeit des Schlagens auf? Mitnichten! Dann steigt der Stiel hinauf auf den Baum, besieht ihn recht und sagt dann: ah, da ist ein schöner Zweig! und bald ist er in einen Stiel verwandelt. Der europäische Stiel wird herausgenommen und der indische eingesetzt, und die Thätigkeit der Axt beginnt von Neuem. Der Baum fällt zuletzt mit Hilfe der Stiele, die aus seinen eigenen Zweigen (die eingebornen Prediger) gemacht wurden." —

Ein andermal disputirte Leupolt mit einem Brahmanen über die Sündlichkeit des Götzendienstes. Da trat ein Hindu herzu und sagte: „Wenn Sie den Götzendienst für Sünde halten, warum fahren Sie nicht Kanonen auf und schießen alle Götzenbilder in Grund und Boden?" — „Was würde das nützen?" antwortete Leupolt, „könnten die Kanonen die Götzen aus den Herzen herausfegen?" — „Aber wenn Sie thäten, wie die Muhammedaner, so könnten Sie doch allen Götzen und Götzentempeln in Indien ein Ende machen." Ein Dritter, der das Gespräch mit angehört hatte, trat nun vor und setzte dem Ganzen die Krone auf, indem er sagte: „Diese Menschen treiben es viel schlimmer. Was haben die Muhammedaner gegen den Götzendienst ausgerichtet? Sie haben ein paar Steine vom Giebel des Hauses abgebröckelt; diese Menschen aber untergraben sein Fundament durch ihre Predigt und Lehre; und kommt dann einst ein großer Regen, so stürzt das ganze Gebäude mit einem gewaltigen Krach." L.

Milde Gaben für die Negermission.

Durch P. Kühn von J. Klee in West Belleville, Jll., $2.50. Durch Herrn G. O. Rustad, Kassirer der Norwegischen Synode, 122.47. Durch P. A. Landeck von sr. Gemeinde 10.00. Von C. Adam in Woodland, Mich., 1.00. Von Lehrer L. F. Brinkmanns Schulkindern in Manistee, Mich., 4.00. P. H. Opert in Kohlsville, Washington Co., Wis., .25. F. A. Groth in Sidney, Shelby Co., O., aus mehreren Gemeinden der Ohio-Synode 95.95. Durch P. F. M. Große von Herrn Kornhaaß 1.80. Von P. Steup's Gem. in Harlem, N. Y., 3.15. P. C. Roß' Gem. in Arlington, Minn., 4.40. Durch P. Ph. Studt in Luzerne, Jowa, von D. Lührs 1.00, Chr. Fiene 2.00. Von einer Freundin der Negermission in Accident, Md., 2.00. Durch P. C. Roß von Dühlmeier 1.00. Durch P. Sievers in St. Charles, Mo., von Herrn Kammann .50, Herrn Johanpeter .10. Von P. Strieter's Gem. 5.00. Durch P. Eberbach 7.85. Von den Herren PP. E. H. Michels 1.00, F. Wilhelm .60, H. Madsen 1.75, G. J. Müller .50, E. A. Pankow 2.50. Von Frau Wagner .25.

J. Umbach, Kassirer.

„Die Missionstaube" erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar	$ .25
5 "	1.00
12 "	2.00
25 "	4.00

Die Parthie-Preise gelten nur dann, wenn alle Exemplare unter Einer Adresse versandt werden können.

Zu bestellen und zu bezahlen ist das Blatt bei dem „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.

Alle die Redaction betreffende Einsendungen sind zu adressiren an Rev. F. Lochner, Box 597, Springfield, Ills.; alle Geldbeiträge für die Negermission an den Kassirer J. Umbach, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimath und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

1. Jahrgang. **Juli 1879.** Nummer 7.

Was hat Henry M. Stanley für die Mission im „dunkeln Erdtheil" gethan?

II.

Wie schon bemerkt, war es der König oder, wie ihn Stanley nennt, der Kaiser Mtesa von Uganda, an dessen Hofe sich der Genannte längere Zeit aufhielt und bei dem er nach dem Maß seiner Erkenntniß mit Erfolg vorbereitend für das Evangelium wirkte. Sein Zusammentreffen mit diesem Herrscher, sein Aufenthalt bei ihm und die häufigen Unterredungen mit demselben über Christenthum und Bibel gehören mit zu den interessantesten Episoden.

Sehen wir uns zunächst Land und Leute ein wenig an, wie sie Stanley im ersten Bande seines Reisewerkes vom 12ten bis 15ten Capitel ganz genau und ausführlich beschreibt, wobei wir natürlich wegen Mangel an Raum uns nicht seiner Detailschilderungen bedienen können, so anziehend dieselben auch sind.

Das gerade unter dem Aequator liegende Gebiet des Kaisers Mtesa erstreckt sich vom Tanganjika-See bis zum Alexandra-Nil hin und umfaßt viele Inseln. Stanley schätzt das eigentliche Reich Uganda auf 30,000, und die dazu gehörigen Vasallenreiche auf 40,000 Quadratmeilen, die Bewohner des Gesammtreiches aber auf 2,775,000. Das Land ist eben so fruchtbar als romantisch. In üppiger Fülle wachsen hier Bananen, Yamswurzeln, Süßkartoffeln, Erbsen, Bohnen, Melonen und fast alle trockenen Früchte. Nicht nur an Flüssen und Seen ist das Land reich, sondern auch an Wäldern, die in einer bunten Mannigfaltigkeit von Bäumen bestehen, darunter der Gummibaum und die Tamariske. Zwar

entbehrt das höher gelegene Land des Hochwaldes, dafür aber ist es ein mit üppigem Gras bedecktes Weideland, auf dessen Hügeln gleichwohl noch immer der Feigenbaum gedeiht.

Die Leute, die dieses schöne Land bewohnen, nennen sich Waganda und sind Schwarze. Nach Stanley's Schilderungen aber und nach den uns vorliegenden Abbildungen müssen sie der schönste afrikanische Menschenschlag sein. Sie sind schlank und hochgewachsen. Sie gehen nicht nackt, wie andere Schwarze, sondern kleiden sich und zwar besser, als andere Afrikaner; verachtet wird, wer nackt geht. Ebenso übertreffen auch ihre Speere und Schilde, wie ihre Canoes, an Güte und Schönheit die anderer Stämme. Noch mehr! Am Hofe Mtesa's können fast alle Leute arabisch lesen und schreiben. Sie bedienen sich für ihre Aufzeichnungen anstatt des Papiers dünner, aus dem Cottonwood-Baum geschnittener Holzscheiben. Der eifrigste unter allen Schreibern ist wohl der Kaiser selbst. So hat er z. B. die Ergebnisse seiner Begegnungen mit weißen Reisenden niedergeschrieben und diese Sammlungen seine „Bücher der Weisheit“ genannt. Begierig, durch den Verkehr mit Weißen zu lernen, übertrifft er überhaupt an Bildung und Intelligenz Alle unter seinem Volke. Obwohl aber die intelligentesten unter den Afrikanern, sind die Wagandas als Heiden doch um nichts besser als andere Heiden, und ist eben Röm. 1, 24—32. auch ihr Bild. Sie sind insbesondere listig, verschlagen, verlogen, falsch, diebisch, betrügerisch, voll unbezähmbarer Lust, durch Raub und Diebstahl sich zu bereichern, blutdürstig, grausam, weder die Rechte noch das Leben Anderer achtend. Nur die feste, strenge Hand Mtesa's und sein Ansehen verhindert, daß das Morden nicht in zu großem Umfange geschieht, so daß ein Fremder, namentlich wenn er sein Gast ist, doch sicher durchs Land reisen kann.

Mtesa ist absoluter Monarch. Er hat ein Harem von 800 Weibern, die als ein förmliches Amazonenregiment hinter ihm her marschiren, wenn er in den Krieg zieht. Unter seinen Hofbeamten befinden sich auch Henker und Scharfrichter. Noch jung an Jahren zur Regierung gekommen, war er erst ganz und gar der afrikanische blutdürstige Tyrann. Wie schrecklich es ehedem an seinem Hofe herging, zeigt die Schilderung des englischen Reisenden Speke, der mit Capitän Grant im Jahre 1861 Mtesa's Gast war. Aus Freude über diesen europäischen Besuch ließ der Herrscher von Uganda „50 große und 400 kleine Leute“ hinrichten, denn wer anders, als seine Unterthanen konnten schuld daran sein, daß bisher kein Weißer zu ihm gekommen war? Täglich führte man außerdem zwei bis vier Weiber des Kaisers zur Hinrichtung. Einem Pagen ließ er ohne weiters beide Ohren abschneiden, blos weil er einmal eine Botschaft Speke's falsch überbrachte: „er hätte seine Ohren besser brauchen sollen!“

Bei dem allen aber zeigte sich Mtesa lernbegierig und empfänglich. Als ein arabischer Händler, der zum Ankauf von Sklaven und Elfenbein nach Uganda gekommen war, Mtesa mit Muhammeds Lehre bekannt machte, entsagte er sofort dem heidnischen Götzendienst und wurde Muhammedaner, ohne jedoch die von Muhammed beibehaltene Beschneidung anzunehmen. Aber eben so entsagte er auch dem Islam und begehrte, ein Christ zu werden, als er mit Stanley bekannt

wurde und dieser ihm die Herrlichkeit des Christenthums gegenüber dem Islam anzupreisen suchte. Man muß es dem Letzteren lassen, daß er keine Gelegenheit unbenutzt ließ, dies zu thun, in der Absicht, diesen Mann für das Christenthum zu gewinnen, von der richtigen Ansicht ausgehend, daß, wenn dieser begabte, strebsame, in seiner vollen Manneskraft noch stehende Große für das Christenthum gewonnen wäre, auch Großes dann für die Verbreitung des Christenthums und der mit demselben Hand in Hand gehenden Civilisation in Mtesa's weitem Reiche geschehen sein würde. Aber auch Mtesa muß man es lassen, daß derselbe die dargebotene Gelegenheit zum Lernen benützte und sich überraschend offen gegen die Wahrheit zeigte, wie sehr auch da Licht und Finsterniß noch wunderlich durcheinander ging.

Es war am Nachmittag des 10. April 1875, als Stanley zum ersten Male von Mtesa in dessen Palast in der Hauptstadt Rubaya empfangen wurde, nachdem er schon vorher Zusammenkünfte mit demselben gehabt hatte. „Die Trommeln wirbelten", schreibt er. „Mtesa hatte sich auf seinem Throne niedergelassen und wir eilten, unsere Sitze einzunehmen. Seit dem 5. April hatte ich zehnmal das Vergnügen und die Ehre gehabt, mich mit Mtesa zu unterhalten, und während aller dieser Zusammenkünfte hatte ich Gelegenheit genommen, Gegenstände zur Sprache zu bringen, welche uns zu einer Besprechung des Christenthums hinüberführen könnten. Es geschah in meiner Gegenwart durchaus nichts, was ich nicht sofort zu wenden und zu kehren mich bemüht hätte, daß ich damit meiner Hauptabsicht, nämlich ihn zu bekehren, irgendwie förderlich sein möchte. Es wurde allerdings kein Versuch gemacht, ihn mit den Einzelnheiten irgend einer besonderen Lehre zu verwirren. Ich malte nur in einfachen Zügen für ihn das Bild des Gottessohnes aus, der sich für das Heil aller Menschen ohne Ausnahme, der Weißen, wie der Farbigen, erniedrigt habe, und erzählte ihm, wie er, während er in Menschengestalt einherging, gefangen genommen und von gottlosen Menschen, die seine Göttlichkeit verspotteten, gekreuzigt worden sei und wie er dennoch aus großer Liebe zu ihnen, während er noch den bitteren Kreuzestod erlitt, seinen großen Vater gebeten habe, ihnen zu vergeben. Ich zeigte die Charakterverschiedenheit zwischen ihm, den die Weißen liebten und anbeteten, und Muhammed, den die Araber verehrten, wie JEsus die Menschheit zu lehren suchte, alle Menschen zu lieben ohne Ausnahme, während Muhammed seine Anhänger lehrte, daß die Ermordung der Heiden und Ungläubigen eine Handlung sei, für welche sie mit dem Paradiese belohnt würden. Ich überließ es Mtesa und seinen Häuptlingen, zu entscheiden, wer der würdigere, edlere Charakter sei. Ich skizzirte auch in der Kürze die Geschichte des religiösen Glaubens von Adam bis auf Muhammed, hatte auch angefangen, ihm die zehn Gebote zu übersetzen, und Idi, der Schreiber des Kaisers, übertrug die Worte des Gesetzes ins Kiganda, wie sie ihm in reinstem Suaheli von Robert Feruzi, einem meiner Bootsleute, der ein Zögling der Universitäten-Mission in Zansibar gewesen, angegeben wurden."

So begeistert Stanley in seiner Lehrthätigkeit immermehr wurde, so begeistert wurde auch Mtesa mit seinen Häuptlingen im Lernen und Forschen, so daß in

den Gesprächen vornehmlich religiöse und moralische Fragen verhandelt wurden. In dieser seiner Lehrthätigkeit sahe sich Stanley durch den in diese Zeit fallenden Besuch eines anderen Weißen bei Mtesa, des französischen Obersten Linant de Bellefonds, unterstützt. Der war nämlich glücklicherweise auch ein Protestant wie Stanley. Hatte nun der Letztere dem Kaiser Mtesa aus der Bibel Bericht gegeben über die Schöpfung, die Sünde, die Erlösung durch Christum, oder sonst von einer Lehre des christlichen Glaubens gesagt, so fragte der Kaiser auch den Herrn Linant darüber aus. Da nun dieser ganz die gleichen Antworten gab und zwar fast mit denselben Worten, so wunderte sich Mtesa nicht wenig, daß zwei Männer ganz dasselbe sagten, und der eine war doch ein Amerikaner, der andere ein Franzose, jener aus dem Süden gekommen, von Zansibar her, der andre aus dem Norden, den Nil herauf; und beide hatten vorher sich nie gesehen. In Folge dieser überall das Staunen erregenden Uebereinstimmung jener beiden Männer wurde der Kaiser mit seinen Ministern einig, jetzt nicht länger zu warten, sondern durch Stanley so bald wie möglich nach Europa um Missionare schreiben zu lassen, daß diese den Kaiser und sein Volk in der Wahrheit unterrichten.

Bei der Beschränkung unseres Raums müssen wir es uns jedoch versagen, die hier und anderwärts geführten Gespräche, die Stanley in lebendiger Schilderung wieder gibt, mitzutheilen. Wir bescheiden uns mit dem entscheidensten Gespräch und geben auch dieses nur im Auszug.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Nachtrag. Nachdem Vorstehendes bereits niedergeschrieben war, erhielten wir das Aprilheft des Ev. Missions-Magazins, in welchem wir zunächst Folgendes lasen:

„Im Januar sind Briefe vom Victoria-Nyanza in England eingetroffen, daß die Missionare Wilson und Mackay, Letzterer von Zansibar, Ersterer aus Uganda kommend, in Kageji zusammengetroffen sind. König Mtesa hatte eine kriegerische Expedition aussenden wollen, um den König Lukonge von Ukerewe wegen der Ermordung der beiden Missionare Smith und O'Neill zu bestrafen, war aber hiervon abgebracht worden. Statt dessen trat Missionar Mackay mit Lukonge in freundliche Verhandlungen und machte endlich unbewaffnet und ohne Begleitung einen Besuch bei ihm. Er wurde freundlich empfangen, und der König suchte sich wegen jenes Mordes zu rechtfertigen. Als Beweis für die Aufrichtigkeit seines Bedauerns forderte nun Mackay, der König solle ihm die Waffen und das Tagebuch der Ermordeten ausliefern. Lieutenant Smith's Flinte und Revolver wurden dann herausgegeben, die übrigen Waffen und das Tagebuch aber zurückbehalten. Später besserte Mackay das Missionsschiff „Daisy" wieder aus, um sich dann mit Missionar Wilson nach Uganda zu begeben. Letzterer schreibt, künftige Missionare möchten doch wo möglich verheirathet herauskommen, es gebe genug Arbeit für Frauen. Beide Missionare klagen bitter über die Wangwana oder Zansibar-Leute, welche über alle Beschreibung lüderlich, selbstsüchtig, feig und in der Stunde der Noth unzuverlässig seien." L.

(Eingesandt.)

Märtyrer unter den Zulukaffern.

Schon seit Jahrzehnden arbeiten deutsche, norwegische und englische Missionare im Zululande. Wer die Berichte derselben gelesen, weiß, wie beschwerlich der Anfang der Mission, wie langsam der Fortgang derselben dort war. Nur einzeln nach jahrelanger Arbeit wurden Seelen gewonnen. Es war ein Säen auf Hoffnung.

Jetzt sind die Missionare vertrieben, ihre Stationen zerstört, die nach und nach entstandenen Gemeindlein bekehrter Zulus aufgehoben, deren treue Glieder entweder ermordet oder verjagt. Daß aber trotzdem die Arbeit der Missionare nicht vergeblich war, daß sie vielmehr mit herrlichen Früchten gekrönt ist, sehen wir einmal daraus, daß aus den Heiden gesammelte Gemeinden, wenn auch nur kleine, entstanden; insonderheit aber zeigt sich die Frucht des von den Missionaren verkündigten Wortes Gottes darin, daß es sich die Bekehrten nicht blos gefallen ließen, daß ihnen das Wort Gottes gepredigt wurde, sondern daß sie dasselbe so lieb hatten, daß sie Hab und Gut, Leib und Leben lieber fahren ließen als ihren Glauben. Das ersehen wir zum Preise unseres Gottes aus nachfolgendem Brief der Gattin eines der dortigen Hermannsburger Missionare. Sie schreibt, wie folgt:

„Wir leben hier jetzt in einer unruhigen und bewegten Zeit. Erst hielt Einen der Krieg in Transvaal, der erst kürzlich sein Ende erreicht hat, in Erwartung und Aufregung. Es stand nämlich immer zu erwarten, daß Cetewayo, der von jeher ein Feind der ‚Bauern' gewesen ist, sich darein mischen würde. Es scheint, nur Rücksicht und Furcht vor den Engländern hat ihn zurückgehalten. Da auf einmal erreichte uns die Kunde, daß auf Injezane der einzige verheirathete Christ dort, Joseph, auf Königs Befehl durch seine Soldaten als „Umtazati" (Hexe) ermordet sei, und bestätigt sich diese Kunde nur zu sehr. Es war an einem Sonntag, Morgens in aller Frühe, gewesen. Bruder Fröhling (Missionar auf der Station Injezane) läutete gerade zur Andacht, da kommt ein wildes ‚Impi' (Kriegsheer) auf den Hof gestürmt, stürzen sich auf Joseph, knebeln ihn und binden ihn an einen Baum, gerade Fröhlings Hausthür gegenüber. Dort ist er stundenlang gequält, indem sie ihm im Vorübergehn ab und zu einen furchtbaren Schlag mit der Keule versetzt haben. Genug, sie haben ihm fast da schon alle Glieder zerbrochen. Fröhling hat den Heiden wehren und Joseph befreien wollen, da halten sie die geladenen Flinten auf ihn. Als er sich aber darum gar nicht kümmert, halten sie ihn auch fest. Schließlich sagen sie, wenn F. gleich alles Vieh Josephs herausgebe, solle Letzterer leben bleiben. Er glaubt ihnen, geht mit Einigen zum Kraal und gibt alles Vieh heraus. Doch wie er auf den Platz zurückkehrt, haben sie Joseph schon fortgeschleppt nach einem Wasserloche, ihn erst noch geschossen und dann den Krokodilen zum Fraß vorgeworfen. Er ist unschuldig gemordet worden. Er war beschuldigt, Gift gekauft und damit Vieh und Menschen auf einem benachbarten Kraal vergiftet zu haben. Hiervon ist aber Nichts wahr. . . . Alle Leute Fröhlings, unter welche des Königs Impi auch geschossen hatten, sind aus Furcht über die Grenze gelaufen. Fröhling ist nun mit

seiner Frau, deren Leben fast auf dem Spiele stand, der dringenden Einladung des Superintendenten gefolgt und nach Hermannsburg gereis't. Welch' gnädige Fügung des HErrn! Da Fröhlings eigner Wagentreiber, Friedrich, weggelaufen war, so läßt er Johannes von Eyowe kommen, einen der besten dortigen Christen-Kaffern. Kaum sind sie aus dem Lande, da schickt der König ein Impi dorthin, um Johannes zu tödten, der nun Gott danken wird, daß er ihn vom Tode errettet hat. Und noch mehr! Einige Tage nach dem Morde auf Injezane hat der König auch einen alten Mann auf Eyowe todtschlagen lassen, nur weil derselbe dort lernte und getauft werden wollte. Und wieder ein oder zwei Wochen später wurde ein anderer Getaufter, Jacobus, am Umaticule ermordet. Die Zeit der Christenverfolgung scheint hier zu Lande angebrochen. Cetewayo soll geäußert haben, hätte sein Vater (Umpanda, ein den Missionaren freundlich gesinnter König) auch Christen unter seinem Volke geduldet, er wolle es nicht; sie sollten Alle todtgeschlagen werden. Ströme von Blut sollten noch fließen, dies sei nur erst der Anfang.

„Heute hören wir durch Bruder Schmidt, daß der einzige dort auf Emoutjini lebende Christ, Martin Luther, mit Frau und Kind in der vorigen Nacht über die Grenze nach Natal entflohen ist, aus Furcht vor den Heiden. Auch über unsere kleine Gemeinde ist Furcht und Schrecken gekommen. Die Leute sagen, sie können nicht mehr ruhig essen und schlafen, und haben schon öfter von Flüchten gesprochen. Petrus wollte deshalb schon in dieser Woche nach Hermannsburg, um mit dem Superintendenten zu verabreden, wo er im Falle der Flucht sich mit seiner Familie wohl aufhalten könnte. Da kamen in voriger Woche zwei Gesandte vom König, recht wild aussehende Gesellen, welche aber sehr höflich und freundlich thaten und die Bestellung vom Könige brachten, Volker möge doch alle seine Leute (Volker's Leute; er meint damit die Christen, die er in der That als von ihm Abgefallene ansieht, sobald sie getauft sind) zu ihm schicken, um ihm ein großes Haus zu bauen; dazu auch Formen zu Backsteinen leihen. Er ließ hierum bitten. Volker glaubte nun aus den Reden der Abgesandten schließen zu können, daß unsere Leute ohne Bedenken dieser Aufforderung nachkommen könnten, und der König, wenn sie ihm solchen Dienst geleistet, sie dann in Frieden wohnen lassen würde; doch sind die Männer bange, hinzugehn in die Höhle des Löwen, besonders da sie gesehn, daß Einer der Boten derselbe gewesen ist, welcher Joseph auf Injezane zuerst gepackt hat und von dem Unglücklichen in der Verzweiflung arg in den Finger gebissen ist. Sie werden also nächstens zum Könige gehen müssen oder unverzüglich mit Weib und Kind fliehen und all ihr Vieh und Hab und Gut im Stich lassen, wie es Martin Luther gethan hat. Denn treffen die Zulus Flüchtlinge auf dem Wege an, so gelten sie so gut wie Verbrecher und werden niedergemacht, wenigstens die Männer; Frauen und Kinder aller Getauften fallen dem Könige zu. Der verschenkt oder verkauft sie dann wieder nach Gefallen. Dann ist auch hier, so gut wie auf Injezane und Emoutjini, die Missionsarbeit so ziemlich zerstört, wenigstens für eine Zeitlang.

„Betet mit uns, daß der HErr dem heidnischen Regiment und Greuel hier bald ein Ende mache!“

Nachbemerkung der Redaction. Die Verfasserin vorstehenden Privatbriefes ist die Schwester des Herrn Einsenders, welcher in seiner Zuschrift bemerkt, daß dieselbe natürlich längst habe flüchten müssen. Eine Beschreibung dieser Flucht ist der „Missions=Taube" in Aussicht gestellt.

Ueber die Folgen des gegenwärtigen Kaffernkrieges für die Mission

wird nach einem hiesigen Blatte aus Deutschland Folgendes berichtet: „Die im District Natal gelegenen Stationen der Berliner Missionsgesellschaft Königsberg, Hoffenthal, Emmaus, Emangweni, Stendal, sind in Folge des Rückzugs der besiegten englischen Truppen und des Vorrückens der Kaffern mit Raub und Verheerung seitens der Letzteren bedroht. Ein unter den Korannas stationirter Missionar dieser Gesellschaft, Herr Brune, mußte, ohne Zweifel ganz unschuldigerweise, eine Verhaftung durch die englischen Behörden wegen angeblichen Versuchs zur Anstiftung von Aufruhr über sich ergehen lassen. Die durch Missionar Wuras für ihn gestellte Bürgschaft hat ihm zwar alsbaldige Freilassung bewirkt, doch scheint sein Prozeß noch nicht beendigt zu sein, und wie gegen ihn, so scheinen auch gegen die übrigen Angehörigen der deutschen Mission (unter Anderem gegen Missionar K. Meyer zu Kimberley, wo er seit seiner Entlassung als Gast verweilt) mancherlei Verleumdungen und böswillige Gerüchte im Umlauf zu sein."

Auch diesen Kaffernkrieg hat Englands Eroberungspolitik wieder hervorgerufen. Daß es durch die Erfolge der Zulus bereits empfindlich gezüchtigt worden ist, ist bekannt, und wer weiß, was noch kommt, da die holländischen Boers der Transvaalrepublik, welche letztere Sir Th. Shepstone vor zwei Jahren mir nichts, dir nichts für englisches Gebiet erklärte, nun bei einer Massenversammlung beschlossen haben, nicht ruhen und rasten zu wollen, bis sie die ihnen geraubte Unabhängigkeit wieder errungen haben. Unrecht Gut gedeiht nicht. Die Politik des Raubens kann England auch in Südafrika keinen Segen bringen. Welchen Schaden sie aber dem Reiche Gottes dortselbst bringt, zeigen die Folgen für die Berliner Mission und, wie die vorige Nummer unseres Blattes gemeldet hat, auch die der Hermannsburger Mission drohende Gefahr. Möge dieselbe sich nicht noch weiter in dem dortigen Theile Afrika's erstrecken. Mit Recht bemerkt daher das hiesige Blatt, dem wir diese Mittheilung entnommen haben: „So muß das Reich Gottes unter der Eroberungspolitik Englands leiden. Blühende Missionen werden zerstört oder müssen aufgegeben werden. Missionare gerathen in Noth und Bedrängniß. Die Ausbreitung des Evangeliums wird gehemmt, ja zeitweise unterbrochen. Dasselbe England, das in der Türkei die Christen den Tscherkessen und Türken preisgab, um seiner Krämerpolitik willen, vernichtet in Südafrika die christlichen Saatfelder um seiner Eroberungspolitik willen."

Missionsberichte von auswärts.

Ostindien. Das Hermannsburger Missionsblatt meldet, daß in Indien das Werk des HErrn unter den schrecklichsten Heimsuchungen Gottes durch Hungersnoth, Cholera, Typhus und Heuschrecken weiter gediehen ist. Die Hermannsburger Mission hat jetzt in Indien auf 9 Stationen gegen 800 getaufte Christen. Zum Segen dürfte es auch gerechnet werden, daß man nun eine gedruckte Biblische Geschichte in der Telugu-Sprache hat; zunächst freilich nur über das alte Testament. Mit den Schulen der Mission steht es nicht so gut als wünschenswerth, weil es dazu an Mitteln fehlt. Aus der Missionsschule zu Naidupett, welcher Station Probst Mylius vorsteht, sind auch schon einige Katecheten hervorgegangen, die zunächst als Lehrer angestellt sind. Zwei Missionare, Otto und Brunotte, sind aus der Hermannsburger Mission um persönlicher Sachen willen ausgetreten. Otto ist nach Amerika gegangen, wo sich derselbe, wie Pastor Harms meint, der Missourisynode zur Verfügung stellen wird, Brunotte dagegen ist in die Leipziger Mission eingetreten. Nach dem Bericht der „Amerikanischen Mission" war das Jahr 1878 für die Mission in Indien ein sehr gesegnetes. Im District Mandura, im südlichen Indien, taufte die amerikanische Mission 2207 Heiden. Die Zahl der Gemeinden wuchs in diesem Jahre um 28 und betrug am Ende des Jahres 199.

Madagaskar. Diese im Indischen Ocean gelegene größte Insel der Erde wird zuweilen schon unter die christlichen Länder gerechnet. Dies geschieht jedoch irrthümlicher Weise. Von den 2½ Millionen Einwohnern der Insel halten sich etwa nur 300,000 zur Kirche, von denen aber wieder kaum der vierte Theil wirkliche Glieder christlicher Gemeinden sind. Wohl ist jetzt die Regierung christlich gesinnt und sucht die Mission zu fördern, jedoch mit geringem Erfolg.

In China soll das Missionswerk doch noch immer recht langsame Fortschritte machen. Die Missionare werden von den Eingebornen „fremde Teufel" genannt, welche eine Wolfsnatur haben und Land und Leute unter ihre Herrschaft bringen wollen. In manchen Gegenden dieses großen Reiches werden die Missionare mißhandelt, man warnt vor ihnen öffentlich durch große Placate. Das Volk wird geradezu aufgefordert, diejenigen, welche die christliche Religion annehmen, gleich Bestien umzubringen. Die Regierung thut nichts, um dergleichen zu hindern.

In Ost-Afrika fordert die neue Mission in den von Livingstone entdeckten Districten noch immer viele Opfer an Menschenleben. Kürzlich wurde der Missionar Mitso Penrose sammt seiner ganzen Begleitung ermordet. Auch dem Klima sind schon mehrere Missionare zum Opfer gefallen, so neulich der Missionar Thomson, Leiter der Mission in Udschidschi am Tanganjika-See.

In West-Afrika hat die Baseler Mission über 4000 Neger zu christlichen Gemeinden gesammelt. 1100 Negerschüler besuchen die 41 Missionsschulen.

Im Yorubalande in Westafrika ist durch englische Missionare eine Gemeinde von mehr als 6000 Seelen gesammelt. Eine Visitationsreise des Bischofs Johnson hat nun aber die traurige Wahrheit zu Tage gefördert, daß es mit dem

Christenthum dieser Christen sehr schlecht bestellt ist. Die Missionare der Secten nehmen es zumeist sehr leicht bei der Bekehrung, indem sie sich durch äußerliche Geberden täuschen lassen. Sie treiben große Haufen zusammen, taufen dieselben und die Christen sind fertig. So taufen die Römischen sogar die Kinder der Heiden ohne der Eltern Wissen und Willen; taufen Erwachsene, während dieselben schlafen. Diese alle werden dann unter der Zahl der Bekehrten aufgeführt. So gibt es leicht große Zahlen. Solche Christen aber halten nicht Stand, sondern zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab. Ja, Viele werden als Christen betrachtet, die selbst nichts davon wissen, daß sie Christen sind, es auch gar nicht sein wollen.

Um so mehr Ursache hat die rechtgläubige Kirche, Mission zu treiben, und das Netz des Evangeliums auszuwerfen unter allen Völkern der Erde. Die lieben Leser der „Missions-Taube" wollen uns nur beten helfen, daß Gott uns treue Arbeiter finden lasse, die das Werk des HErrn mit Ernst und Eifer treiben.

C. S.

(Eingesandt.)

Kleine Bilder aus der Heidenwelt.

I.

Eine der berühmtesten Stätten des Heidenthums ist die große Stadt Benares in Indien. Sie gilt für das Rom und Jerusalem des Brahmanenthums. Sie ist die heilige Stadt, die reinigende Stätte, deren bloße Berührung den allergrößesten Bösewicht sofort schneeweiß macht; ganz besonders aber, wenn er sich dort in den heiligen Gewässern des Ganges badet. Ihr Ursprung verliert sich in die Nacht des Alterthums. Schon zur Zeit Ninive's und Babylons soll sie geblüht haben und war Mittelpunkt des götzendienerischen Wesens der ganzen Welt der Vedas. Diese selbst, heidnische Religionsbücher, fabeln von einem hohen Alterthume dieser Stadt. — Noch heute nimmt Benares diese Stellung ein. Der Ganges ist dort ein sehr breiter Fluß und auf der einen Seite desselben steigen, dem Fluß entlang, vom Wasserspiegel riesige Marmortreppen empor, welche 80 bis 100 Fuß hoch, mit prächtigen Geländern und oben auf ihnen erbauten Pavillons versehen sind; ganz oben befinden sich mehrstöckige Paläste und Tempel mit pyramidenartig aufsteigenden Kuppeln. Auf diesen Treppen tummelt sich eine große Menschenmenge umher und im Fluß, zwischen Flotten von Kähnen, sieht man ebenfalls eine große Anzahl Menschen herumwaten, während alte dickbäuchige Brahmanen im Schatten großer aus Stroh gefertigter Schirme schlafen oder beten. Wäscherinnen verrichten ihre Arbeit zwischen einer Kuh, welche sich durch ein Bad erfrischt, und einem Fakir, der mit einem kupfernen Gefäße immer aufs Neue aus dem großen Fluß Reinigungswasser schöpft und sich über den Kopf gießt. Der bemerkenswertheste unter den vielen Tempeln daselbst ist der der Göttin Durga. Er hat eine vergoldete, aus Kupfer gefertigte Kuppel und führt den Namen „goldener Tempel". Er heißt aber auch „Affentempel" wegen der vielen in ihm gehaltenen Affen.

Die Stadt enthält ungefähr 1450 Hindutempel und 270 Moscheen, sämmtlich das Ziel zahlloser Pilger. Da bedarf es vieler Priester und man trifft daher hier, wie in allen Städten Indiens, bei jedem Schritte Brahmanen, buddhistische und muhammedanische Priester, die von den reichen Almosen der Pilger sich nähren. Die demüthigsten dieser Priester sollen die Buddhisten sein.

Die buddhistischen Mönche sind mit einem langen, von einem Gürtel zusammengehaltenen Gewande bekleidet. Bei religiösen Handlungen ziehen sie eine Art Stola über. Ihre Kopfbedeckung ist eine Mitra, je nach der Secte, der sie angehören, von gelber oder rother Farbe. Der tägliche Gottesdienst besteht aus dem Recitiren von Hymnen und Musiciren beim Auf- und Untergang der Sonne. Zunächst hat man Glocken, Glöckchen und Rauchfässer von derselben Form, wie sie bei den Päbstlern im Gebrauch sind. Dann haben sie auch 2 bis 2½ Meter lange kupferne, aus mehreren, wie die einzelnen Stücke eines Fernrohrs, in einander geschobenen Stücken bestehende Trompeten. Auch haben sie Trompeten aus Knochen, von denen man sagt, daß sie einst Heiligen angehörten. Dazu kommen noch Seemuscheln, meist in der Nähe von Ceylon aus dem Meere geholt, die in Silber gefaßt und mit sonstigem Zierrathe versehen sind. Cymbeln und Gongs spielen auch eine große Rolle. Bei den Litaneien wird ein großer Rosenkranz mit 108 dicken Perlen benutzt. Ganz besonders aber muß der Gebetmühle gedacht werden. Sie besteht aus einem kupfernen oder silbernen Cylinder, welcher sich um eine Holzachse dreht. „Der Gläubige nimmt das Ende der Achse in die Hand und versetzt durch einen leichten Stoß mit dem Daumen die Mühle in Bewegung; jede Umdrehung gilt so viel als das Hersagen des auf die Oberfläche des Cylinders oder auf ein in demselben befindliches Stück Papier geschriebenen Gebets; gewöhnlich lautet die Inschrift om mani padme om d. h. der Edelstein in der Lotosblume. Es liegt bei dieser Beschäftigung dem Gläubigen weiter nichts ob, als darauf zu achten, daß die Zeit, welche der Cylinder zu einer vollständigen Umdrehung in der Richtung von links nach rechts, entsprechend der tibetanischen Schreibweise, gebraucht, derjenigen gleichkommt, welche es erfordert, die Inschrift auszusprechen. Ein kleines am Cylinder mittelst eines Metalkettchens angebrachtes Gewicht dient dazu, die Rotationsbewegung recht regelmäßig zu machen.“

Dieser Beschäftigung des Mühledrehens geben sich die Gläubigen oft Stundenlang hin, ohne auch nur die kleinste Pause eintreten zu lassen. Um noch mehr Gnade zu erwirken, sagen einige die Inschrift auch laut her. (Wer denkt hier nicht an die Rosenkränze und Gebetsübungen der römischen Mönche und Nonnen?) Noch ein originelles Instrument soll hier erwähnt werden: das dordj, welches in seiner Form den Blitzstrahlen gleicht, die man im Alterthum dem Götzenbilde Jupiter in die Hand zu geben pflegte; „dasselbe ist das eigentlich geheiligte Zeichen des Buddhismus. Der Priester trägt es zwischen Daumen und Zeigefinger und segnet damit die Gläubigen, welche jederzeit in den Tempel treten, sich vor der Statue Buddhas, dann vor den obersten Lamas immer und immer wieder niederwerfen, den Boden mit der Stirne berühren und die oben gegebene heilige Formel des Buddhismus herbeten.“ (Nach „Die Natur“ 1878. Nr. 12.)

A. Ch. B.

Frohe Botschaft zu rechter Stunde.

(Aus „Nacht und Morgen".)

Ein reicher Hindu fragte seinen Priester, was er thun müsse, um Ruhe und Frieden der Seele zu bekommen. „Du mußt dich", sagte der Priester, „im heiligen Flusse (Ganges) waschen." — Er that es; ihm ward aber nicht leichter; der Fluch der Sünde drückte seine Seele ganz zu Boden. Da wurde ihm eine Wallfahrt nach einem Götzentempel auferlegt. Er wanderte 150 Stunden durch brennenden Sand, fühlte sich aber eben so fluchbeladen wie zuvor. Darauf bittet er flehentlich noch einmal seinen Priester um Rath. Dieser sagt ihm: „Es soll dir geholfen werden." — Der Hindu verspricht Alles. Da wird ihm auferlegt, er solle durch seine Sohlen spitzige Nägel schlagen, einen schweren Block auf seine Schultern nehmen, und so 50 Stunden weit gehen. Er unterwirft sich dieser harten Buße. Schon ist er 20 Stunden weit unter den entsetzlichsten Qualen gegangen, da kommt er in ein Dorf, sieht eine große Versammlung von Menschen, denen ein fremder Mann predigt. Es war ein Missionar. Der spricht zu seinen heidnischen Brüdern: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt" (Joh. 1, 29.), und verkündigt ihnen, daß der Heiland Allen, die an ihn glauben, Frieden gebe. Wie Honig schlürft der Bekümmerte diese Botschaft ein; er wirft den Block von seinen Schultern, zieht die stachlichten Sohlen ab und ruft: „Der ists, der mir helfen kann; der ists, den ich suche! An Ihn will ich glauben, Ihm will ich folgen!" Aehnlich, wie die Hindupriester, wollen auch unsre römischen Priester die erschreckten Sünder zur Ruhe bringen; aber es hilft nicht. Denn St. Paulus hat Recht, wenn er spricht: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben." Röm. 3, 28.

C. S.

Vermischtes.

Am Sonntag Jubilate, den 4ten Mai d. J., Nachmittags, ist die erste christliche Chinesen-Kirche in New York von May Jeu Kee, einem jungen Chinesen, eröffnet worden, der durch die Wesleyanische Mission in Canton, China, zum Christenthum bekehrt wurde. Der Feier wohnte eine sehr große Menge von Chinesen und Amerikanern bei. Ad. Bd.

Samoa. Vor 66 Jahren hatte die Insel Samoa eine Einwohnerzahl von 34,000, alles heidnische Barbaren. Gegenwärtig zählt dieselbe Insel 80,000 Einwohner, von denen der weit größere Theil Christen sind. In dem dortigen theologischen Seminar sind 60 Studenten und werden jährlich zwanzig Missionare zu den benachbarten Inseln gesandt. Ad. Bd.

Berichtigung und Berechtigung.

In der Mainummer der „Missionstaube" ist aus Versehen quittirt worden: „Durch P. Bünger von einem ungenannten Pastor für den ersten schwarzen Negermissionar 25 Dollars". Es sollte nach der Bestimmung des milden Gebers, eines ungenannten Pastors der Missouri-Synode, welcher vor 26 Jahren als ein Knabe in das Concordia-College zu St. Louis eintrat

und seit dieser Zeit viel Gnade und Segen Gottes erfahren hat, ein Dankopfer sein und verwendet werden „zur Errichtung eines evangelisch-lutherischen Neger-Seminars zur Heranbildung schwarzer Negerprediger“. Dabei wurden noch folgende Bemerkungen von dem Einsender des Dankopfers gemacht: 1.) „Sollte sich in 5 Jahren dieses nicht verwirklichen lassen, so sei es eine Gabe für irgend einen, der sich dem Missionsdienste unter den Negern widmen will, sei er weiß oder schwarz. 2.) Es ist zwar nur ein Scherflein; aber Gott kann wohl auf dasselbe seinen Segen legen, daß weitere Beiträge folgen. Ohne Zweifel wird in Kurzem der Negermission nichts mehr mangeln, als tüchtige schwarze Missionare. Mit Freuden sehe ich aus den Berichten, wie das Werk unter den armen Negern vorwärts schreitet. Gebe der treue Gott seinen reichen Segen zu aller weiteren Arbeit.“ — Jawohl, der HErr wolle diese Gabe verzehnfachen, verhundert- und vertausendfachen. Er, der gnädige und barmherzige Gott, der auf das Niedrige und Geringe sieht, wird auch zu seiner Zeit reichen Segen zu der Mission unter den armen Negern geben, die bisher das reine Wort Gottes noch nicht gehabt haben. Die armen Neger sollen doch nicht die Beute der Knechte und Mägde des Antichrists werden?! Mit Bedauern und Erschrecken ist im „Lutheran Standard“ vom 24. Mai dieses Jahres die Nachricht zu lesen: „Die Römischen an der Arbeit. Der Vorsteher des Richmond Institutes, Rev. C. H. Corey, sagt, daß völlig 500 römische Geistliche und 2000 barmherzige Schwestern ganz eigentlich bestimmt sind, unter den Freedmen (den leiblich befreiten Negern) zu arbeiten, und die bereits 200,000 Kinder in ihren Schulen haben.“ Vor diesem römischen Joche, das viel schlimmer ist als die leibliche Sclaverei, sind wir berechtigt, so viel als möglich, zu bewahren; ja, auch auf ordentlichem Wege davon zu befreien. Dazu helfe Gott aus Gnaden! J. F. B.

Milde Gaben für die Negermission (vom 20. Mai bis 20. Juni 1879).

Von P. E. Sanders $.30, dessen Confirmanden 1.70. Wm. Bergmann in Wisconsin für Negermission 10.00, für innere und äußere Mission 10.00. P. G. Göhringer's Gem. 2.65, H. Kuhlmann .50. Durch P. F. Erdmann von H. Salger .50. Durch P. F. Wolbrecht von Frau Fricke .50. Durch Lehrer Bonnoront aus der Missionskasse der Schulkinder 2.00. Durch Lehrer R. Fritzke von s. Schulkindern collectirt 2.05. Durch Lehrer G. Bernthal von s. Schulkindern in Richville 1.50, von einer Confirmandin .50. Von Hrn. W. H. Schäper in Columbia City, Ind., 2.00. Von P. Ficks Gemeinde 3.50. Durch P. J. Haase, Missions-Collecte der Gemeinden von Foron, Centreville, Hermann u. Mosel, 15.00. Von P. Dornseif .50. Durch G. O. Nustad, Kassirer der Norwegischen Synode, 124.00. Von P. F. Erdmann .40. P. A. Denninger 2.75. Durch Herrn J. T. Schuricht von verschiedenen Gemeinden der Synode von Minnesota durch deren Schatzmeister, Hrn. A. Paar, 17.70. J. Umbach, Kassirer.

Berichtigungen.

In Nr. 6. dieses Blattes lies:

Durch P. Fr. Sievers: Ueberschuß an 75 Exemplaren der „Missionstaube“ $6.75, Ueberschuß an 12 Exempl. „Pioneer“ 1.00; von Kemmann 1.50; von Johanpeter .10. Zus. $8.85. Durch P. F. M. Große von H. Kornhauß $5.20, aus der Missionstaubenkasse 1.80.

Auf Wunsch des Kassirers der Ohio-Synode, Herrn Pastor F. A. Groth, wird hiermit nachträglich berichtigt, und bescheinigt der Unterzeichnete, von demselben für die Neger-Mission im Jahre 1878 (23. September) $67.62 und im Jahre 1879 (10. Januar) $127.00, ferner 36 Hymn Books im Werthe von $19.92 und 120 Exemplare „Lutheran Childs Paper“ im Werthe von $18.20 erhalten zu haben. J. Umbach.

„Die Missionstaube“ erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

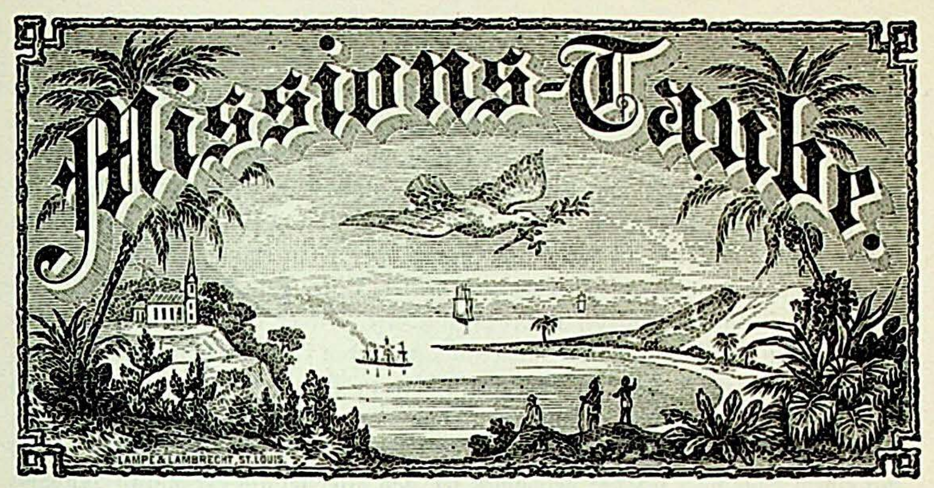
1 Exemplar	$ .25
5 „	1.00
12 „	2.00
25 „	4.00

Die Parthie-Preise gelten nur dann, wenn alle Exemplare unter Einer Adresse versandt werden können.

Zu bestellen und zu bezahlen ist das Blatt bei dem „Luth. Concordia-Verlag“, St. Louis, Mo.

Alle die Redaction betreffende Einsendungen sind zu adressiren an Rev. F. Lochner, Box 597, Springfield, Ills.; alle Geldbeiträge für die Negermission an den Kassirer J. Umbach, 2100 Wash Str., St. Louis, Mo.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlag“, St. Louis, Mo.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimath und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

1. Jahrgang. August 1879. Nummer 8.

Was hat Henry M. Stanley für die Mission im „dunkeln Erdtheil“ gethan?

(Schluß.)

Von einer Reise zurückgekehrt, traf Stanley den Kaiser auf einem Kriegszug gegen die aufrührerischen Warumas. Als er nun in einem Gespräch mit dem wißbegierigen Mtesa von der Mechanik auf die Religion wieder kam und dabei zufällig der Engel erwähnte, brach nicht nur Mtesa mit den anwesenden Häuptlingen in lauten Beifall aus, sondern Stanley sah sich auch genöthigt, nach seiner Bibel zu schicken, da er in der Lehre von den Engeln noch nicht so zu Hause war, um die weiteren Fragen Mtesa's nach diesen himmlischen Wesen genügend beantworten zu können. Dieser Vorfall führte aber zu einem wichtigen Ergebniß, das uns Stanley mit folgenden Worten schildert: „Der Kaiser warf lüsterne Seitenblicke auf die Bibel und mein englisches Gebetbuch, und da ich seinen Wunsch errieth, stellte ich ihm einen Knaben, Namens Dallington, einen Zögling der Universitäten-Mission in Zansibar, vor, welcher ihm die Bibel ins Kisuaheli übersetzen und ihm auch sonst alles mittheilen konnte, was er meinem Wunsche gemäß sagen sollte. Von jetzt an konnte man während der Pausen von Muße, welche der Krieg gewährte, den König, seinen Hof, Dallington und mich mit der Uebersetzung eines Auszugs aus der heiligen Schrift beschäftigt sehen. Es gab für diese Uebersetzungen Leser genug, aber Mtesa selbst widmete ihnen ein eifriges und ernstes Studium. Da ich Schreibpapier im Ueberfluß mitgenommen hatte, so fertigte ich für ihn ein dickes Buch an, in welchem die Uebersetzungen von einem

Schreiber, Namens Idi, sauber ins Reine geschrieben wurden. Als das Buch fertig war, besaß Mtesa einen Auszug aus der protestantischen Bibel in der Kisuaheli-Sprache, welcher alle die Hauptereignisse von der Schöpfung bis zur Kreuzigung Christi umfaßte. Das Evangelium des Lucas war, da es eine vollständige Lebensgeschichte unseres Erlösers gibt, ganz übersetzt." Voll Freude über diesen Schatz, den nun Mtesa in dieser „abgekürzten Bibel" in Händen hatte, rief derselbe alle seine Häuptlinge und auch die Officiere seiner Leibgarde zusammen und hielt an dieselben eine Anrede, in der er schilderte, wie er aus einem Heiden und blutdürstigen Menschen ein Muhammedaner geworden sei und als solcher zwar von seinem Blutvergießen sehr und vom Berauschen in Pombe (das landübliche Bier) gänzlich abgelassen, aber doch auch im Islam keine rechte Befriedigung gefunden habe, wie aber, Gott sei Dank, ein weißer Mann, Namens Stamlih (Stanley) mit einem Buch nach Uganda gekommen sei, das älter sei als der Koran Muhammeds, von dem Stamlih sage, daß er ein Lügner sei und Vieles aus jenem Buche entlehnt habe, wie denn auch er, Mtesa, befunden habe, daß es weit besser sei, als das Buch Muhammeds u. s. w. „Das Buch", schloß er dann, „beginnt mit dem Uranfang der Welt, sagt uns, wie dieselbe geschaffen wurde und in wie viel Tagen, gibt uns die Worte Gottes selbst und des Moses und des Propheten Salomo und JEsu, des Sohnes der Maria. Ich habe auf dieses alles mit Wohlgefallen gelauscht und nun frage ich euch: sollen wir dieses Buch oder das Muhammeds als unseren Führer annehmen?" Als die Antwort der Häuptlinge, die ja wohl deutlich merkten, wohin die Entschließung des Herrschers neigte, ein einstimmiges Ja war, leuchtete in Freude sein Angesicht. „Auf diese Weise", bemerkt schließlich Stanley, „entsagte Mtesa der muhammedanischen Religion und bekannte sich offen zum christlichen Glauben und kündigte zugleich seinen Entschluß an, seiner neuen Religion treu anzuhangen, eine Kirche zu bauen und alles, was in seiner Macht stehe, zu thun, um die Ausbreitung christlicher Gesinnungen unter seinem Volke zu befördern und sich, soweit er dies irgend vermöge, nach den heiligen, in der Bibel enthaltenen Geboten zu richten. Andrerseits versprach ich, stolz auf meinen Neubekehrten, mit dem ich mir ein Vierteljahr lang viel Mühe gegeben hatte, daß ich Dallington auf seinen Wunsch aus meinen Diensten entlassen wolle, damit er ihm die Bibel vorlesen und Bibelstunden halten möge, bis die guten Menschen in Europa einen Priester senden würden, um ihn zu taufen und ihm die Pflichten der christlichen Religion zu lehren. ‚Stamlih', sagte Mtesa zu mir, ‚sage den Weißen, wenn du an sie schreibst, daß ich einem Menschen gleiche, der in der Finsterniß sitzt oder blind geboren ist, und daß mein Verlangen nur dahin steht, daß man mich sehen lehre, und ich werde ein Christ bleiben, so lange ich lebe.'"

Daß übrigens von dieser Bekehrung Mtesa's durch Stanley nur in beschränktem Sinne die Rede sein könne, zeigt des Letzteren eigenes Geständniß, indem er sagt: „Wie schmeichelhaft auch die Ehre für mich sein mag, den heidnischen Kaiser von Uganda zum Christenthum bekehrt zu haben, so kann ich mir die Thatsache doch nicht verhehlen, daß diese Bekehrung blos eine nominelle ist und daß zur ernsten Fortsetzung der Arbeit ein ge-

duldiger, unverdrossener und eifriger Missionar erforderlich sein würde. Eine mehrere Monate lang fortgeführte Unterredung über Christus und sein segensreiches Wirken auf Erden war allerdings für Mtesa anziehend genug; sie reichte aber doch nicht hin zur Ausrottung der Verderbtheit, welche 35 Jahre eines brutalen, sinnlichen, allen Lastern ergebenen Zustandes seinem Geiste aufgeprägt haben; dies erfordert die Arbeit eines nie erschlaffenden Eifers, einer unermüdlichen Hingabe an die geistlichen Pflichten und die väterliche Wachsamkeit eines Seelenhirten von echter Frömmigkeit. Weil ich aber der Unzulänglichkeit meines Wirkens mir wohl bewußt und mit seinem starken Hang zur Sünde genau bekannt bin, habe ich keinen Anstand genommen, den wirklichen Charakter meines Neubekehrten zu zeichnen. Der großartige, viele Mängel gut machende Charakterzug bei Mtesa ist die Bewunderung, welche er allen Weißen zollt, obgleich auch dieser eigentlich eigennützige Absichten zu Grunde liegen.“

Sehen wir nun hieraus, daß wir es bei Stanley nicht mit der Großsprecherei eines sanguinischen Yankee zu thun haben, so zeigt uns sein definitiver Abschiedsbesuch bei dem Herrscher von Uganda, wie sehr es ihm doch ein Ernst war, den Letzteren zu einem Christen zu machen, wenn schon er es nicht wagte, es für jetzt mit den sittlichen Anforderungen des Christenthums genau zu nehmen. „Am Vorabend meiner Abreise“, schreibt er, „hatte ich noch eine lange Unterredung mit dem Kaiser, dem es wirklich leid zu thun schien, daß die Zeit zu einem definitiven und letzten Abschiednehmen gekommen war. Der Hauptgegenstand der Unterredung war die christliche Kirche, welche man eben zu bauen angefangen hatte und in welcher der Gottesdienst von Dallington nach dem ihm von der Universitäten-Mission in Zansibar gelehrten Ritus verrichtet werden sollte, bis ein würdigerer Mann kommen würde, um seine Stelle einzunehmen. Wir gingen die Grundlehren des christlichen Glaubens miteinander durch und Mtesa wiederholte mir auf mein Gesuch alles, was er von den durch die Annahme der christlichen Religion zu erzielenden Vortheilen und von den Vorzügen wußte, welche dieselbe vor dem Islam habe, in dem er früher unterrichtet worden war. Durch seine Aeußerungen bewies er, daß er ein sehr gutes Gedächtniß besitzt und in seinen Glaubensartikeln recht festen Fuß gefaßt hatte. An jenem Abend verließ ich ihn mit der dringenden, ernstlichen Bitte, an dem neuen Glauben festzuhalten und seine Zuflucht zum Gebet zu nehmen, indem er Gott bitten möge, ihm Kraft zum Widerstand gegen alle Versuchungen zu verleihen, welche ihn zur Verletzung der in der Bibel enthaltenen Gebote verlocken könnten.“

Ehe wir uns nun nach der weiteren und eigentlichen Frucht der erst doch unbeabsichtigten Missionsthätigkeit unseres Afrikareisenden umsehen, können wir nicht umhin, einen Vergleich zwischen ihm und anderen Erforschern Afrika's zu ziehen. Speke und Grant waren zu Mtesa gekommen, aber keiner hatte es versucht, mit ihm über göttliche Dinge zu handeln: Stanley hingegen ergreift jede Gelegenheit, das Gespräch auf dieselben zu lenken, und ist beharrlich bemüht, aus dem vormaligen Heiden und nachmaligen, doch noch unbeschnittenen Muhammedaner einen Christen zu machen und zu dem Ende sein angefangenes Werk in die

Hände eines eigentlichen Missionars zu legen. Ja — und dies schreiben wir mit Beschämung nieder — während der Deutsche Dr. Gerhard Rohlfs sogar das Christenthum feierlich abschwört und förmlich Muhammedaner wird, um in Afrika ungehindert zu Gunsten der Wissenschaft reisen zu können, bekennt der Amerikaner Stanley vor dem gefürchteten Herrscher Uganda's frei seinen Glauben nach dem Maße seiner Erkenntniß, sucht Jenen für diesen zu gewinnen, setzt sich mit Mtesa hin zur Uebersetzung der Bibel und schreibt noch an seinem Hofe einen begeisterten Aufruf an die Christen und Menschenfreunde in England zur Sendung christlicher Missionare nach Uganda!

Was dieser Aufruf nun gefruchtet hat, das haben wir zwar schon am Schluß des ersten Abschnitts angedeutet, das wollen wir aber zum Schluß hier doch noch ein wenig erzählen.

Fast schien es, als sollte derselbe nicht nach Europa dringen. Als nämlich der genannte französische Reisende Linant de Bellefonds am 17. April von Stanley schied, gab ihm dieser nebst mehreren Briefen auch jenen Aufruf zur Besorgung mit. Wenige Monate darauf wurde Jener auf seiner Heimreise von dem Stamm der wilden Baris angegriffen und sammt seiner aus 36 Mann bestehenden Bedeckung niedergemetzelt. Zerrissen und blutbefleckt lagen mit anderen Schriftstücken auch die mitgegebenen Briefe Stanley's und sein Aufruf in der afrikanischen Wildniß umher, bis endlich Oberst Gordon's Leute sämmtliche Documente fanden und dieselben so an ihre Adresse befördert werden konnten.

Wie aber hat dieser Aufruf alsbald bei Hoch und Niedrig, Reich und Arm gezündet! Kaum war er im November 1875 in einer Zeitung Englands veröffentlicht, als ein ungenannter Missionsfreund der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft (Church Mission Society) die namhafte Summe von etwa 25,000 Dollars zur Unternehmung dieser Mission anbot. Sein Beispiel wirkte so, daß die Summe sich bald mehr als verdoppelte. Wir können hier einen besonderen Fall nicht unerwähnt lassen. In Folge der beträchtlichen Spende eines Reichen zur Gründung einer Mission in dem alten Königreich Congo hatte kurz vor der Veröffentlichung des Stanley'schen Aufrufs die Baptisten-Missionsgesellschaft in London eine Bitte um weitere Gaben ergehen lassen. Die erste Gabe, welche derselben hierauf zugesendet wurde, betrug etwa $2.50 und war von der Hand einer armen Londoner Nähterin, und die zweite kam von einem Kohlengräber aus Stradfordshire, der bei dem trüben Grubenlicht in freien Augenblicken oft über der Karte von Afrika, die er bei sich trug, gesessen und aus dem heißen, blutgetränkten Lande den Ruf an sein Herz hatte dringen lassen: „Komm herüber und hilf uns!", dabei insonderheit den Congostrom betrachtend und um Missionare für die von ihm durchströmten Länder seufzend. Eben nun war er im Begriffe, die von ihm mühsam zusammengesparten 25 Dollars jener Gesellschaft in einem Briefe zu senden, als ihm Stanley's Aufruf zu Gesichte kam. Da konnte er vor Freude sich nicht enthalten, den schon geschlossenen Brief nochmals zu öffnen und ihm die Worte anzufügen: „Wie wunderbar scheint doch der HErr Afrika zu öffnen! Könnten denn nicht wir Alle etwas mehr für diesen Welttheil thun?" Nun, diese Frage regte sich bei noch vielen Anderen in Folge des Aufrufs von

Stanley und als nun vollends die Nachricht von seiner glücklich vollendeten Reise die Runde machte, da hieß es allgemein: „Wo Gott so ungeahnte Wege bahnt, wäre es Feigheit, nicht auch etwas Rechtes für ihn und die Ausbreitung seines Reiches zu wagen!“

So kam es denn, daß die Church Mission Society schon Anfang 1876 eine Missionsexpedition entsenden konnte. Dieselbe bestand aus dem von der Episcopalkirche ordinirten Prediger Williams, dem jungen Missionsarzt Dr. Smith, dem geschickten Ingenieur O'Neill, dem Seeofficier Smith, einem Oeconomen, einem Schmied, einem Schiffsbauer und noch einem Anderen, dessen Bestimmung wir augenblicklich nicht kennen. Mit Mitteln reich ausgestattet — darunter das schon erwähnte zerlegbare Dampfboot „Daisy“ — und von mehreren hundert Schwarzen begleitet, trat dieselbe im August von dem Zansibar gegenüber liegenden Bagamajo ihren Zug ins Innere an. Bald jedoch erkrankten zwei der Europäer so, daß man sie zurückschicken mußte; ein Dritter aber, der junge Missionsarzt Smith, erlag sogar kurz vor Erreichung des Nyanzasee's den Strapazen der Reise. Nachdem zwei Andere zur Errichtung einer Mission in Mpwapwa vorläufig zurückgeblieben waren, erreichten die Uebrigen nach sechsmonatlicher Wanderung endlich das Südende des tiefblauen Victoriasees. Auch hier blieb wieder Einer, O'Neill, zur Anlegung einer Mission in Kagheje zurück. Wilson und Smith aber fuhren auf dem mitgebrachten und wegen verloren gegangener oder zerbrochener Stücke erst mühsam zusammengesetzten Boote dem Nordende des Sees zu, wo Mtesa seine Residenz hatte, unterwegs einmal von den Steinwürfen und vergifteten Pfeilen feindseliger Uferbewohner gefährdet, welche diese Reisenden wohl auch für Sklavenhändler halten mochten.

Nachdem Ende Juni das Nordende erreicht war, wurden am 2. Juni 1877 die Missionare feierlich von Kaiser Mtesa in seinem Palaste empfangen. Beim Eintritt der Missionare erhoben sich sämmtliche Häuptlinge von ihren Sitzen und bei Nennung des Namens JEsu erfolgte auf Mtesa's Wink eine Freudensalve. Am folgenden Morgen fand ein zweiter Empfang statt. Zwar war Mtesa ein wenig enttäuscht, als er auf eine diesbezügliche Frage vernahm, daß die Missionare nicht gekommen seien, neben Lehre und Unterricht auch Kanonen, Flinten und Pulver für ihn zu fabriziren; doch gab er sich bald zufrieden, da ihm ja die Hauptsache sei, daß er und sein Volk im Lesen und Schreiben unterrichtet würden und vor allem, daß die Missionare „das Buch“, die Bibel, mitgebracht hätten. Er wies ihnen daher zwei Wohnplätze an, den einen zur Erbauung einer Wohnung, den anderen zur Erbauung einer Schule. Auch war Mtesa sonst sehr freundlich, versorgte die Missionare mit Lebensmitteln und sandte eine Karawane nach dem entfernt liegenden Zansibar zur Abholung des Restes des Reisegepäcks.

Am Sonntag darauf, den 8. Juli, hielt Wilson nach dem Ritus der Episcopalkirche zum erstenmale Gottesdienst im kaiserlichen Palaste. Es waren gegen 100 Personen versammelt, darunter der Kaiser mit seinem ganzen Hofe. Missionar Wilson las vor allem je ein Kapitel aus dem Alten und aus dem Neuen Testament, welche ein mitgebrachter christlicher Negerjüngling, Namens Mufta, übersetzte, sowie die Erklärungen, welche auf einige Fragen Mtesa's der Missionar gab.

Als Wilson zum Lesen der vorgeschriebenen Gebete sich niederkniete, thaten auf einen bereits ertheilten kaiserlichen Befehl alle Anwesenden ein Gleiches, ja fielen mit ihm kräftig in das Amen ein. Darauf folgte eine kurze Predigt über den Sündenfall und die Erlösung. In derselben Weise fand am nächsten Sonntag der Gottesdienst statt, nur daß hier der Kaiser öfters das Kisuaheli Mufta's in das Kiganda übersetzte, da nicht alle Häuptlinge die Kisuaheli-Sprache genugsam verstanden. Aber auch in den Wochentagen begaben sich die Missionare mit ihrer Bibel öfters zum Kaiser, der jedesmal bereit war, zu lernen und dabei recht verständige Fragen zu thun, aber auch eben so eifrig, das Gelernte wieder Andern zu lehren, wie ihn z. B. Smith eines Tages unter einer Schaar junger Prinzen fand, denen er das Abece lehrte.

Ende Juli kehrte Smith nach Kagheje zurück, um mit O'Neill eine zweite Missionsreise auf dem Nyanza zu machen. Der Plan mißlang. Smith und O'Neill wurden von Eingebornen ermordet; nur der Schiffszimmermann entkam. Damit stand denn der erst 26jährige Missionar Wilson am Hofe zu Rubaga auf einmal einsam und allein, Hunderte von Meilen von christlichen Freunden und ihrer Handreichung getrennt.

Doch, es ist ja das Ziel erreicht, wenn auch unter so schweren, niederschlagenden Verlusten. Am Hofe Mtesa's predigt der einsam gewordene Wilson nach wie vor und unterweis't Fürst und Volk. Die Committee der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft aber denkt nicht im Entferntesten daran, diese Mission aufzugeben. Soweit die uns augenblicklich zu Gebote stehenden Nachrichten reichen, hatte sie vielmehr schon Anstalten getroffen, einige weitere Missionare nach Uganda zu senden, die jedoch, statt dem beschwerlichen Karawanen-Weg von Zansibar aus, diesmal die Wasserstraße des Nil wählen sollten, zumal dieser Weg auch Mtesa einleuchtete, als er ihm auf der Karte gezeigt wurde.

Da wir uns nun aber hier einmal mit der Missionsthätigkeit des Reisenden und Erforschers Stanley insonderheit befaßt haben, so wollen wir ihm zuletzt noch das Wort geben, zumal es zeigt, wie tief ihm doch der Missionsgedanke im Herzen saß und ihn überallhin begleitete. Am 23. Juli 1875 hatte er auf einem hohen Felsenriff einer Insel des herrlichen Victoria-Nyanza eine erhebende Umschau, in der er schließlich ausruft: „Wie lange — das möchte ich gerne wissen — werden die Völker dieser Länder ohne Erkenntniß des Gottes bleiben, der die prächtige im Sonnenlicht strahlende Welt geschaffen hat, auf welche sie jeden Tag von ihren erhabenen Hochlanden hinabblicken! Wie lange soll ihre ungezähmte Wildheit eine Schranke für das Evangelium sein und wie lange sollen sie von dem Verkündiger desselben unbesucht bleiben! Welch ein Land besitzen sie! und welch einen Binnensee! Wie könnten den See durcheilende Dampfboote das Volk Ururis dem von Usongora, Uganda dem von Usukuma die Hände reichen lassen und die wilden Waruma mit den Wazinza befreunden, die Wakereve mit den Waganda vereinigen! . . . Das ganze Land würde aus dem Zustand der Wildheit erlös't, der Gewerbfleiß und die Energie der Eingebornen würden angespornt, den Verwüstungen des Sklavenhandels würde Einhalt gethan und alle die rings umher liegenden Länder würden von den edleren Sittenlehren einer höheren

Humanität durchdrungen werden. Aber gegenwärtig sind noch die Hände der Völker — mit Mordlust in ihren Herzen — gegeneinander erhoben; wilde Grausamkeit entzündet sich beim Anblick des wandernden Fremden; Seeräuberei ist das von ihnen selbst eingestandene Gewerbe der Waruma; die Bewohner von Ugejeja und Wasoga gehen fadennackt; Mtesa läßt seine Schlachtopfer pfählen, verbrennen und verstümmeln; die Wirigedi lauern längs ihrer Gestade jedem Fremden auf und die Schleuderer auf den Inseln üben ihre Kunst an ihm; die Wakara vergiften beim Anblick eines Canoes ihre tödtlichen Pfeile aufs neue und jeder Volksstamm hält sich, Wuth und Rachedurst im Herzen, vom andern fern. Wahrlich ,in den Finsternissen der Erde ist's voll Wohnungen des Frevels‘. (Ps. 74, 20.) O käme doch die Stunde, in der eine Genossenschaft menschenfreundlicher Capitalisten sich verbindet, diese schönen Länder zu befreien, und die Geldmittel darbietet, daß die Boten des Evangeliums kommen und den mörderischen Haß vernichten können, mit welchem in dem wunderschönen Lande an dem Victoria-See ein Mensch den anderen betrachtet!“

Daß der Anfang zur Erfüllung dieses Wunsches gemacht ist, haben wir gesehen. Hoffen wir, später einmal vom Fortgang etwas berichten zu können.

L.

Unsere Negermission.

Bei Gelegenheit der vom 16.—22. Juli d. J. in Columbus, Ohio, abgehaltenen Versammlung der „Evangelisch-Lutherischen Synodalconferenz von Nord-Amerika“ wurde auch über die Negermission verhandelt. Die Missionscommission hatte eines ihrer Glieder zu dieser Versammlung gesandt, um Bericht abzustatten über die Thätigkeit der Commission im letzten Synodaljahre und über den gegenwärtigen Stand der Mission; im Namen der Commission einige Vorschläge zu machen und in Bezug auf etliche Punkte Anweisung für ihr ferneres Verfahren einzuholen. Auch Herr Missionar Berg aus Little Rock war etliche Tage anwesend, und wies auf die Nothwendigkeit der Errichtung einer zweiten Schule in Little Rock hin. Die Ehrw. Synodalconferenz beschloß denn auch, für den Fall, daß sich die Missionsschule in Little Rock auch in Zukunft noch wie bisher vergrößere, durch die Missionscommission ein Schullocal zu bauen und einen zweiten Lehrer für dieselbe zu berufen.

Bei dem noch immer herrschenden Mangel an Predigern innerhalb der Synodalconferenz hat die Commission die Erfahrung gemacht, daß es sehr schwer hält, Missionare zu bekommen. Erwachsene Neger aber, die innerhalb der Sectenkirchen aufgewachsen sind, für den Dienst der lutherischen Mission vorzubereiten, oder bisherige farbige Sectenprediger in kurzer Zeit in lutherische Missionare umzuwandeln, wäre wohl in den meisten Fällen mehr als bedenklich. Daher machte die Commission den Vorschlag, solche Negerknaben, welche in unseren eigenen Schulen unterrichtet sind, dabei besondere Begabung und christlichen Ernst zeigen, für spätere theologische Studien vorzubereiten, welches wohl am besten in Little

Rock durch Herrn Pastor Berg mit Hilfe Herrn Pastor Obermeyers und der übrigen in Little Rock vorhandenen Lehrkräfte ohne große Unkosten geschehen könnte. Da die Ehrw. Synodalconferenz diesen Vorschlag gut hieß, erklärte sich Herr Pastor Berg mit Freuden bereit, eine besondere höhere Klasse für derartige gefördertere Knaben zu errichten, und zu versuchen, die Hilfe der erwähnten Brüder in Little Rock dazu zu erlangen. Zugleich berichtete er, daß er etliche Knaben in seiner Schule habe, mit denen er bald eine solche Klasse anfangen zu können hoffe.

In Bezug auf die Mission in New Orleans beschloß die Synodalconferenz, daselbst wieder einen eigenen Missionar anzustellen, sobald ein passender Mann gefunden werden kann. New Orleans ist der eigentliche Mittelpunkt der Südstaaten, sollte daher auch der Mittelpunkt unserer Negermission werden. Obgleich Herr Pastor Döscher neben seiner deutschen Gemeinde die von ihm gegründete Negergemeinde noch mitbedient, und der farbige Lehrer Polk an der Schule dieser Gemeinde arbeitet; so ist doch die Negerbevölkerung in New Orleans so stark, daß sich nicht nur noch für einen, sondern für eine ganze Schaar Missionare Arbeit genug findet. Herr Pastor Döscher ist nicht mehr Missionar der Synodalconferenz, will aber doch noch den Negern predigen.

Auch in Mobile, Ala., und in Texas soll die Mission nach Verhältniß der vorhandenen Mittel in Angriff genommen werden. Mögen daher auch die lieben Christen, denen Gott nicht allein irdische Mittel, sei es viel oder wenig, beschert, sondern sie reich gemacht hat an himmlischen Gütern in Christo, sich willig erzeigen in Darreichung der nöthigen irdischen Mittel, damit wir den armen Negern auch die reichen Himmelsschätze darreichen und recht bald von dem Wachsthum unserer Mission an den genannten und vielen andern Orten berichten können. C. S.

Die Gefahr in Südafrika.

Vieler Blicke sind gegenwärtig mit Besorgniß auf Südafrika gerichtet. Aus den Zeitungen ist längst bekannt, daß die Engländer einen Krieg gegen den mächtigen Zulukönig Ketschwajo angefangen und gleich zu Anfang eine sehr schwere Niederlage erlitten haben. Leider scheint es, daß manche Deutsche hiebei eine gewisse Schadenfreude empfunden haben, weil sie auf die gewinnsüchtigen, immer nur auf Handelsvortheile erpichten Engländer nicht gut zu sprechen sind. Wer aber nur eine kleine Ahnung davon hat, was es heißen würde, wenn der Zulukönig in Südafrika auch nur einen Augenblick die Oberhand bekäme, wer vollends ein Herz für die Mission oder gar Freunde und Verwandte in Südafrika, sei es nun auf den Diamantfeldern oder auf dem Missionsfeld hat, der wird sehnlichst wünschen, daß doch Gott den Engländern den Sieg geben möchte.

König Ketschwajo ist ein Blutmensch und Tyrann, wie wir ihn uns nicht gräßlich genug denken können. An einem Menschenleben ist ihm so wenig ge-

legen als uns an einem Wurm oder einer Fliege, vielleicht weniger. Nur ein Beispiel hievon. Einem europäischen Reisenden wollte der Zulufürst beweisen, daß er mit seinen Leuten alles machen könne, was er wolle. Und wie that er das? Er ließ dreißig Männer vor sich kommen und befahl ihnen, ihm einen lebendigen Löwen zu bringen. Die dreißig gingen von dannen. Nach etwa einer Woche kehrten fünfzehn zurück. Sie schleppten einen lebendigen Löwen gebunden herbei. Die andern fünfzehn waren ums Leben gekommen. Der Zweck war erreicht und Ketschwajo ließ dem Löwen mit einem Speer den Garaus machen. — Unter den 40,000 Soldaten, die seine Armee ausmachen, herrscht ein wahres Schreckensregiment, da auch der kleinste Fehler gleich mit dem Tode bestraft wird. Daß ein solcher Fürst auch schon Christen verfolgt und getödtet hat, kann nicht Wunder nehmen. Die Engländer aber hätten vielleicht noch lange ruhig zugesehen, wenn der König nicht in der letzten Zeit immer mehr Soldaten an der Grenze der Natal-Colonie aufgestellt und überhaupt eine so drohende, und trotz der bei seiner Thronbesteigung gegebenen Versprechungen so trotzige Haltung angenommen hätte, daß der keineswegs kriegerische Gouverneur Sir Bartle Frere, der noch dazu ein milder, christlich gesinnter Mann ist, sich genöthigt sah, ihm zuvorzukommen und seinerseits den Krieg zu erklären.

Was nun die Gefahr so groß macht, das ist die kleine Zahl von Weißen in Südafrika, verglichen mit der großen Uebermacht der Schwarzen, welche, wenn sie alle einig wären, jene leicht erdrücken und vernichten könnten. Und — was noch schlimmer ist — auch die Weißen sind in zwei Lager getheilt, d. h. die Boers oder holländischen Bauern im Transvaal-Land, Nachbarn des Zulukönigs, wollen keine Hand gegen diesen rühren, außer wenn die Engländer, welche erst neuerdings ihrer Republik ein Ende gemacht haben, ihnen ihre Unabhängigkeit wiedergeben. Diese Boers sind bekanntlich keine Freunde der Schwarzen, welche sie nicht einmal als Menschen betrachten, auch keine Freunde der Mission. Erst in der neuesten Zeit haben sie wieder einen (Berliner) Missionar, der sich unter den Korannas niedergelassen hatte, schändlich verleumdet, verklagt und ins Gefängniß gebracht. Allem Anschein nach ist die gegen denselben erhobene Beschuldigung wenig begründet. Die Berliner Missions-Gesellschaft hatte sich des Stammes der Koranna, welcher in einer sogenannten „Salzpfanne" angesessen ist, angenommen und die Besitzrechte dieses Stammes an jene Pfanne nach Kräften vor den zuständigen Landesbehörden gewahrt. Die umwohnenden Boers waren neidisch auf den Besitz der Farbigen und haben versucht, dieselben daraus zu verdrängen, welche Versuche indeß an dem Eifer und der Geschicklichkeit der Missionare scheiterten, die ihren farbigen Schützlingen das werthvolle Eigenthum des Salzlagers bisher zu erhalten wußten. (Salzpfanne nennt man in Südafrika kleine flache Seen, deren Wasser im Sommer fast ganz oder vollständig austrocknet, und eine Kruste von Salz zurückläßt.) Bei dem Angriff durch die Bauern haben sich nun die Korannas mit den Waffen in der Hand selbst vertheidigt und der Missionar Brune ist dadurch in den Verdacht gerathen, als habe er die Korannas zu dem bewaffneten Widerstande aufgereizt. In Folge dessen wurde Herr Brune gefangen genommen und unter die Anklage gestellt, Aufruhr angestiftet zu

haben. Hoffentlich wird das auswärtige deutsche Amt sich des Missionars annehmen.*)

Irgendwie bleibt es eine schreckliche Möglichkeit, daß die „christlichen" Bauern sich auf die Seite eines so grausamen Königs schlagen und gegen die Engländer zu Felde ziehen, also zur Zerstörung friedlicher Niederlassungen, wohl auch Missionsstationen, Kirchen, Schulhäuser u. s. f. helfen könnten!

Eine Station, Oskarsberg, ist bereits von den Zulus vernichtet worden, gleich nach der Niedermetzelung der Engländer bei Isandula. Der schwedische Missionar Witt, welcher dort wohnte, ist jetzt in England, wo er als ein Augenzeuge jener verhängnißvollen Schlacht natürlich von Zeitungsschreibern und Neugierigen fast erdrückt wurde, obgleich er wenig Neues zu berichten wußte. Dagegen hatte er einen jungen Vetter des Zulukönigs bei sich, der Christ geworden und getauft ist und gegen die Reise nach Europa nur das Bedenken hatte, daß dort am Ende auch schwarze Leute sein könnten! Ein Beweis, wie grausig sein heidnischer Verwandter es treiben muß. (Calwer Miss.=Bl. Mai 1879.)

Missionsnachrichten.

Afrika. Wie wir befürchteten, hat auch die Hermannsburger Mission durch den Krieg viel zu leiden gehabt. Schon Anfangs März wurden die Stationen der Missionare Meyer und Prigge, Entombe und Goedehoop, von einem streifenden Heere der Amazulu niedergebrannt. Außer diesen beiden hatte Hermannsburg noch 10 Stationen im Zululande, deren Missionare sämmtlich das Feld räumen mußten. Pastor Harms, Director der Hermannsburger Mission, meldet: „Es ist nicht zu bezweifeln, daß 12 unserer Stationen in Trümmern liegen. Wie viele Schweißtropfen saurer Arbeit, wie viele Gebete, wie viel Geld liegt unter den Trümmern begraben! Mir blutet das Herz, wenn ich daran denke; aber ich danke Gott dem HErrn, daß unsre Brüder doch das Leben gerettet haben." In Natal und Transvaal, den Nachbarstaaten des Zululandes, besitzt die Hermannsburger Mission 28 Stationen mit 4000 Heidenchristen.

Wie viel Schaden den verschiedenen Missionsgesellschaften aus dem Zulukriege entstanden ist, ist noch gar nicht zu ermitteln. Am 4. Juli wurden die Zulu von den Engländern in einer blutigen Schlacht geschlagen. Die Engländer sind der Meinung, damit sei der Krieg zu Ende. Gott gebe es!

Australien. Auch hier hat Hermannsburg in Gemeinschaft mit der evang.=lutherischen Synode von Süd=Australien vor etwa 5 Jahren eine neue Mission am Finke=Fluß begonnen, nachdem die schon 8 Jahre früher in Angriff genommene Mission am Killalpaninna=See aufgegeben war. Während die Missionare bisher immer nur von der Bodenbeschaffenheit ihres Missionsgebietes an „der Finke", von Einrichtung der Stationsgebäude, von ihrem Viehstand

---

*) Wie wir aus einer hiesigen Zeitung ersehen, hat bereits Fürst Bismarck die Sache in die Hand genommen und betreffenden Orts Aufklärung verlangt. D. R.

u. dgl. Dingen berichten konnten, schreibt endlich Missionar Schwarz, daß sie zwar bis zu dieser Stunde noch nicht so weit sind, den Heiden in ihrer Sprache predigen zu können, aber doch mit Gottes Hilfe mehr als sonst auf dem Wege dazu. — Da haben wir es doch leichter, Mission zu treiben.

In Ostindien lichten sich die Reihen der Hermannsburger Missionare immer mehr. Kaum ist Missionar Brunotte in die Leipziger Mission und Missionar Otto, nachdem sich derselbe mit Pastor Harms versöhnt hat, in den Illinois-District der Missouri-Synode eingetreten; so befindet sich zur Zeit Missionar L. Wahl in Chicago, Ills. C. S.

Missionsbeiträge.

Zu einer Steigerung der Beiträge fordern dermalen nicht allein die deutschen, sondern fast alle Missionsgesellschaften ihre Freunde auf. Theils sind die Ausgaben durch neue Unternehmungen nothwendig größer geworden, so z. B. bei der Church, London and Baptist Mission Society in England, theils hat die Opferwilligkeit der heimischen Freunde mit der naturgemäßen Ausdehnung des Missionswerkes nicht gleichen Schritt gehalten, so bei den meisten, besonders auch den deutschen Gesellschaften. Was speciell die letzteren anbetrifft, so sind die Einnahmen im letzten Rechnungsjahre nicht nur nicht gestiegen, sondern in ihrer Gesammtheit um etwa 40,000 Mark gesunken. Das Gesammtdeficit der deutschen Missionsgesellschaften belief sich auf über 400,000 Mk. und es ist zu bezweifeln, daß diese Höhe mittlerweile vermindert worden ist. Wohl hatten Basel, Barmen und Herrnhut ihre alten Schulden getilgt, aber es sind bereits neue, fast eben so große, wieder vorhanden. Die beiden Berliner Missionsgesellschaften hatten bereits erklärt, zu einer Reduction der Arbeit gezwungen zu werden, wenn die bisherigen Einnahmen nicht wüchsen. Wiewohl nun bald darauf die Berliner südafrikanische Missionsgesellschaft melden konnte, daß das Deficit getilgt sei, so weis't hingegen wieder der vor ein paar Monaten erschienene Rechnungsbericht der Goßner'schen Mission pro 1878 ein Deficit von etwa 30,000 Mk. auf, trotz der Hypothek von 15,000 Mk., die man auf das Missionshaus hat aufnehmen müssen. Hermannsburg steht durch seine Separation von der hannöverschen Landeskirche und die jetzt eingetretene Spannung mit den landeskirchlichen Behörden, welche die Sammlung der Kirchencollecten für die Harmssche Mission eingestellt haben, bekanntlich in einer das gesammte Werk bedrohenden Krise und auch Leipzig wird, sobald es mit einem Missionsseminar arbeitet, mit der bisherigen Einnahme nicht mehr ausreichen. So drückt überall die wirthschaftliche Nothlage auch auf die Arbeiter für das Reich Gottes; denn es ist in England und Amerika ebenso wie in Deutschland, daß in solchen Zeiten das Sparen leider bei den Freiwilligkeitsgaben für christliche Liebeszwecke anfängt.

Trotzdem ist die Gesammtleistung von Beiträgen für die Heidenmission der an Geld viel reicheren Pabstkirche weit geringer. Nach den Mittheilungen

der „Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens" hat die römische Kirche aus allen Theilen der Welt nur 4,884,400 Mk. eingenommen, während die Gesammteinnahme der „Protestantischen" sich über 23 Millionen Mk. belief. Unter den Missionen der Papisten aber sind keineswegs blos Heidenmissionen zu verstehen. Die römische Kirche betrachtet auch die protestantischen Länder als Missionsfeld, d. i. als Mausefeld in Europa, wie in Oceanien 2c.; denn sie hält sich für berechtigt, überall einzudringen, wo bereits Andere den Grund gelegt haben, um die aus dem Heidenthum bekehrten Eingebornen aus dem noch gefährlicheren „protestantischen Irrthum" zu erretten. Was sie in Folge dieser Mausepraxis für Verwirrung insbesondere in der Südsee angerichtet hat und noch fort und fort Unfrieden stiftet, ist bekannt. (Nach d. Miss. Fr.)

Freundliche Bitte.

Da bei dem unterzeichneten, vom Druck- und Expeditionsort entfernt wohnenden Redacteur noch immer Bestellungen auf die „Missions-Taube", wie Anfragen geschäftlicher Natur einlaufen, so bittet derselbe unter Hinweisung auf die stehende Notiz auf der letzten Seite des Blattes die lieben Leser und Abnehmer, zur Vermeidung von Weitläuftigkeiten und Verzögerungen in allen Dingen, die nicht Einsendungen oder sonst die Redaction betreffen, sich direct an die Expedition der „Missions-Taube" zu wenden und „Lutherischer Concordia-Verlag" (M. C. Barthel, Ag't.), St. Louis, Mo., zu adressiren. F. Lochner.

Milde Gaben für die Negermission.

Durch F. W. Franke, Jay County, Ind., Ueberschuß der „Missions-Taube" $1.00. Von D. Heiby 1.00. Durch P. Erdmann von E. Salger .50. Durch P. Baumgart von G. Sunborn 2.00. Durch Dr. Walther von Gemeinden aus Sachsen 16.00. Durch P. M. Große von Schulkindern .70. Durch P. G. F. Herrmann, Theil einer Missions-Collecte, 8.50. Durch P. Ph. Studt von s. Gemeinde für Negermission 8.90, für Heidenmission 8.26. Von W. Wolfram in St. Louis 1.00. Durch P. H. Gülker von s. Dreieinigkeits-Gemeinde 11.00. Durch Lehrer C. Zitzlaff von s. Schulkindern 4.35. Dankopfer von Frau P. Bock für glückliche Entbindung 1.50. Collecte in der Gemeinde des Herrn P. Bock in Jefferson County, Mo., 1.10. Von Herrn P. H. Hanser in Baltimore, Md., 2.20. Durch P. H. Meier von Frau Filter .50, Anna Ahrens .30, Amalie Feuerbacher .20, Sophia Schmidt .10, aus dem Klingelbeutel 1.00, vom Frauen-Verein 7.00, zus. 9.10. Durch Prof. R. A. Bischoff von Schlesinger in Baltimore, Ueberschuß von 12 Exempl. „Pioneer" 1.00. Durch J. Birkner in New York 58.07. Durch G. Karutz in New York von s. Schülern gesammelt 4.00. Durch Kassirer J. Herrmann von der Freikirche in Sachsen 59.40. Durch P. J. Wilhelm in einer Missions-Stunde gesammelt 12.00. Durch G. O. Rustad, Schatzmeister der Norwegischen Synode, 76.00.

J. Umbach, Kassirer.

„Die Missionstaube" erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar	$ .25
5 „	1.00
12 „	2.00
25 „	4.00

Die Parthie-Preise gelten nur dann, wenn alle Exemplare unter Einer Adresse versandt werden können.

Zu bestellen und zu bezahlen ist das Blatt bei dem „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.

Alle die Redaction betreffende Einsendungen sind zu adressiren an Rev. F. Lochner, Box 597, Springfield, Ills.; alle Geldbeiträge für die Negermission an den Kassirer J. Umbach, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimath und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.

1. Jahrgang. **September 1879.** Nummer 9.

Flucht und Errettung von Hermannsburger Missionaren in Süd-Afrika.

Der Hermannsburger Missionar F. Weber schreibt an Pastor Harms über seine und der Missionare Dedekind und Stallbom Flucht vor den heidnischen Zulus folgendermaßen:

„Ermelo, den 28. Februar 1879.

Die Güte des HErrn ist, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende; sondern sie ist alle Morgen neu, und seine Treue ist groß.
Klagel. Jer. 3, 22. 23.

Lieber Herr Director!

Daß der schreckliche Krieg zwischen den Engländern und den Zulu endlich ausgebrochen ist, werden Sie schon wissen. Da die Gewitterwolken desselben sich schon so lange vorher gezeigt hatten, ohne daß es zum Blitzen und Donnern gekommen war, so war ich etwas sicher geworden und blieb mit meiner Familie zu Emyati; denn ich dachte nicht, daß die Engländer diesen Sommer noch etwas thun würden, und die Zulu verhielten sich ruhig gegen uns. Als sie aber zu Ekuhlengeni und Bethel Zerstörungen anrichteten und raubten, schien es nicht gerathen zu sein, noch lange zu bleiben. Darum verließ ich am 22. November v. J. Emyati, nachdem ich Sonntags zuvor noch ein Mädchen und zwei Jünglinge aus den Zulu getauft hatte. Auf dem Wege nach Natal errettete uns Gott aus großer Gefahr. In einem kleinen Flusse blieb unser Wagen stecken, und während wir

noch arbeiteten los zu kommen, überfiel uns ein so starkes Gewitter, wie ich es noch nicht stärker erlebt habe. In einer Zeit von 20 Minuten war der kleine Fluß, der vorher kaum Wasser zum Trinken hatte, so angeschwollen, daß das brausende Wasser so hoch wie das Hinterrad am Wagen ging. Wir hatten im Wagen Schutz gesucht gegen die Schlossen und den Regen, aber bald setzte das Wasser den Hinterwagen zur Seite und wir mußten fürchten, daß der ganze Wagen wegtreiben würde. Darum schaffte ich meine Familie durch das Wasser auf festen Grund, wo wir im Regen saßen und ängstlich auf den Ausgang warteten. Doch der liebe Gott erhörte unser Gebet und ließ den Wagen nicht wegtreiben. Am andern Morgen hatte sich das Wasser meist wieder verlaufen und nachdem wir den Wagen aus dem angetriebenen Sande losgegraben, die Sachen ausgeladen, dann den Wagen herausgefahren und wieder beladen hatten, konnten wir mit Dank gegen Gott weiter fahren. Nach zwei Tagen kamen wir auf dem kleinen Platze Elandskraal an, der nahe am Büffelfluß, also nahe an der Grenze liegt. Von hier aus dachte ich mitunter nach Emyati reiten oder gar fahren zu können; aber die Engländer machten nun große Anstrengungen und Rüstungen und am 11. Januar d. J. begann der Krieg. Sie hatten mit Weißen und Schwarzen ein Heer von etwa 15,000 Mann und nach menschlicher Ansicht mußten sie stark genug sein, die Zulu zu schlagen. Doch der Mensch denkt, aber Gott lenkt. Das Heer theilten sie in drei Hauptheile und zogen auf drei Stellen in's Zululand. Der Oberbefehlshaber aller Truppen, Lord Chelmsford, war mit dem Hauptquartier am Büffelfluß nahe bei uns; von hier aus sollte die Hauptoperation ausgehen. Die Engländer hier waren so siegestrunken, daß man selbst von einer Möglichkeit einer Niederlage nicht bei ihnen reden durfte. Daher kam denn die unverantwortliche Sicherheit und Unvorsichtigkeit. Schon über 10 Tage lagen sie mit dem Hauptquartier im Zululande auf ganz freiem Felde und keine Hand war angelegt zur Befestigung oder Verschanzung. Dazu gelang es den Zulu sehr gut, die Engländer zu verleiten, die Truppen zu theilen. Man hatte sie glauben gemacht, das Hauptheer der Zulu sei in einige Stunden davon liegenden Klüften und Büschen. Dahin schickten sie die Cavallerie ꝛc. Von weißen Soldaten blieb nur Infanterie beim Hauptquartier, die sich ohne Befestigung gegen einen Zulu-Ueberfall noch weniger halten kann. Die Zulu stürmten nun in solcher Wuth und in solchen Massen das Hauptheer, daß in der Zeit von 2½ Stunden fast alle weißen Soldaten mit ihren Officieren niedergemacht waren. Nur wenige sind entkommen. Von den Schwarzen sind nur wenige mit im Gefechte gewesen, weil die meisten sofort flohen wie die Hasen. Das ganze Hauptquartier fiel den Zulu in die Hände, sie erbeuteten eine ungeheure Menge Wagen, Ochsen, Gewehre, Munition, Geld ꝛc. Eine solche Niederlage der Engländer hatte wohl Niemand erwartet. Sie ist jedoch die Frucht oder der Lohn ihrer Kaffern-Politik, sowie ihrer Sicherheit und ihres Selbstvertrauens. Die Zulu haben die unmenschlichste Grausamkeit an den armen Weißen verübt; die Feder sträubt sich, solches zu beschreiben. Die fliehenden schwarzen Truppen kamen meist bei unserm Hause vorbei und brachten durch ihre Aussage, daß die Zulu hinter ihnen und schon am Büffelflusse seien und bei uns einfallen und Alles niedermachen und verwüsten

würden, die größte Bestürzung und Verwirrung hervor. Alles lief und rannte, um das Leben zu retten. In der Angst waren auch zweie unserer Kinder weggelaufen, was unsere Lage noch schlimmer machte, doch kamen sie nachher auf dem Wege wieder zu uns. So eilig, wie möglich, wurde angespannt und fortgefahren. An Sachen mitzunehmen, war wenig zu denken, wir hatten nicht einmal Kleidung genug mitgekriegt. Die ganze Nacht fuhren wir und kamen am andern Tage bei Bruder Schütze an und von da fuhren wir weiter bis dahin, wo die Brüder Schröder und Stallbom sind. Von hier aus ritten Dedekind, Stallbom und ich zurück über Norkes Drift (Büffelfluß) nach unsern verlassenen Häusern und Sachen. Am 22. Januar des Abends (als die Zulu des Morgens die Engländer niedergemacht hatten) waren die Zulu bei Norkes Drift über den Fluß gekommen und hatten die Engländer auf der schwedischen Missionsstation Oscarsberg, wo sich Letztere verschanzt hatten, angegriffen, waren aber zurückgeschlagen worden, obgleich nur 80 Weiße da gewesen waren. Die Station ist jetzt zum größten Theil eine Wüste. Als wir nach unsern Häusern kamen, fanden wir schon Manches gestohlen und ruinirt, doch war das Meiste und Beste der Sachen noch da. Wir fühlten uns nicht ganz sicher, darum schliefen wir zusammen in Dedekinds Hause. Als ich am andern Morgen wieder nach meinem Hause kam, fand ich um dasselbe herum frische Kaffern-Fußspuren. Es schien, daß man mich gesucht hatte, denn gestohlen war in der Nacht nichts. Es dauerte nicht lange, so kamen Dedekind und Stallbom angejagt (mein Haus liegt diesseits), was die Pferde laufen konnten. Einige Zulu waren hinter ihnen und schossen dreimal nach ihnen nicht weit von meinem Hause. So hatten wir abermal gar eilig zu fliehen, um nur das Leben zu retten. Nach gut acht Tagen fuhr ich mit dem Wagen hin, unter einer Escorte von einigen Basudo-Soldaten; aber Sachen fand ich nicht mehr, ohne den größten Theil meiner Bücher, die jedoch theils zerrissen, theils in den Dreck getreten, theils in's Gras geworfen waren. Thüren, Fenster, Kisten, Kommode, Tische 2c. waren zerschlagen, Melis und sonstige Eßsachen, alle Haus-, Küchen-, Tisch- und Arbeitsgeräthe, sowie alle Kleidung und Zeuge zu Kleidung, alles Linnen, alle Betten, Decken 2c. war gestohlen (manches davon jedoch zerschlagen). Dieses ist aber nicht von den Zulu geschehen, sondern von den englischen Subjecten und meist von denen, die geschickt waren, Bruder Dedekinds Wagen heraus zu holen. Etwa zwei Fracht Sachen sind uns geraubt. Gott gebe uns den Sinn, der mit Hiob sprechen kann: „Der HErr hats gegeben, der HErr hat's genommen, der Name des HErrn sei gelobet", und der mit Paulus beides vermag, reich sein und auch arm.

Hier waren wir zuerst bei Bruder Stallbom mit ihm zusammen in einem kleinen Bauernhause. Weil es aber da für zwei Familien zu enge war, zogen wir auf Erlaubniß in ein benachbartes Bauernhaus. Das ist zwar ein großes Haus, aber wir können nur den Vorplatz benutzen, weil die Kammern von Wanzen wimmeln. Die Gegend ist hier flach und weiter von der Grenze, als zu Elandskraal, aber sicher und ruhig sind wir hier keineswegs. Fortwährend gehen die Gerüchte, daß die Zulu einfallen wollen, und wir halten uns so viel wie möglich stets zum Weiterziehen bereit, ohne recht zu wissen: wohin. Denn wo ist es noch sicher?

Gott, der Allmächtige, sei unser Schutz und unsere feste Burg! In seiner Hut sind wir sicher.

Was die Station Emyati betrifft, so hörte ich von einem Freiwilligen, der aus dem Heere dort oben kam und ein ernster Mann ist, daß bis etwa Ende Januar Alles in Ordnung gewesen sei. Später erzählte ein Polizei-Kaffer, der von dort kam, daß englische Cavallerie sie schon zum Lager gemacht habe. Gott gebe, daß letzteres nicht wahr ist; sonst ist die Station, wenigstens zum großen Theil, verwüstet. Das getaufte Mädchen, das jahrelang verrückt war, ist kurz vor Ausbruch des Krieges gestorben. Drei andere Getaufte waren da geblieben, von denen ich nichts wieder gehört habe. Vielleicht sind sie ermordet. Gott sei uns gnädig in dieser bösen Zeit! Dieser Krieg ist ein Gericht Gottes über Weiße und Schwarze und kann dem Anschein nach noch lange dauern. Gott lasse aber doch endlich aus demselben viel Gutes für die Mission kommen. Darum wollen wir ihn ernstlich anrufen."

So weit Missionar Weber. Die Hermannsburger Mission besitzt in Süd-Afrika, außer den 12 muthmaßlich zerstörten Stationen im Zululande, noch 34 Stationen. Die Gesammtzahl der Heidenchristen auf diesen 34 Stationen beträgt 4682. C. S.

(Aus der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift.")

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Ein guter Baum muß gute Früchte bringen. Ist die Mission ein guter Baum, so muß sie gute Früchte bringen. Lasset mich euch dieser guten Früchte etliche aufzeigen, damit ihr sehet, daß die Mission ein gut Werk ist. Ich thue es, indem ich die Frage beantworte:

Was die Mission aus den Heiden macht?

Sie macht aus ihnen

1. glückliche Leute,
2. gebildete Leute,
3. gesittete Leute,
4. selige Leute.

1. Die Mission macht aus den Heiden **glückliche** Leute.

Begleitet mich im Geiste nach der Berliner Missionsstation Botshabelo in Südafrika. Ich führe euch dorthin, nicht um diese Station auf Kosten anderer zu erheben — andere verdienen das gleiche Lob —; sondern weil sie mir grade für meinen Zweck die bequemste ist. — Es ist früh morgens bei Sonnenaufgang. Wir sehen von den verschiedenen Kraalen einen stattlichen Trupp Vieh nach dem anderen ins Feld auf die Weide ziehen. Vor vierzehn Jahren, als die Station angelegt wurde, waren die Leute arm wie eine Kirchenmaus.

Wir sehen uns weiter um. Dort fährt ein Schwarzer mit seinem Pfluge nach seinem Acker; dort spannt Freund Jakob Makhoetln seinen Ochsenwagen ein. Geht einmal nach den umliegenden heidnischen Kraalen; ihr seht da weder Pflug

noch Wagen. Die auf dem Hochfelde gelegene Station Botshavélo hat schlechte Weide; das Vieh muß im Winter ins wärmere Buschfeld, wenn es nicht verhungern soll. Schicke einer aber einmal mir nichts dir nichts sein Vieh ins Buschfeld, wo er keinen Viehplatz besitzt. Das wissen die Leutchen von Botshavélo. Sie kaufen sich also einen Viehplatz im Buschfelde. Wo kriegen sie denn das Geld her? Das haben sie sich redlich erarbeitet.

Und seht euch einmal die Leutchen selber an, wenn sie im Sonntagsstaate zur Kirche ziehen. Sind das die vormals nackten Heiden? Ja, ja, sie sind's.

Auf den Kraalen der Station wimmelt es von jungem Nachwuchs, der sich fröhlich umhertummelt. Geht auf die Heidenkraale, da findet ihr im Verhältniß kaum halb so viel Kindersegen, eine Folge von Kindermörderei. Vankométje's Frau hat ihm Zwillinge geboren; wären sie Heiden, dann wäre eins der Kindlein oder beide umgebracht worden; nun bleiben sie leben, denn es sind Christenkinder.

Das Völkchen von Botshavélo wohnt im Frieden; seine Missionare sind seine Beglücker und Beschützer. Es erfährt die Wahrheit des Sprüchwortes: „Unterm Krummstab ist gut wohnen."

Ich muß immer lachen, wenn gottlose Blätter in die Welt hineinlügen, daß die Missionare darauf aus seien, „die armen Heidenschafe zu scheeren". Was es wohl an denen zu scheeren gibt? Nun, die Station Botshavélo — und sie ist nur ein Beispiel für Missionsstationen überhaupt — zeigt gewiß vom „scheeren" das gerade Gegentheil.

Wer die Leute von Botshavélo sieht, der muß sagen: es sind glückliche Leute geworden. Und diese Segensfrucht ist eine Frucht der Mission.

Doch was hilft äußeres Glück, wenn man nichts Besseres außerdem hat? Gewährte die Mission weiter nichts, ich wollte keinen Finger für sie rühren. Sie gewährt aber mehr und Besseres; sie bringt auch Bildung, und Bildung ist besser als Glück. Darum

2. Die Mission macht aus den Heiden **gebildete** Leute.

Wir gehen in das stattliche Schulhaus von Botshavélo, nächst der Kirche wohl das schönste Gebäude in ganz Transvaal. Da werden in drei Classen etwa 250 Kinder unterrichtet. Die lernen lesen, schreiben, rechnen, singen, vor allem aber biblische Geschichten, so gut wie nur die Christenkinder in Deutschland. Wären sie noch Heidenkinder, so lernten sie von alledem schwerlich etwas.

Wir gehen — es ist im Jahre 1872 — vom Schulhause nach dem Missionarhause, welches ein Stückchen dahinter liegt. Dort treten wir in das Arbeitskämmerchen des Missionars. Da sitzen drei junge Burschen von vierzehn bis siebzehn Jahren. Es sind Präparanden, die zunächst zu Schulmeistern oder auch, so Gott Gnade gäbe, gar zu Predigern unter ihrem Volke ausgebildet werden sollen. Die lernen allerhand gute Kenntnisse. Laßt sie einmal den Atlas aufschlagen und euch die Gebirge von Asien nennen; sie werden dieselben wissen. Oder laßt sie einmal die Geige nehmen und euch eine Melodie vorspielen, etwa: „Heil dir im Siegerkranz"; das verstehen sie auch. Oder laßt sie euch aus einem deutschen Buche vorlesen; auch das können sie. Sie baten ihren Lehrer, sie seine

Sprache zu lehren, und er that es. Von einem dieser Burschen habe ich in deutscher Sprache und mit deutschen Buchstaben geschriebene Briefe im Besitz. Ein Missionar, dem ich einmal seine Schreibhefte zeigte und der selber eine sehr schöne Handschrift schreibt, rief aus: „Der schreibt ja wie ein Kalligraph!" — Versetzen wir uns im Geiste auf die Station Wallmannsthal, ebenfalls im Jahre 1872. Da finden wir dort die Missionare von Transvaal zur Synode versammelt. Auf derselben wird mit einem vom Missionar Knothe vorgebildeten Katecheten, Joseph Kchodhoentsu, Examen abgehalten; er besteht es zur Zufriedenheit. Unter Anderem hält er dabei auch eine Predigt. Er ward darauf von der Missionsgesellschaft in Dienst genommen.

Kehren wir zurück nach Botshavélo und sehen uns um, was die Leute auf den Kraalen machen. Wir lenken unsern Schritt zu den Peli-Leuten und kommen zum Hause des blinden Joseph Kateli. Der lehrt seine Kinder lesen, obwohl er keinen Buchstaben sehen kann. Er weiß nämlich von öfterem Anhören die ganze Fibel Wort für Wort auswendig. Kein Fehler im Buchstabiren entgeht ihm, er corrigirt ihn sofort. So kann ein Blinder Sehende lesen lehren. Der Mann weiß übrigens auch in der Bibel tüchtig Bescheid; aus dem Neuen Testamente kann er ganze Capitel auswendig; von Schriftstellen weiß er so gut anzugeben, wo sie stehen, wie nur Einer. Auch ist er ein Philologe, der den Missionar oft auf Eigenthümlichkeiten und Feinheiten der Sprache aufmerksam macht. — Wir gehen zu dem Hause von Martin Sevuschane, dem geschickten Gewehrschmiede. Er schmiedet augenblicklich nicht, sondern sitzt über einem geschriebenen Hefte. Wir blicken hinein, es ist eine Uebersetzung der kirchlichen Perikopen, gefertigt von einem der Missionare. Die sieht Martin durch, um etwaige Sprachfehler zu berichtigen.

Doch laßt uns auch einmal da drüben überm Bache in Meister Lademann's Wagenmacherei hineingucken. Wir treten in die erste Räumlichkeit, eine Schmiede. Da steht eben der schwarze Schmiedegesell Adam beim Schraubstock; ein von ihm reparirtes Gewehrschloß liegt vor ihm; jetzt hat er den Löthkolben in der Hand. Was löthet er denn? Blechformen zu allerhand gebackenen Figuren, die auf den Weihnachtsbaum sollen. Wenn wir etwas länger verweilen, können wir sehen, wie er einen eisernen Reifen auf ein Wagenrad zieht. — Aus der Schmiede treten wir in die zweite Werkstatt, die Stellmacherei. Da steht wieder ein schwarzer Gesell, Jacobus, der zirkelt ab, schneidet zu, behaut, hobelt &c. Wir sehen unter seinen Händen eine Wagenaxe entstehen. Der Mensch war vordem sehr stupide; jetzt sieht man ihm keine Stupidität mehr an.

Alle diese Dinge, die wir jetzt gesehen, sind eine Frucht der Mission; sie zeigen, daß diese den Heiden **Bildung** bringt.

Aber was hilft Bildung, wenn man nicht noch Besseres hat? Die Mission gewährt es. Sie macht

3. aus den Heiden auch gesittete Leute.

Der Heide wächst in der Lüge groß. Wie steht es damit bei unsern eingeborenen Christen? Ich führe nur ein einziges Beispiel an: Ich hatte einen Bur-

schen im Dienst, der hieß Kati, von Missionar Grützner getauft. Derselbe war sechs Jahr lang bei mir. Er gehörte nicht unter die hervorragenden Christen. Eins aber muß ich anerkennen. Ich habe ihn in den sechs Jahren nie bei einer Unwahrheit betroffen.

Der Heide wächst in der Unkeuschheit groß. Wie steht es damit bei unsern eingeborenen Christen? Es gibt unter ihnen Viele, die vordem Polygamisten waren; jetzt führen sie mit nur einem Weibe eine christliche Ehe. Im Uebrigen führe ich nur noch an, daß in den zwei Jahren, die ich in Botshavélo zubrachte, kein einziger Fall in der über 1000 Seelen starken Gemeinde vorkam, wo ein Gemeindeglied hätte wegen grober Sünde wider das sechste Gebot öffentlich ausgeschlossen werden müssen. Würden wohl unsre heimischen Gemeinden ein eben solches Resultat aufweisen können?

Wie steht es mit der Ehrlichkeit? — Wenn ich auf Botshavélo mit der Familie ausging, hatte ich nicht nöthig, vor den Stationsleuten das Haus zu verschließen; es fiel Keinem ein, mir etwas zu stehlen. Beil und Säge blieben oft über Nacht auf dem Hofe liegen; sie kamen nicht abhanden. In den Diamantengräbereien waren unsre Sotho-Christen besonders geschätzt als treue, zuverlässige Leute. Einer von ihnen, Johannes Malakéng, hatte sich bei einem englischen „digger“ (Gräber) vermiethet. Eines Tages geht der Engländer aus seinem Zelte und läßt aus Vergeßlichkeit einen werthvollen Gegenstand offen daliegen. Johannes kommt hinein, sieht den letzteren und bringt ihn seinem „master“ mit den Worten: „Herr, du mußt dieses Ding nicht so offen im Zelte liegen lassen, sonst sehen es diebische Kaffern und stehlen es.“ „Well“, sagt der Engländer, „you are a good boy!“ (d. h. du bist ein guter Bursche) und stellt ihn von da an als Aufseher über seine übrigen schwarzen Arbeiter an.

Ich füge den angeführten Zügen nur noch die Erwähnung einer Beobachtung hinzu, die ich in Südafrika gemacht. Oft nämlich konnte ich bei mir unbekannten Eingeborenen sofort am Gesichtsausdruck unterscheiden, ob ich einen Christen oder Heiden vor mir hatte. Ein christliches Angesicht zeigt nicht mehr die alte thierische, heidnische Stumpfheit; aus dem Auge leuchtet etwas von einem anderen, neuen Wesen, ein Zeichen von der Umwandelung, welche das Evangelium im Herzen vollbracht.

Das sind Früchte der Mission, d. h. des den Heiden gebrachten Evangeliums. Laßt sehen, welches andere Ding solche Früchte hervorbringt!

Doch — was hilft gesittet sein, wenn man dabei nicht selig ist und selig wird? Selig sein und werden ist das Höchste. Nun, die Mission bringt auch diese höchste Frucht, die überhaupt nur auf dem Baume des Evangeliums wächst: Sie macht

4. aus den Heiden auch selige Leute.

Es ist Sonntag Vormittags neun Uhr, d. h. nach Botshavéloer Zeit. Die Glocke hat zum dritten Male geläutet, zum Zeichen, daß der Gottesdienst beginnt. Die Kirche ist gedrängt voll; Kopf an Kopf hocken die Leute auf der Erde. Mit dem zweiten Läuten sind sie von allen Seiten in langen bunten Zügen hereingeströmt. Aus vielen hundert Kehlen ertönt nun ein Lied zum Preise Gottes.

Nach der Liturgie besteigt der Missionar die Kanzel. Mit — möchte man sagen — athemloser Stille lauschen die Leutchen der Predigt, kein Auge von dem Prediger wendend. Man sieht es, Gottes Wort ist ihnen ein Trunk Lebenswassers, der die Seele erfrischt. — Der Gottesdienst ist aus, man geht nach Haus. Hie und da setzt sich eine Gruppe Leute am Wege nieder. Wovon unterhalten sie sich? Nicht von Tagesneuigkeiten, nein, von Gottes Wort, das sie soeben gehört. — Wir gehen den Leuten nach auf die Kraale. Da finden wir hier einen einzelnen Mann auf einem Felle liegend, das Neue Testament vor sich; dort sitzen mehrere um dasselbe Buch; man sucht sich über dies oder jenes klar zu werden. Gelingt es nicht recht, so geht's zum Missionar, der wird um Aufschluß gebeten. — Es ist an einem Wochentage Abends. Die Glocke ruft zur Bibelstunde; etwa 200 Erwachsene versammeln sich, um immer tiefer in Gottes Wort eingeführt zu werden, welches ihres Fußes Leuchte und das Licht auf ihren Wegen geworden. Das müssen selige Leute sein, die es so treiben; sie leben ja in dem Worte, welches die Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben. — Etwa alle vier bis sechs Wochen ist Sonntag Abends große Abendmahlsfeier. Da drängen sich immer 2—300 Leute zum Tische des HErrn. Ihrer zwölf bis fünfzehn knien immer auf einmal vor dem Altar nieder, um gespeiset zu werden mit der Himmelsspeise, um getränkt zu werden mit dem Himmelstrank. O selig diese Leute, die da hören, sehen und schmecken, wie freundlich und gnädig der HErr ist!

Treten wir an's Sterbelager jenes alten Mütterchens, zu dem ich gerufen wurde. Sie fordert mich auf, für sie und mit ihr zu beten. Als es geschehen, sagt sie: „Mynheer, Jehova ruft mich.“ Nicht lange darauf war sie zu Ihm gegangen. — Oder treten wir an das Sterbelager jenes Sente, der, noch ein Heide, von Angst um seine Seele erfaßt, von seinem Kraale bei Machale geflohen war, um zu Botshavélo Ruhe und Frieden im Heilande zu suchen. Auf der Flucht hatte er sich eine starke Erkältung zugezogen; er kommt auf Botshavélo an, um nicht lange darauf sich hinzulegen und zu sterben. Er verlangt getauft zu werden, um im Frieden sterben zu können; seine Bitte wird ihm gewährt, und er schläft sanft in seinem Heilande ein.

Von den Sotho, die unter meiner Pflege gestanden, weiß ich schon verschiedene daheim beim HErrn. Und auf dem Friedhofe zu Botshavélo, da ist schon eine ganz stattliche Anzahl Gräber, eine „Saat der Mohren“. Wo sind die Seelen derer, welcher Leiber dort ruhen? So Manche habe ich gekannt. Ich bin dessen in guter Zuversicht, daß die meisten selig gestorben sind. Würde man das auch von denen sagen können, deren Leiber auf unsern Kirchhöfen hier in der Heimath begraben sind? Ich fürchte, nein. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Nun, wir erkennen wahrhaftig an den Früchten der Mission, daß sie ein gutes Werk ist. So laßt uns denn dies gute Werk treiben. Ja, „lasset uns Gutes thun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören“, ewige, süße, selige Frucht der Mission. Wohl jedem dann, der mitgeholfen! Amen.

Aus Ostindien.

Von Missionar Baierlein.

Bangalur, Ende des Jahres 1878.

„Vor ihm werden Kniee beugen alle, die im Staube liegen, und die, so kümmerlich leben." — (Psalm 22, 30.)

Kümmerlich lebte sich's auch in diesem Jahre; denn nachdem soeben an eine Million Menschen, d. h. jeder fünfte Einwohner des Königreichs Maisur (Mysore) der Hungersnoth erlegen war, trotzdem daß die Regierung des Königreichs über 10 Millionen Rupien verausgabt hatte, um die Verhungernden zu retten, und nachdem das kleine Ländchen an Vieh und anderem Eigenthum über 90 Millionen Rupien eingebüßt hatte, wie die von der Regierung eingesetzte Commission soeben berichtet: so konnte es ja nicht anders als kümmerlich hergehen. Doch den Elenden ward die frohe Botschaft verkündigt, den Gefangenen und Gebundenen die Oeffnung ihrer Bande, wie ihrer Kerker und die Erledigung ihrer Lasten, allen aber das gnädige Jahr des HErrn, das Reich unsres Gottes, in welchem mit Vergebung der Sünden ewige Gerechtigkeit geschenkt wird, Frieden mit Gott und Freude in dem Heiligen Geist.

Von denen, welchen Gott das Herz aufthat, daß sie auf das Wort merkten, wurden 146 Heiden und 48 Papisten näher unterrichtet, die Heiden getauft und die Papisten aufgenommen. Während des Unterrichts wird zwischen beiden kein Unterschied gemacht; beide müssen alle Hauptstücke unsers Katechismus lernen und beiden wird der Inhalt genau und eindringlich erklärt. Bei der Taufe selbst entsagen alle zugleich dem Teufel und seinen Werken und Wesen, und wenn die Heiden getauft sind, entsagen die Papisten ihrem Pabst und seinem Anhang, bekennen die reine Lehre des Evangeliums und werden in unsere Kirche aufgenommen. Wir suchen die Papisten nicht auf, wie wir die Heiden aufsuchen, und veranlassen sie nicht zu kommen, wie wir es mit den Heiden thun. Wenn sie aber unaufgefordert kommen und um evangelischen Unterricht bitten, was sollen wir thun? Unsere Erfahrungen sind nicht der Art, daß wir sie mit Freuden aufnähmen. Einige bleiben wohl treu, die meisten aber sind so verlogen, daß wenig mit ihnen anzufangen ist. An den Festzeiten kommen sie wohl zur Kirche, aber ein regelmäßiger Kirchenbesuch und ein gottseliges Leben ist bei ihnen viel weniger zu erzielen, als bei den Bekehrten aus den Heiden. Nicht wenige kommen auch gleich mit der Lüge an. Sie geben sich für Heiden aus und leugnen hartnäckig, daß sie getauft sind und der katholisch genannten römischen Kirche angehören. Sie behaupten fest „Logattar" zu sein, d. h. Weltleute, und „Sutta anianigel", d. h. reine Heiden. Aber das Wörtlein Sutta macht sie schon verdächtig; denn wirkliche Heiden nennen sich nie so. Doch um gewiß zu werden und auch um ihnen einen Eindruck von dem Evangelium zu geben, läßt man sie einige Lectionen mit lernen. Wenn sie zum Glauben kommen, verschnappen sie sich doch und sagen statt Parabaren (Gott) Sarvesparen, und statt Parisutta awi (Heiliger Geist) Spiritu santu. So werden sie denn aus ihrem eignen Munde gerichtet und mit einer ernsten Zurechtweisung fort geschickt. Manche leugnen aber auch dann noch und

gehen lügend fort, wie sie gekommen. An solchen Leuten kann uns nichts gelegen sein. Wenn sie aber mit der Wahrheit kommen und ehrlich bekennen, daß sie Papisten sind und gern von dem einigen Heilande hören möchten, nachdem sie so viel von den Nothhelfern, die uns doch nichts erworben, gehört haben, so ist es schwer, sie abzuweisen, selbst wenn die Freudigkeit, sie aufzunehmen, nur gering ist. Bleibt uns doch auch immer noch der Trost, daß der treue Unterricht, das lautere Wort Gottes, welches sie gehört haben, nicht vergeblich sein wird, und daß auch sie, wie einst Herzog Georg von Sachsen, in der letzten Noth sich von den todten Heiligen hinweg wenden werden zu dem Manne, der helfen kann, bei dem nie was verdorben. Wer den Namen des HErrn anrufen wird, soll selig werden; aber kennen muß man ihn doch erst, wenn man ihn im Glauben anrufen soll. Und

„Er kann alle Wunden heilen,
Reichthum weiß er auszutheilen,
Leben schenkt er nach dem Tod.
Allen losgekauften Seelen
Soll's an keinem Gute fehlen.
Denn sie glauben, Gott zum Ruhm.
Werthe Worte, theure Lehren!
Möcht' doch alle Welt dich hören,
Süßes Evangelium."

Von den Heiden, die getauft wurden, waren einige aus entfernten Orten und sind dahin zurück gekehrt. Sie sind nicht mit leeren Herzen gegangen; und wenn sie von dem reinen Samen des Evangeliums auch nur so viel mitgenommen hätten, wie ein Körnlein des Banianensamens, so kann doch auch das zu einem Baume erwachsen, welcher auch „Königen mit vierfachem Heer von Reitern und Fußvolk" Schatten gibt.

Auch von den älteren sind einige zahlreiche Familien weggezogen. Zwei Familien zogen nach Madras, eine nach Ceylon, eine nach der Westküste, eine in die Kaffeeplantage nach Kurg und eine ist im Lande irgendwo verschollen. Von den übrigen halten sich viele treulich zum Gottesdienst, also daß wir unser Kirchlein vergrößern mußten. Eine gute Zahl findet sich auch zu den täglichen Morgengottesdiensten ein, die allen lieb sind. Ihre Erkenntniß ist nicht groß, und manche würden auch nicht zu sagen wissen, was Judas mit dem Blutgelde angefangen hat, ebensowenig als was Moses mit der ehernen Schlange that, da er sie nicht mehr brauchte. Aber zwei Dinge haben sie gut gefaßt. Das eine ist, daß sie Sünder sind und vor Gott eitel Zorn und Strafe verdient haben; und das andre ist, daß sie einen Heiland haben, der sie von allen Sünden, von dem ewigen Tode und von der Gewalt des Teufels erlöset hat. Wo aber diese beiden Stücke fest und lebendig im Herzen sind, da wird auch der Glaube nicht wanken, und die Erkenntniß wird ausreichend sein, sie in allen Nöthen mit ihren Gebeten zum rechten Helfer hinzuweisen, der da selig machen kann immerdar alle, welche durch ihn zu Gott kommen.

Und das haben auch viele mit der That bewiesen. Denn ihrer zwanzig forderte der Tod in diesem Jahre aus unsrer kleinen Zahl. Ein alter Mann besuchte seine heidnischen Anverwandten und erkrankte plötzlich so, daß er nicht mehr zurück konnte. Darauf ließ er den Katecheten rufen und sprach: „Bete schnell, denn ich gehe zum HErrn JEsus. Er hat mich hierhergebracht, damit meine An-

verwandten auch zum Glauben kommen möchten. Wenn ich todt bin, so traget mich nicht stille fort, sondern kommt alle her und redet zu meinen Leuten und den andern allen, damit sie auch umkehren und selig sterben können.“ Darauf fing er an seine Beichte zu beten, die sie alle vor der Taufe lernen; er konnte aber vor großer Schwäche nicht damit zu Ende kommen, so schloß er denn in seiner Weise und rief: „Vergib mir alle meine Sünden, HErr JEsu, und mache mich selig! Amen.“ Bald darauf war sein Gebet erhört.

Der Tod hat hier eine sehr rauhe Hand und rupft gleichsam manche Blume wie im Vorbeigehen ab. So ließ mich eine Frau an ihr unerwartetes Sterbelager rufen. Der Tod sprach deutlich aus allen ihren Zügen, doch raffte sie sich mit der letzten Kraft zusammen, dankte mir für dies und das, bat, daß ich mich ihrer Kinder annehmen möchte, und sagte dann: „Nun habe ich keinen Wunsch mehr als nur noch Gottes Wort zu hören und dann zu meinem HErrn JEsus zu gehen.“ Andächtig hörte sie den 23. Psalm vorlesen und betete dann leise mir nach. Als ich sie getröstet und eingesegnet hatte, lispelte sie immer wieder: „JEsus! JEsus!“ und schlief bald darauf ein, sanft wie ein Kind.

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Aengsten
Kraft deiner Angst und Pein!“ —

Bangalur hat 21 christliche Kirchen, 15 protestantische und 6 papistische. Dazu werden immer noch Kirchen gebaut, freilich aber auch Götzentempel. Die Kirchen werden ja auch fleißig besucht, manche täglich, mehrere zweimal in der Woche, alle zweimal des Sonntags. Gleichwohl ist Bangalur noch eine rechte Heidenstadt. Zu den Lastern des Heidenthums sind auch noch die Sünden einer großen Garnisonstadt gekommen. Der Brunnen der Geduld und Langmuth Gottes ist unerschöpflich, aber das arme Menschenherz zieht sich oft krampfhaft zusammen, wenn es sehen muß, wie Satanas die Blüthen der Jugend pflückt, wie er hier schon lohnt, und wie die Jugend ihm doch immer wieder in die Netze rennt. —

Freilich bereitet sich Gott auch hier noch Lob aus dem Munde der Unmündigen. Ja, die Kindlein gehören ihm wohl, und es ist der Alten Lust, sie so recht von Herzen Gott singen zu hören. Aber die erwachsene Jugend? Wenn es frommte, schwarz in schwarz zu malen, welch ein abschreckendes Bild ließe sich entwerfen! Aber der HErr herrschet mitten unter seinen Feinden und wird nicht müde, immer wieder Brände aus dem Feuer zu reißen.

Im Ganzen vollzieht sich immer mehr die Scheidung der Geister. Die Christen bauen Kirchen, so bauen die Heiden Götzentempel. Aber das Haus Davids ging und nahm zu, und das Haus Sauls ging und nahm ab, so ist es auch hier. Die Götzentempel werden kleiner, und die Christenkirchen werden größer. — Der HErr aber ziehe sie alle zu sich, die da Christen heißen und die da Heiden sind, bis sie allein sein Eigenthum geworden sind und bleiben in Ewigkeit. Amen.

(Leipziger Miss.-Bl.)

Missionsnachrichten.

In China arbeiten 27 verschiedene protestantische Missions-Gesellschaften und 3 Bibelgesellschaften mit zusammen 238 Missionaren. Dazu kommen noch 73 eingeborne Prediger. Man zählt etwa 50,000 Christen in über 300 Gemeinden. In 228 Schulen werden fast 6000 Kinder und Zöglinge unterrichtet. Auch stehen unter Aufsicht der Mission 16 Hospitäler und 24 Apotheken.

In Japan gibt es 66 protestantische Missionare und 9 eingeborne Prediger mit 4000 Christen in 44 Gemeinden. Auch die Russen haben eine Mission mit 3000 Bekehrten, darunter 2 Prediger. Die verschiedensten Denominationen sind in dieser Mission vertreten, nur die lutherische Kirche nicht. Wie beschämend ist das für uns Lutheraner! Ach, sollte nicht bald die Stunde gekommen sein, da auch die rechtgläubige lutherische Kirche Amerika's es wagen könnte, eine Mission in Japan in Angriff zu nehmen? Gott gebe uns Arbeiter, und willige Herzen und Hände, dieselben zu senden! C. S.

Japan. Gegenwärtig wird die Zahl der Communicanten sämmtlicher protestantischen Denominationen in Japan auf 3000 bis 4000 geschätzt. Dies zeigt, daß die Zahl der Protestanten sich seit etwas mehr denn 2 Jahren um das Dreifache vermehrt hat. „Nach dieser Berechnung", sagt der schottische Missionar M'Laren, „wird Japan noch innerhalb der gegenwärtigen Generation christianisirt werden." In Japan stößt die Mission nicht auf solche Schwierigkeiten wie in China. Die einzige Opposition, welche die Missionare im Innern von Japan erfahren, hat ihren Grund darin, daß die Missionare Ausländer, nicht aber etwa, daß sie Missionare sind. — Die amerikanische Missions-Behörde in Japan hat eine neue Station in Okayama eröffnet, einer Stadt von 35,000 Einwohnern, etwa 100 Meilen von Kebe entfernt. Das Werk der Mission in Japan wurde vor etwa 6 bis 7 Jahren in Kebe begonnen, bei welcher Gelegenheit ein einziger Eingeborner zugegen war. Bei der Versammlung in Okayama waren 75 Eingeborne gegenwärtig. Privatim wurden schon seit einigen Monaten dort Gottesdienste gehalten. Zu dem ersten öffentlichen Gottesdienste haben sich auch einige Officiale (Amtsleute) eingefunden, die dadurch ihren guten Willen an den Tag gelegt.

NeuG-uinea. Neulich wurden sechs Lehrer, welche von der Londoner Missions-Gesellschaft ausgesandt waren, um auf dem Südost-Cap, Neu-Guinea, zu wirken, dort von dem Dampfer John Williams ans Land gesetzt; aber alle sechs wurden von den dortigen Einwohnern vergiftet, die Upasholz ins Trinkwasser gethan hatten. Von den zwanzig Missionaren, die in diesem Districte landeten, sind uns noch fünf übrig geblieben, die andern alle sind durch Gift oder in Folge von Fieber gestorben.

Robert Williams, ein Vollblut-Nez-Percés-Indianer, ist ein rechtmäßig ordinirter Presbyterianer-Prediger in Idaho. Ad. Bd.

Die Quittungen folgen in nächster Nummer.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimath und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.

1. Jahrgang. October 1879. Nummer 10.

Methlakahtla und Fort Simpson.

Missions- und Culturbild aus dem Indianerlande jenseits und diesseits der Felsengebirge.

Wie der der Landkarte kundige Leser weiß, gilt mit Ausnahme Alaska's im Nordwesten und Grönlands im Nordosten alles Land nördlich vom 49sten Grad nördlicher Breite für britisches Besitzthum. Ein ungeheueres Gebiet, das 3,524,118 englische Meilen umfaßt und durch die Felsengebirge von Nord nach Süd, als wie durch eine Mauer, in zwei Hälften getheilt wird — in eine verhältnißmäßig kleine Hälfte jenseit und in eine sehr große Hälfte diesseit der Felsengebirge. Unter seinen 4,200,000 Bewohnern befinden sich 100—150,000 Indianer.

Dahin hat nun auch einmal die „Missions-Taube" ihren Flug gerichtet, ob sie etwa von dorther Gutes von den hinsterbenden Ureinwohnern dieses Landes zu bringen vermöchte. Und sie hat gefunden — wenn auch nicht ohne Beschämung für uns. Es ist ja Thatsache, daß in dem der englischen Königin gehörenden Indianerlande die Mission besser gedeihen kann, als in dem unseren Vereinigten Staaten gehörenden, sintemal dort der rothe Mann auf dem von ihm erwählten Fleck Erde ruhig wohnen bleiben kann und nicht durch Einwanderung und die schreiendste Ungerechtigkeit von Gebiet zu Gebiet immer weiter nach dem Stillen Ocean verdrängt wird, die Regierung sich nach Kräften der Indianer annimmt, behufs ihrer Civilisation die Missionsarbeit unter denselben zu fördern sucht*)

*) Merkwürdig! In seinen ostindischen Besitzungen beobachtet England dem dortigen Heidenthum gegenüber wieder eine Neutralitätspolitik, durch welche dieses nur gestärkt, die

und durch das alles bewirkt, daß im Allgemeinen der rothe Mann dem weißen, der ihm das Evangelium bringt, von vornherein mit mehr Zutrauen entgegenkommt. Noch mehr aber ists fremdgläubiges Gebiet, aus dem auch hier für jetzt die „Missions-Taube" ihre Botschaft holen muß, sintemal die einst begonnene und später wieder eingegangene Indianermission der rechtgläubigen Kirche dieses Landes bis zur Stunde nicht wieder hat aufgenommen werden können.

Es ist insonderheit die Missionsarbeit der englischen Staatskirche durch zwei ihrer ausgezeichnetsten Indianermissionare, mit der wir bei unserer Ausschau etwas bekannt geworden sind. Und fürwahr: das, was wir von derselben zu berichten haben, zeigt nicht nur die alte bewährte Kraft des Evangeliums, welchem Volke es auch verkündigt werde und ob selbst der eine und andere seiner Verkündiger aus menschlicher Schwachheit auf den gelegten Grund Christus nicht eitel Gold baut, sondern es ist dasselbe auch zugleich sonderlich angethan, den heutigen culturtrunkenen atheistischen Widersprechern der Mission das Maul zu stopfen. Hat doch jüngst einer derselben, v. Hellwald, Redacteur des „Ausland", in seiner sogenannten „Culturgeschichte" unter Anderem ohne weiteres geschrieben: „Nirgends in Amerika hat das Christenthum den rothen Mann gebessert, ja, eher noch demoralisirend auf ihn gewirkt", und, dies zu begründen, eben so keck behauptet, „daß das Christenthum, wie jede Religion, nur innerhalb eines Rahmens bestimmter Völker, deren Ideenkreisen es entspricht, fruchtbringend wirkt, für alle anderen aber untauglich, ja schädlich ist." Die „Allgemeine Missions-Zeitschrift", aus der wir für den ersten Theil unserer Darstellung schöpfen, bringt daher dem gegenüber eine Reihe von Thatsachen, die sämmtlich nur amtlichen Veröffentlichungen über die Inspectionsreise des englischen Generalgouverneurs entnommen sind, um an einem kleinen, in sich geschlossenen Bilde aus der Mission zu zeigen, welche ausgezeichnet wiedergebärende Kraft das Christenthum an einer heidnischen Nation beweis't, zumal wenn sein Verkündiger die rechte Person ist. „Die staunenswerthen Erfolge, welche ein einziger Missionar an einem Fleck von Britisch-Columbia an der fernen Westküste des Stillen Oceans erzielt hat, sind bedeutend genug gewesen, um die gesammte Colonisationspolitik Alt-Englands den Indianern gegenüber über den Haufen zu werfen. Die Grundsätze, nach welchen jener Missionar bei der Bildung seiner Indianergemeinde verfahren ist, sind neuerdings durch Parlamentsbeschluß für die ganze Canadische Föderation acceptirt worden, und der schlichte Mann hat durch die Darlegung und Annahme seiner Principien den 100,000—150,000 Indianern von Britisch-Nordamerika einen unermeßlich wichtigen Dienst erwiesen, dessen ganze Tragweite erst die Zukunft offenbaren wird."

Entsprechendes wird das Missionsbild auch von diesseit der Felsengebirge aufweisen.

Missionsarbeit aber gehindert, statt gefördert wird. Wir kommen vielleicht auf diese einmal näher zurück. D. R.

I. Methlakahtla.

Eines Tages wanderte ein Herr durch die Straßen von Beverley (Stadt im nördlichen England). Plötzlich blieb er stehen; die ausdrucksvolle, schöne Stimme eines singenden Knaben hemmte seine Schritte. Er ging auf den Knaben zu und fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, in den Kirchenchor einzutreten. Der sagte gern zu und bald kamen Leute meilenweit, um die herrliche Stimme des neuen Chorknaben zu hören. Natürlich fehlte es nicht an Lob; aber der Knabe blieb bescheiden, und vor jedem Gottesdienst betete er, daß er nie vergessen möchte, wessen Lob er singe. Nach einiger Zeit wechselte die Stimme und monatelang mußte unser Sänger schweigen. Als er seine Stimme wieder erlangte, war sie noch sehr schön, nur tiefer; aber aus Gewissensbedenken weigerte er sich, wieder in den Chor einzutreten, obgleich Jedermann das wünschte; er meinte, für den Gesang im Dienste Gottes dürfe er sich nicht bezahlen lassen. So trat er als Lehrling in ein Ledergeschäft ein, wo er sich gleichfalls durch seine Liebenswürdigkeit allgemeine Achtung erwarb, die er sich auch bewahrte, als er später Geschäftsreisender wurde. So oft er besuchsweise nach Beverley kam, besuchte der junge Handlungsreisende die Bibelklasse (Bibelstunde).

Da wurde eines Abends eine Missionsversammlung gehalten. Es war das denkbar schlechteste Wetter, und so hatten sich nur sechs Leute eingefunden, um den angekündigten Vortrag zu hören. Dennoch hielt Herr Hodgson, der Deputirte der „Kirchlichen Missionsgesellschaft", seine Ansprache, in der er besonders an die Jünglinge sich wendete und sie aufforderte, sich selbst dem HErrn zum Dienst darzubieten. Unser Geschäftsreisender fand es etwas sonderbar, daß der Redner besonders die Jünglinge anredete, da doch nur ein einziger anwesend war, nämlich er selbst. So glaubte er denn, er sei persönlich gemeint, und als die Versammlung geschlossen war, begab er sich zu Herrn Hodgson und fragte diesen, ob er im Ernst denke, daß er ein Missionar werden könne.

„Fühlen Sie einen inneren Beruf zum Missionsdienst?" lautete die Gegenfrage.

„Es ist wenigstens der heißeste Wunsch meiner Seele", erwiederte der junge Kaufmann.

„So gehen Sie nach Hause und überlegen Sie die Sache vor Gott und besprechen Sie sich mit Ihrem Pastor."

Das that der Jüngling, und als er von dem Letztern, Herrn Carr, vernommen, sein Entschluß sei die Erhörung eines Gebets, das er gerade vor jener Missionsstunde gethan, da war er entschlossen, sich zum Missionsdienst zu melden. Er fand Aufnahme in dem Missions-Seminar zu Islington (London) und studirte hier mit rüstigem Fleiß. Kurz vorher hatte ihn ein Handelsherr von Leeds, der gehört, daß er seine frühere Stellung verlassen, für seine Firma engagiren wollen. Er hatte ihm $1,500 Gehalt für das erste Jahr und eine Zulage von $500 für jedes folgende geboten, bis er die Summe von $5,000 erreicht haben würde; ja er stellte ihm sogar die Theilhaberschaft in seinem Geschäfte in Aussicht. Allein der Jüngling lehnte diese glänzende Aussicht ab und verharrte dabei, ein

Missionar zu werden, obgleich der Kaufherr diesen Entschluß als eine „Verrücktheit" bezeichnete.

Während nun der einstige Chorknabe in Islington mit Fleiß seinen Studien oblag, kam Capitän Prevost nach London, der mit einem Handelsschiffe so eben von Britisch-Columbia heimgekehrt war. Er war ein gläubiger Christ und hatte es mit Schmerz gesehen, daß für die wilden Stämme jenes nördlichen Gebietes von Amerika so gut wie nichts gethan werde. Er begab sich daher zu dem damaligen Inspector der Kirchlichen Missionsgesellschaft, Herrn Venn, bat ihn, doch einen Missionar nach Britisch-Columbia zu senden, und versprach freie Ueberfahrt. Schon wollte dieser die Aufforderung ablehnen, da eben kein Missionar zur Verfügung stand und die Gesellschaft Bedenken trug, eine neue Mission zu beginnen, als ihm einfiel, daß er wenigstens als Schullehrer einen Zögling des Islingtoner Seminars mitgeben könne. Der Capitän war das zufrieden und der erwählte Zögling auch, obgleich er sich sofort reisefertig zu machen hatte; denn das Schiff ging in 10 Tagen. Dieser Zögling war aber kein anderer als der Chorknabe von Beverley. Und sein Name? Nun er ist seitdem berühmt geworden. Es ist die Geschichte Herrn Duncan's, die die Leser jetzt vernommen haben, des gesegneten Missionars von Methlakahtla, jener „Culturstätte unter den Indianern".

So Pastor Leopold Witte, unser Gewährsmann für Methlakahtla, in einem wortgetreu hier wiedergegebenen Nachtrag im Beiblatt zum Februarheft der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift". Aus einer späteren Erzählung des Missionars Duncan fügen wir noch bei, daß, als einer Aufforderung des Secretärs der Kirchlichen Missions-Gesellschaft gemäß Capitän Prevost im Juli-Heft des „Church Missionary Intelligencer" einen begeisterten Missionshilferuf für die Indianer in Britisch-Columbia ergehen ließ, wenige Tage darauf das Gabenverzeichniß der Gesellschaft die Notiz brachte: „Zwei Freunde von Vancouvers Island £500 ($2500)." Ebenso rühmt er von diesem missionseifrigen Seeofficier, daß er auf der langen Seereise nach Vancouvers Island, die vom 23. December 1856 bis zum 13. Juni 1857 währte, unermüdlich und in der freundlichsten Weise bemüht war, den jungen Missionar mit den Zuständen in Britisch-Columbia von vornherein möglichst bekannt zu machen und ihn in die ihm für die dortige Missionsarbeit erwachsenden Aufgaben einzuführen.

Und nun folge uns der Leser nach Methlakahtla, dem Arbeitsfeld des Mannes, dessen Zubereitung und Berufung zum Missionsdienst unter den dortigen Indianern er jetzt vernommen hat.

Im Norden von Alaska und im Süden von dem Territorium Washington begrenzt, beide zu den Vereinigten Staaten gehörig, im Osten aber durch den himmelhohen Felsenwall der Rocky Mountains von dem ungeheueren Gebiet von Hudsonia geschieden und im Westen von dem Stillen Ocean bespült, dessen Wogen sich an einer Menge Inseln, Inselchen und Felsenriffe brechen, liegt Britisch-Columbia. Nächst Vancouvers Island sind die beiden ganz dicht aneinander und nicht weit vom Festlande liegenden Queen Charlotte's Islands die größten dieser Inseln. Von der größeren dieser beiden Inseln, der Grahams-Insel, aus

führt uns eine kurze Wasserfahrt zwischen Inselchen und Klippen hindurch in gerader Linie zu der stadtartigen Indianerniederlassung von Methlakahtla.

Als im Sommer 1876 der Generalgouverneur von Canada, Lord Dufferin (jetzt britischer Gesandter in St. Petersburg*), in Begleitung seiner Gemahlin, auf einer längeren Inspectionsreise auch nach Britisch-Columbia kam, beschloß er, auch noch Methlakahtla zu besuchen, von dem, wie von seinem Missionar, Herrn Duncan, er ja so viel schon gehört hatte. Wer vor 15 Jahren zurück zu Schiff sich diesem Platze genähert hatte, dem bot der Blick in die schmale tiefe Bucht ein Bild tiefster Einsamkeit und Verlassenheit. Jetzt war die Landschaft von damals kaum wieder zu erkennen. Wo früher nur der Schrei eines aufgescheuchten Wasservogels die tiefe Stille unterbrach, tönte jetzt ein geschäftiges fröhliches Summen von lauter Menschenstimmen vornehmlich zu dem vor Anker sich legenden Schiffe herüber und eine stadtartige Niederlassung, auf dreieckiger Grundfläche erbaut, zeigte sich dem Blicke der Reisenden. Die Spitze des Dreiecks nach dem Meere zu bildeten auf kühnem Vorgebirge die blinkenden Missionsgebäude, eine hohe achteckige Kirche mit breiter Freitreppe, freundlichem Porticus und ragendem Glockenthurm, auf dem ein strahlendes Kreuz herüber grüßte, daneben das Pfarrhaus und ein paar andere Gebäude. Rechts und links hinter diesen bedeutendsten Häusern baute sich die freundliche Stadt amphitheatralisch an der Berglehne auf. Augenblicklich war ein großartiger Umbau im Werke. Die eine Seite sah dorfmäßig aus, mit kleineren und niedrigeren Häusern, offenbar der älteste Theil der Niederlassung; auf der anderen Seite standen ganz neue höhere und breitere Häuser, die auf regelmäßig abgeschnittenen großen Grundstücken standen. Es mochten damals schon über 100 solcher Neubauten fertig sein, und daß auch die andere Seite in größerem Maßstabe umgebaut werden sollte, zeigten die vielen genau abgesteckten Baustellen, die über dem alten Dorfe deutlich zu erkennen waren.

So schildert uns ein zur Begleitung Lord Dufferin's gehörender Marineofficier den Anblick von Methlakahtla. Lassen wir denselben über den Empfang am anderen Tage wie auch meist über den mehrtägigen Aufenthalt bei Mr. Duncan selbst reden, indem wir aus seinen Briefen theils wörtlich, theils auszüglich das Interessanteste mit einer hie und da nöthigen Bemerkung mittheilen.

Um halb zehn Uhr, erzählt derselbe, fuhr der Generalgouverneur mit dem ganzen Gefolge bei prächtigem Sonnenschein an's Land. Leider war der größte Theil der Bevölkerung schon vor mehreren Tagen zum großen Winterfischfang nach dem Naas-River abgezogen, wo sich zweimal jährlich viele Tausende von Indianern aufhalten, um den wichtigsten Artikel ihres Handels zu gewinnen.

---

*) Als vor einiger Zeit Lord Dufferin als nunmehriger Gesandter Englands am Hofe von St. Petersburg mit Fürst Bismarck in Berlin zusammentraf, fand dieser so großes Gefallen an Jenem, daß er denselben sofort zum Mittagessen in seiner Familie einlud, — eine Ehre, auf welche der Lord um so stolzer sein darf, als sie vielen in Berlin beglaubigten Gesandten niemals widerfährt. Bismarck verlangt nämlich zur amtlichen Stellung noch persönliche Sympathie, sonst verweis't er die Diplomaten auf Verhandlungen mit Herrn von Bülow. D. R.

(Die dortigen Indianer nämlich unterscheiden sich von ihren östlichen Nachbarn dadurch, daß sie sich fast ausschließlich vom Fischfang ernähren, namentlich vom Fang des Lachses, der in unglaublicher Menge die Flüsse ersteigt, daher auch geräucherter Lachs die hauptsächlichste Winterspeise ist. D. R.) So hatten sich nur etwa hundert männliche Glieder zum Empfang des Lords versammelt; der Rest bestand aus jungen Burschen, Frauen und Kindern. Wie wir hörten, zählt die Gemeinde im Ganzen 750 Glieder, lauter Getaufte, zu denen noch über 100 Katechumenen gerechnet werden. Denn unablässig erfolgt ein allmählicher Zuzug von heidnischen Indianern nach Methlakahtla, die bald vereinzelt, bald in ganzen Familien oft viele Meilen weit aus dem Innern des Landes kommen, um der Christengemeinde beizutreten. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Negermission.

Es wird an der Zeit sein, unsern Lesern einmal wieder über den Fortgang unserer Negermission zu erzählen.

Aus New Orleans wissen wir nichts Neues zu berichten. Aus Little Rock aber haben wir recht erfreuliche Nachrichten empfangen. Ja, nach dem ausführlichen Bericht Herrn Missionars Berg, der den Zeitraum von Anfang Mai bis Anfang August umfaßt, ist unsere Mission in Little Rock in dieser Zeit reichlicher und herrlicher gesegnet worden, als je zuvor.

Dem kleinen Gemeindlein ist fleißig Gottes Wort gepredigt worden, nicht allein von dem Missionar selbst, sondern auch zuweilen von seinem derzeitigen Gehilfen, Herrn Student H. Frincke, und von Herrn Pastor Obermeyer an unserer deutschen Gemeinde in Little Rock. Der Besuch der Gottesdienste war durchschnittlich sehr erfreulich. Alte und Junge stellten sich fleißig ein. Die Zahl der Gemeindeglieder war durch Wegzug und Abfall geringer geworden, ist aber in dieser Zeit um 6 neue Glieder gewachsen. Unter diesen neuen Gemeindegliedern ist auch ein ehemaliger Baptistenprediger, und zwei derselben sind schon aus unserer Wochenschule hervorgegangen. Einer der Abgefallenen ist bußfertig zurückgekehrt. Auch Kirchenzucht übt die junge Gemeinde und dürfte dadurch manche unserer weißen Gemeinden beschämen. Eine Frau nämlich, welche sich von einem reformirten Pastor mit einem Manne hatte trauen lassen, der mit einem andern Weibe in wilder Ehe gelebt hatte und von jedermann als deren Ehegatte angesehen worden war, wurde wegen dieses Aergernisses von der Gemeinde in Zucht genommen und, da sie nicht Buße thun wollte, ausgeschlossen.

Die Gemeinde sucht auch immer mehr die Gestalt einer lutherischen Gemeinde anzunehmen, und hat deshalb beschlossen, daß hinfort nur Solche, die zuvor confirmirt sind, gliedlich in die Gemeinde können aufgenommen werden. In Folge dessen wurden am 8. Juni 15 Personen confirmirt, die sämmtlich durch einen besonderen Unterricht dafür vorbereitet waren. Eine Frau, die confirmirt wurde, war erst kurz vorher getauft. Alle sechs Wochen soll auch das heilige Abendmahl gefeiert werden. Am 15. Juni wurden 23 Kinder getauft, darunter auch jene

beiden Kinder, mit denen Herr Pastor Döscher zuerst die Sonntagsschule in Little Rock eröffnete. Bei dieser Taufe war die Kirche so gefüllt, daß auch nicht Ein Sitzplatz mehr leer war. Im Ganzen sind von unserem Missionar Berg jetzt 32 Kinder getauft worden, davon 24 unserer Schule angehören. Aus Diesen wird sich auch bald eine Confirmandenklasse bilden lassen. In den meisten Fällen ist die Taufe eine Folge des Schulunterrichts gewesen, indem die Kinder nicht von den Eltern herzugebracht wurden, sondern, durch den in der Schule empfangenen Unterricht angeregt, ihre Eltern bestürmten, sie taufen zu lassen. Ohne die Schule wären die meisten dieser Kinder wohl noch lange Jahre, wenn nicht immer, ohne Taufe geblieben. Auch einen Vorsteher, einen Trustee und einen Almosenpfleger hat die Gemeinde gewählt, welche mit dem Pastor zusammen den Kirchenrath bilden; ja, sogar ein Küster ist angestellt, den die Gemeinde selbst besoldet mit $2.00 monatlichem Gehalt.

Wir dürfen unsern lieben Lesern wohl nicht verhehlen, daß Herr Missionar Pastor Berg auch etliche Wochen von seinem Posten abwesend war, und zwar nicht allein, um der Synodalconferenz beizuwohnen, sondern weil er die Wahrheit des Gotteswortes erfahren hatte: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei." Eine solche Gehilfin hat er sich nun genommen, nachdem der treue Gott ihn schon früher dieselbe hatte finden lassen, unter deren liebevoller Pflege er nun um so rüstiger für das Seelenheil seiner armen Schwarzen wirken wird. Jedoch war auch während seiner Abwesenheit die Gemeinde wohl versorgt, und keine Störung ist vorgefallen.

Die Sonntagsschule, welcher in der letzten Zeit auch immer viele Erwachsene beiwohnten, ist in dem angegebenen Zeitraum auf 148, die Wochenschule auf 141 Schüler gestiegen. Kurz vor den Ferien herrschten jedoch so viele Krankheiten unter den Kindern, daß einmal nur 75 Kinder anwesend waren, doch schloß die Schule mit einem sehr zufriedenstellenden Examen, welchem 90 Kinder beiwohnten. Am 14. Mai wurde auch ein Schulfest im Freien abgehalten, wobei es mit Gesang, Spielen und Declamation sehr fröhlich und doch ordentlich herging, was man leider von manchen Schulfesten unserer weißen Gemeinden nicht sagen kann. Alte und Junge können noch jetzt dieses schöne Fest nicht genug rühmen. Jeden Samstag ertheilt Herr Lehrer Hattstädt den Kindern der oberen Klassen Gesangunterricht, wobei die bekanntesten lutherischen Choralmelodien eingeübt werden, sodaß die Kinder den Gesang bei den Gottesdiensten leiten können; auch haben die Schulkinder wenigstens Ein Lied zu jeder gelernten Melodie auswendig zu lernen.

Ein von Pastor Döscher in Baltimore aufgefundener und später daselbst von Pastor H. Hanser in der Lehre unterrichteter und confirmirter Mulatte, mit Namen Lewis, ging in diesem Frühjahr nach Little Rock, und wurde dort von unserm Missionar und seinem Gehilfen, wie auch von Pastor Obermeyer und dessen beiden Lehrern unterrichtet, um für den Eintritt in das Predigerseminar zu Columbus, O., vorbereitet zu werden, mußte jedoch wegen allzugroßer Unbeständigkeit wieder entlassen werden. Hoffentlich ist die an ihn, in 17 Stunden wöchentlich, gewandte Mühe dennoch nicht vergeblich gewesen.

Jetzt, im Monat August, ist unser Missionar allein auf seinem Missionsfelde, da sein bisheriger Gehilfe, Student Frincke, im September seine Studien in St. Louis fortzusetzen gedenkt; jedoch ist nun für die Missionsschule in Little Rock ein Lehrer berufen worden in der Person des Herrn Jeske vom Lehrerseminar in Addison, welcher am 1. September mit Gottes Hilfe sein Amt anzutreten gedenkt.

Die Arbeit unsers Missionars ist keine geringe gewesen. Nicht allein sind viele Gottesdienste, Sonntagsschule und Wochenschule gehalten, sondern auch in der Stadt und in der nächsten Umgebung derselben missionirt, Tauf= und Confirmandenunterricht ertheilt, Gemeindeversammlungen gehalten, Krankenbesuche gemacht und schriftliche Arbeiten geliefert worden. Gott allein die Ehre dafür! Er gebe uns noch mehr treue Arbeiter für die Mission! Ja, der Gott, der in Seiner Gnade unsere Arbeit bisher so reichlich gesegnet und zu Seinem Worte nun auch den Gebrauch Seiner heiligen Sacramente gegeben hat, der verleihe ferner Kraft und Muth, Eifer und Ausdauer, dem Seelenheil unsfer schwarzen Miterlösten nachzujagen! In diesen Wunsch unsers Missionars, mit welchem er seinen Vierteljahrsbericht schließt, stimmen wir gewiß alle aus Herzensgrund mit ein.

C. S.

Missionsnachrichten.

Die englischen Freunde haben fünf Schulen und Missionen in Ramalah, nahe bei Jerusalem, und eine noch größere Anzahl Missionen nahe Beirut auf dem Libanon.

Die Protestanten in Frankreich, welche nur 700,000 zählen, steuern jährlich eine Million Francs zur inneren und äußeren Mission bei. Sie unterhalten Missionare im Süden von Afrika, in Senegal und auf Tahiti.

Die Jahrescollecte für die Londoner Missions=Gesellschaft in 124 der Kirchen in London betrug $61,000.00.

Auf einem Hügel nahe Jatra, Indien, ist neulich eine christliche Kirche von eingebornen christlichen Maurern, Schreinern und andern Handwerkern gebaut worden, und diese Arbeiter waren früher Diebe von Profession. Seitdem sie Christen geworden, haben sie nicht allein ihre losen Wege verlassen, sondern haben auch verschiedene Handwerke gelernt.

In Japan sind gegenwärtig 43 protestantische Kirchen mit einer Gliederzahl von 1500; 54 Sonntags=Schulen mit 2000 Schülern; drei theologische Schulen mit 175 Studirenden; 81 Missionare, 93 eingeborene Hülfsprediger, 10 eingeborene Pastoren und 150 Predigtplätze.

Deutschland und Japan. Zwischen beiden Ländern ist nunmehr ein Vertrag abgeschlossen, der deutschen Ansiedlern freie Religionsübung und freien Zutrittt in das Innere des Landes gewährleistet. A. Bd.

Die Heidenmissionskasse der Presbyterianer hat von der jüngst verstorbenen Miß Laysey in Indiana 300,000 Dollars erhalten. Hoffentlich sind keine anfechtenden Erben und keine Testamentschnüffler da. (Pilger.)

Ein Verlust für Afrika.

Bei neuen Unternehmungen in einem Lande wie Inner-Afrika kommt natürlich alles darauf an, daß der Herrscher des betreffenden Volkes der Mission oder doch den Weißen nicht feindlich ist. Was ein wohlwollender, einsichtsvoller Fürst den Missionaren nutzen kann, das hat das Beispiel des Basuto-Königs Moscheschgezeigt; und was andererseits ein tyrannischer, feindseliger Häuptling verderben kann, das sieht man eben jetzt an Ketschwajo, dem unbändigen Zulu-Herrscher. In den letzten Jahren sind neben manchen anderen hauptsächlich zwei afrikanische Könige vielfach genannt worden: Mtesa von Uganda und Rumanika von Karagwe. Am Hofe des Ersteren, obgleich er noch ein von den wildesten Leidenschaften beherrschter Mensch ist, besteht nun schon seit Jahr und Tag eine Mission. Der englisch-kirchliche Missionar Wilson hat bis jetzt ziemlich unangefochten dort lehren und predigen können. Noch größere Hoffnungen hatte man auf den viel milderen, freundlichen König Rumanika gesetzt. Nun ist derselbe aber, noch ehe er Missionare bei sich willkommen heißen durfte, gestorben und das ist, menschlich gesprochen, — ein nicht geringer Verlust für Afrika und für die Mission.

Es ist rührend, jetzt nach seinem Tode zu lesen, was seiner Zeit der Reisende H. Stanley über diese afrikanische Majestät geschrieben hat: „Sein Gesicht erinnerte mich an einen tiefen, stillen Brunnen; die Klänge seiner Stimme waren so ruhig, daß sie mich, mir selbst unbewußt, nöthigten, ihm nachzuahmen, während sowohl die lebhaften, nervös erregten Gesten, als auch der scharfe Stimmton des Scheikh Hamed, die hier gar nicht herzugehören schienen, mich wie Mißtöne unangenehm berührten. Es war kein Wunder, daß Mtesa mit seinem fest entschlossenen herrischen Wesen und seinem scharfen Blick diesen freundlich gesinnten Heiden achtete und liebte. Obgleich sie nie persönlich zusammengekommen waren, hatten ihn doch Mtesa's Pagen geschildert und hatten mit ihrer nachäffenden Fertigkeit die sanft modulirten Stimmtöne Rumanika's ihm eben so getreu ins Ohr klingen lassen, wie sie seine freundschaftlichen Botschaften an ihn überbracht hatten. Welcher größere Contrast läßt sich wohl denken, als die Naturen des Kaisers Mtesa und des Königs Rumanika? In einigen seiner vulcanischen Zornesausbrüche schien Mtesa der personificirten Wuth zu gleichen, und wenn er in einer seiner rasenden Stimmungen auf der Bühne dargestellt werden sollte, so befürchte ich, daß der arme Schauspieler ein Blutgefäß zersprengen, seine Augen verderben und nach dieser Kraftanstrengung an populärem Wahnsinn leiden würde. Seine Augen, sagten die Waganda, glichen „Feuerbällen und wären groß wie eine Faust“, während seine Worte losbrannten „wie Schießpulver“. Die Natur, welche Mtesa mit einem nervös erregten und äußerst heftigen Temperament begabte, hatte dem König Rumanika die sanfte Stimme, die milde Gutmüthigkeit und den angenehmen Charakter eines gütigen Vaters verliehen. Der König erschien mir, so wie er in rothes Deckenzeug gekleidet vor mir saß, als ein Mann von mittlerer Größe; als er aber nachher aufstand, erhob er sich zu der riesigen Statur von ungefähr 6 Fuß und 6 Zoll. Denn der Scheitel

meines Kopfes reichte ihm, während wir neben einander hingingen, noch nicht ganz bis an die Schultern. Sein Gesicht war lang und seine Nase von etwas römischer Form; das Profil zeigte einen entschieden feinen Typus. Unsere Zusammenkunft und Unterredung war höchst angenehm, und er nahm das lebhafteste Interesse an jeder Frage, die ich an ihn richtete. So lange ich sprach, legte er seinen Freunden Stillschweigen auf und bog sich mit gespannter Aufmerksamkeit vor. Wenn ich irgend etwas in Bezug auf die Beschaffenheit des Landes zu erfahren wünschte, so sandte er auf der Stelle nach irgend einer besonderen Persönlichkeit, welche mit dem betreffenden Landestheile bekannt war, und fragte ihn gründlich darüber aus. Er lachte aus vollem Halse, wenn er mich mein Notizbuch benutzen sah, wie wenn er an der Zahl der Bemerkungen, welche ich eintrug, ein starkes persönliches Interesse hätte. Er schien immer entzückter zu werden, je weiter sich ihre Masse ausdehnte, und wies die Araber triumphirend auf die Ueberlegenheit hin, welche die Weißen über sie beanspruchen könnten. Er versicherte auch, daß er über meine beabsichtigte Erforschung seines Landes sehr erfreut sei. Es wäre ein Land, sagte er, das die Weißen kennen lernen sollten. Es besäße viele Seen, Flüsse, Gebirge, heiße Quellen und viele andere Dinge, deren sich kein anderes Land rühmen könne.“

Nun ist der gute Mann nicht mehr am Leben. Sein Nachfolger ist möglicherweise von ganz anderer Art. (Calw. Miss. Bl.)

Ausbreitung der Religion des falschen Propheten.

Während es mit dem türkischen Reiche immer mehr auf die Neige zu gehen scheint, vernehmen wir auf einmal von einer raschen Ausbreitung der Religion der Türken, welches ja bekanntlich die Religion des falschen Propheten Muhammed ist. Wir lesen hierüber in der Leipziger „Allgemeinen Luth. Kirchenzeitung“ Folgendes:

„Eine eigenthümliche Erscheinung der Gegenwart gegenüber den sich mehrenden Symptomen unaufhaltsamen inneren Verfalls der mohammedanischen Staaten, wie er in dem absterbenden türkischen Reiche sich am deutlichsten abspiegelt, ist die Kraft der Ausbreitung und der durch seine Erfolge die Missionsbestrebungen der Christenheit weit hinter sich lassende Proselytismus, welche die Religion des Islam in ganz Asien und Afrika entwickelt. Wie mit Stromesschnelle greift der Islam in Afrika um sich; ganze Völkerschaften im Innern dieses Erdtheils, die vor kurzem noch dem Götzen- oder Fetischdienst huldigten, hangen heutzutage dem Koran an. Bereits besitzt das nordwestliche Küstenland von Guinea, Sierra Leone, eine mohammedanische Hochschule mit 1000 Zöglingen. Nicht minder gewaltig sind die Fortschritte, welche die Religion des Propheten in Asien macht. In China sind die Anhänger derselben bereits so zahlreich, daß sie schon vor einiger Zeit einen Aufstand wagen konnten. In Tonkin zählt man 50,000 Muselmanen. Schaaren von Proselyten hat erst in unserer Zeit der Islam unter den Malayen auf den Inseln des Indischen Archipels gewonnen.

Von Sumatra aus hat er sich nach Java verbreitet und hier, erst unter der holländischen Herrschaft, die ganze ungefähr achtzehn Millionen betragende Bevölkerung für sich erobert. Sumatra dient ihm größtentheils, Borneo und Celebes wenigstens zur Hälfte. Kurz, überall im Indischen Archipel, wo heidnische Völkerschaften unter holländischer Herrschaft stehen, sind überraschende Erfolge des Islam, aber sehr geringe Fortschritte und zum Theil Rückschritte der Missionen wahrzunehmen. Eine Erklärung dieser wunderbaren Thatsache findet man zum Theil darin, daß im Gegensatz zu dem von der römisch-katholischen Kirche besonders scharf ausgeprägten Unterschied von Klerus und Laien, aus welchem heraus die Mission wesentlich als Berufssache des ersteren erscheint, der Moslem es für religiöse Pflicht halte, an der Bekehrung der Ungläubigen selbstthätig theilzunehmen. So werden die von der Wallfahrt nach Mekka, welche durch die Dampfschifffahrt der neuen Zeit so erheblich erleichtert ist, in großer Zahl zurückkehrenden Pilger in der Regel eifrige Sendboten des Propheten in ihrer Heimath. In Britisch-Indien, wo die Zahl der Mohammedaner ohnehin schon 50 Millionen, d. h. über zweimal so viel beträgt, als der türkische Sultan in Europa, Asien und Aegypten Unterthanen zählt (21 Millionen), finden besonders in den nordwestlichen Provinzen zahlreiche Uebertritte zum Islam statt, zu denen es um so leichter kommt, als das mohammedanische Religionswesen von brahmanischen Vorstellungen und Gebräuchen vielfach durchsetzt ist. Dagegen kommen Uebertritte von Muselmanen zum Christenthum höchst selten vor."

Also auch hier, wie bei dem anderen Erzfeind der Christenheit — Abnahme der weltlichen und Zunahme der geistlichen Macht. Und doch soll es nicht mehr „zeitgemäß" sein, zu singen:

Erhalt uns, HErr, bei deinem Wort
Und steur des Pabsts und Türken Mord,
Die JEsum Christum, deinen Sohn,
Wollten stürzen von deinem Thron! L.

Leipziger Mission.

Als am 4. Juni die Leipziger Mission ihre Jahresfeier hielt, konnte Director Hardeland die erfreuliche Mittheilung machen, daß im letzten Jahre 1639 Heiden in Indien getauft werden konnten. Hiezu kamen 267 Taufen, die an von christlichen Eltern geborenen Kindern vollzogen wurden. Auch ließen sich 261 Personen aus andern Kirchengemeinschaften, namentlich der römisch-katholischen Kirche, in die lutherische aufnehmen. „Die Gesammtzahl unserer Christen beläuft sich jetzt auf 10,872 Seelen. Diese wohnen innerhalb des Gebiets unserer 18 Hauptstationen in 421 Ortschaften." In Schiali konnte der „eifrige tamulische Pastor" Pakiam 203 Heiden taufen, in Madura der Missionar Kremmer 317 und in den ersten drei Monaten dieses Jahres wieder 111. „Gott selbst hatte das Ackerfeld der Mission mit der Schärfe der Hungersnoth durchfurcht, deren Folgen noch immer fortdauern. . . . So ist es denn ein merk-

würdiges Jahr gewesen in der Geschichte der südindischen Mission. Man schätzt die Zahl der Neugeborenen nach Tausenden. In Tinnewelli allein sind 30,000 in Unterricht genommen.“ — Die Gemeinde, welche Missionar Mayr (aus Regensburg gebürtig) 1877 zu Rangun in Hinterindien bildete, zählte am Schlusse des vorigen Jahres 70 Glieder. Die Zahl der Landprediger in der Leipziger Mission ist jetzt auf 10 gewachsen, nachdem am letzten Reformationsfest wieder drei tamulische Kandidaten hatten ordinirt werden können. — Pastor Hashagen von Bremerhafen hat sein Amt als erster Lehrer an der Missionsanstalt in Leipzig angetreten und bei der Jahresfeier die Predigt gehalten. Auch der zweite Lehrer ist bereits in Thätigkeit. Eingetreten sind bis jetzt zehn Zöglinge. An Missionsgaben liefen voriges Jahr 205,546 Mk. ein und die größten Summen kamen wieder aus Sachsen, Bayern, Hannover und Rußland. Mit Einschluß der Zinsen von Vermächtnissen 2c. belief sich die Gesammteinnahme auf 245,727 Mk., die Gesammtausgabe auf 220,829 Mk. Gegen früher haben die Gaben etwas abgenommen, während von Indien her „sehr verstärkte Aufforderungen gemacht worden sind und auch in der Heimath das neue Seminar bedeutende Mehrausgabe fordern wird.“ (Luth. Volksblatt.)

Für die Negermission in Little Rock, Ark., erhalten:

1. Aus der ehrw. Illinoissynode durch P. Merbitz von N. N. $1.00.
2. Aus der ehrw. Missourisynode durch P. C. Roß 1.00; durch P. H. C. Steup, New York, von den Frauen Bleuler, Springhorn und Stallmann einige Dutzend weißer und rother Schnupftücher; von Herrn Lehrer Möfta, Logansport, Ind., ein Exemplar seiner „Zwischenspiele“ für die Missionskirche.
3. Aus der ehrw. Norwegischen Synode von ihrer Buchhandlung je ein Exemplar ihres „Hymnbook“ und „Vogt's Bible History“.
4. Aus der ehrw. Ohiosynode durch P. C. F. W. Brecht von der Gemeinde zu Wheeling, W. Va., 7.40.

Herzlich dankend

Little Rock, 8. August, 1879. F. Berg, Missionar.

Milde Gaben für die Negermission.

Durch P. Bernthal von einem Ungenannten aus der Gem. Rockville, Mich. $0.50. Durch P. Gößwein von Wittwe Krull 1.00. Durch P. Hügli von H. Zeller 2.00. Durch P. Lentzsch von H. Stern 2.00, Missions-Collecte 11.25. Durch P. F. Streckfuß von Wittwe Truve 1.00. Durch Conr. Christian in Caledonia, Racine Co., Wisc., Missions-Collecte 28.25. Von J. G. Vetter in St. Louis 1.00. Durch P. C. R. Riedel 1.00. Durch P. Th. Wichmann, Missions-Collecte 34.61. Durch P. Dageförde, Missions-Collecte 7.00. Durch Karl E. G. Oppen: von W. Kleinschmidt 1.00, Mrs. Kleinschmidt .25, Gottfried Kleinschmidt .50, Minna Lautenklaß 1.00, Paulina Slupski 1.00, Ferdinand Wohlfeil .25, Wilhelm Schmidt .25, Albert Giese .25, zus. 4.50. Durch P. Groth von mehreren Gemeinden 90.20. Durch Herrn Dette von Wittwe Schewe in Neu-Bielefeld 1.00. Von Prof. Piper 1.00. Durch P. Vetter, von ihm selbst 1.00, von Frau Beck 1.00. J. Umbach, Kassirer.

„Die Missionstaube“ erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar	$ .25
5 „	1.00
12 „	2.00
25 „	4.00

Die Parthie-Preise gelten nur dann, wenn alle Exemplare unter Einer Adresse versandt werden können.

Zu bestellen und zu bezahlen ist das Blatt bei dem „Luth. Concordia-Verlag“, St. Louis, Mo.

Alle die Redaction betreffende Einsendungen sind zu adressiren an Rev. F. Lochner, Box 597, Springfield, Ills.; alle Geldbeiträge für die Negermission an den Kassirer J. Umbach, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlag“, St. Louis, Mo.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimath und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.

1. Jahrgang. **November 1879.** Nummer 11.

Methlakahtla und Fort Simpson.

Missions- und Culturbild aus dem Indianerlande jenseits und diesseits der Felsengebirge.

(Fortsetzung.)

Bei unserer Landung begrüßten uns mehrere Salutschüsse aus einer kleinen Kanone. . . . . Auf mehreren Häusern wurden „Union jacks“ (die englische Rothkreuzflagge) aufgehißt; gleich im Anfang der Straße, gegenüber dem Landungsplatze, war ein mächtiges rothes Tuch mit der Inschrift „God save the Queen“ zwischen zwei Häusern ausgespannt. Die ganze Gesellschaft stimmte zu unserer Begrüßung die Nationalhymne an, welche eine Musikbande von jungen Indianern auf Blechinstrumenten tadellos begleitete. Phantastisch genug sahen die Burschen aus. Sie trugen abgelegte Uniformen von Soldaten der Vereinigten Staaten, die auf einem Verkauf von ausrangirten Armeegegenständen in Alaska erstanden worden sind. Im Uebrigen aber zeigte die Kleidung der indianischen Männer und Frauen nichts Auffallendes. Sie trugen sich nach europäischem Schnitt und zwar in anerkennenswerth decenter (schicklicher) Mode; die Frauen und Mädchen . . . machten sogar einen recht wohlthuenden und lieblichen Eindruck. Ein halbes Dutzend solcher Indianermädchen überreichte der Lady Dufferin mit einem wohlgesetzten Knix ein Bouquet, worauf Mr. Duncan und sein vor Kurzem angekommener College, Mr. Collison, beide von der englischen Staatskirche, die sich schon am Strande präsentirt hatten, zu einem Umgang durch die Missionsgebäude einluden.

Mr. Duncan, den ich auf einen Fünf- bis Sechsundvierziger schätzte, machte den Führer. Zuerst ging es in die Kirche. Es ist schon die zweite, welche sich die Indianer im Verlauf von vierzehn Jahren gebaut haben, weil die erste dem immer wachsenden Bedürfnisse längst nicht mehr genügte. Seit zwei Jahren im Bau und seit vier Monaten im Gebrauch, soll sie noch im Lauf dieses Herbstes die letzte Vollendung erhalten. Es ist ein durchaus würdiger Bau, für 1200 Zuhörer berechnet, außen ganz mit Holzschindeln bekleidet und durch geschmackvolle Strebepfeiler gestützt; der Fußboden im Innern ist mit Cedernholz gedielt und verbreitet einen überaus angenehmen Wohlgeruch. Die Kosten des Gebäudes werden sich, wie uns Mr. Duncan belehrte, wenn es vollendet ist, auf 8000 Dollars belaufen, zu denen die Indianer baar 800 Dollars beigetragen und die Arbeit unter Mr. Duncans Leitung durchweg allein ausgeführt haben.

„Und der Rest der Bausumme?" fragte Lord Dufferin.

„Ich werde sofort die Ehre haben, Ew. Excellenz die Goldquelle zu zeigen, welche uns diese und alle unsere öffentlichen Arbeiten ermöglicht", erwiderte Mr. Duncan.

Damit führte er uns aus der Kirche erst in das geräumige Pfarrhaus, dann in die neue Schule, ein prächtiges Gebäude von 60 Fuß Länge und 27 Fuß Tiefe, das im October seiner Bestimmung überwiesen werden soll. Es ist auf drei Klassen berechnet, in welche die 170 eingeschriebenen Schüler eingetheilt sind: eine Kleinkinderklasse, welche täglich von 10—12 und von 2—4 Unterricht erhält; eine Klasse für die großen Mädchen, die am Nachmittag, und eine dritte für die großen Burschen, die am Abend unterrichtet werden. Außer den zwei englischen Missionsvorstehern sind an der Schule noch zwei eingeborene Lehrer und eine desgleichen Lehrerin thätig.

Dann gings in das andere Haus, das ich vom Schiffe aus gesehen hatte.

„Hier, meine Herren, unsere Goldquelle", sagte lächelnd Mr. Duncan. Wir sahen nichts als einen leeren Raum und einen wohlassortirten Laden, nebst einigen Gelassen, die als Schlafstätten benützt zu werden schienen. „Das ist unser Markthaus, das uns unberechenbaren geistigen und sehr erheblichen materiellen Vortheil eingetragen hat."

„Ein Markthaus geistigen Vortheil? Wie sollen wir das verstehen, Mr. Duncan?" fragte der Lord-Governor.

„Auf die einfachste Weise von der Welt, Excellenz", entgegnete Mr. Duncan. „Als ich mit meinen Indianern eine Weile hier gewirthschaftet hatte, sah ich ein, daß wir nothwendig für unsere Gemeinde eine geregelte Einnahme brauchten. Die Jahresabgabe der Indianer an die Gemeinde, 2½ Dollars oder eine Decke für erwachsene Männer und 1½ Dollars oder ein Hemd für die Knaben, reichte längst nicht für alle unsere Bedürfnisse aus. Auch wollte ich die entsittlichenden Einflüsse der weißen Händler, die mit ihren Waaren auch Branntwein in unseren Hafen einzuschmuggeln wußten, ein für allemal abschneiden, sowie die regellosen Fahrten meiner Indianer nach Victoria auf Vancouvers Island, wo sie beim Einkauf ihrer Lebensbedürfnisse in alle Laster der Europäer eingeweiht wurden, gänzlich verhindern. So kaufte ich im Jahre 1863 für meine Gemeinde um

300 Dollars, wovon uns die Regierung 100 Dollars schenkte und die Indianer 80 Dollars beitrugen, einen kleinen Schooner, „Carolina", durch welchen ich unter eigener Leitung und von völlig zuverlässigen Männern den gesammten Handel unserer Colonie besorgen ließ. Das Schiff nahm die Producte unserer Gemeinde, Fischöl, Pelze, Cedernholz ꝛc. nach Victoria, handelte dort ein, was wir gebrauchen, und die Theilnehmer am Geschäft erhielten hier ihre Dividende vom Gewinn. Als nach einigen Jahren unsere frühere Obrigkeit, die Hudsons-Bay-Gesellschaft, sich bereit erklärte, unsere Waaren auf ihren Dampfern nach Victoria mitzunehmen und den Bedarf unserer Colonie uns nach Methlakahtla zu schaffen, verkaufte ich den Schooner und entschädigte für einen Theil des Ertrags die Gesellschaft. Den Gewinn, den wir aus unserem Handel erzielten, benutzte ich zu nöthigen Bauten. Wir errichteten zuerst ein Gerichtshaus und dann diese Markthalle, die uns, abgesehen vom Verkauf unserer Waaren, auch in den Stand setzt, Indianer aus fremden heidnischen Stämmen, die uns besuchen, hier und nicht in den durch sie mannigfach bedrohten Privathäusern aufzunehmen. Wir behalten sie auf diese Weise unter besserer Controle, wozu auch unsere achtzehn Constabler das Ihrige beitragen, und gewähren ihnen den Anblick einer christlichen Gemeinschaft, ohne selbst von ihnen behelligt zu werden. Die sonstigen Ueberschüsse aus unserem Handel wie die Missionsbeiträge unserer christlichen Freunde haben wir benützt, um Straßen zu bauen, unsere große Sägemühle dort drüben einzurichten, eine Schmiede, eine Seifenfabrik, eine große Zimmerei und andere Handwerkerräume anzulegen. Auch bauen wir von diesem Gelde den breiten Steindamm am Strande, den Ew. Excellenz bemerkt haben wird. Zuletzt haben wir aus unserer Markthalle die Mittel zu unserer neuen Kirche und Schule entnommen; und jedem Indianer, der sich beim Umbau unseres Dorfes zu einer Stadt durch Ankauf von einem Grundstück von 60 Fuß Länge und 120 Fuß Breite betheiligt, gebe ich zur Errichtung seines Hauses 50 Dollars Gemeindebeitrag."

Lord Dufferin konnte nicht umhin, über die Umsicht, mit welcher Mr. Duncan auf die Hebung seines Settlements bedacht ist, die höchste Anerkennung auszusprechen. Dann traten wir wieder auf den freien Platz, der von den soeben besuchten Gebäuden eingerahmt ist.

Hier hatte sich inzwischen die ganze Colonie versammelt und die Schuljugend empfing den Gouverneur mit frisch vorgetragenen Gesängen in englischer und indianischer Sprache. Dann trat ein junger Mann vor und verlas mit vorzüglicher Aussprache eine englische Adresse, darinnen es unter Anderem heißt: „Durch das Evangelium haben wir das göttliche Gebot gelernt: fürchtet Gott, ehret den König; als gehorsame Unterthanen Ihrer Majestät der Königin Victoria begrüßen wir daher mit Freuden Ihren Besuch auf unseren Küsten. Wir haben die Gesetze der Königin achten und befolgen gelernt, und wir werden fortfahren, sie in unserer Gemeinde und Nation aufrecht zu erhalten und zu schützen. Wir sind noch ein schwaches und armes Volk, das erst vor Kurzem aus der Knechtschaft des Heidenthums und roher Sitten befreit worden ist; aber wir bemühen uns, zu einem christlichen Leben und zu christlicher Bildung und Civilisation uns zu erheben."

Die Adresse ist unterzeichnet: „Im Namen der Indianer von Methlakahtla David Liesk, Secretär des Raths der Eingebornen."

Während alle Mitglieder des „Raths" (es sind ihrer zwölf, und Mr. Duncan hat mit großer Weisheit diese echt indianische Einrichtung auch für seine Gemeinde beibehalten) nach einander vortraten und das Document eigenhändig unterschrieben, flüsterte mir Lord Dufferin zu: „Was ist hier noch für ein Unterschied zwischen unseren Weißen und diesen christlich gebildeten Rothhäuten! Manche unserer heimischen Gemeinden würde sich schämen, wenn es auf einen Vergleich ankäme. — Diese Schulkinder sind so bescheiden und wohlgezogen, als irgend eine Predigerstochter auf einer englischen Pfarre." Dann trat er vor und hielt eine prächtige Rede, worin er den Indianern die Grüße der Königin brachte, seine hohe Freude über Alles, was er gesehen hatte, aussprach, sie zum Dank für den mächtigen Umschwung aufforderte, den das Evangelium in ihrem innern und äußern Leben hervorgebracht, und sich schließlich an Mr. Duncan wandte, um ihn der dankbaren Freude zu versichern, mit welcher die Königin, die englische Nation, ja die ganze Christenheit auf seine treue und selbstlose Arbeit blicke. Er schloß mit den Worten: „Ich habe während meines Aufenthalts in Canada von vielen Niederlassungen euerer indianischen Brüder Adressen in Empfang genommen; aber an keine werde ich mit so viel hoffnungsvollen und freudigen Erinnerungen zurück denken, als die ich von dieser Stätte mit mir nehmen darf."

Drei schallende „Hurrah's" für den Gouverneur und drei nicht minder kräftige für Lady Dufferin waren die Antwort der Indianer.

Während des Besuchs etlicher anderen Plätze seitens des inspicirenden Lord-Governor blieb unser Berichterstatter die etlichen Tage bis zu dessen Rückkehr Mr. Duncan's Gast. Wir finden in seinem tagebuchartigen Briefe unterm 2. Sept. angemerkt: „Ich habe meine Zeit wohl ausgenutzt, um mir von Mr. Duncan über seine und seiner Gemeinde Vergangenheit und Gegenwart erzählen zu lassen. Das ist ein seltener Mann! Und dabei diese Bescheidenheit und Demuth, die für sich gar keine Ehre sucht, sondern alles Lob und allen Ruhm von sich ab und Gott zuwendet. . . ."

Als der Gast seinen Wirth fragte: „Wo haben Sie denn Ihre Arbeit angefangen? Methlakahtla gabs ja damals nicht; ich habe diese Stelle noch im Jahre 1861 ganz verlassen gefunden", sagte Mr. Duncan: „Es war nicht so leicht, über den Ausgangspunkt der Thätigkeit schlüssig zu werden. Die Hudsons-Bay-Compagnie wollte mich bei den Indianern von Vancouvers Island, am liebsten in Nanaimo, festhalten, weil dort der Verkehr mit den Europäern die Missionsarbeit schon am meisten vorbereitet hätte. Aber gerade dieser Umstand schreckte mich vielmehr ab. J e e n t f e r n t e r v o n d e r g l a u b e n s l o s e n C i v i l i s a t i o n s o v i e l e r W e i ß e r, d e s t o v e r s p r e c h e n d e r s c h i e n m i r e i n M i s s i o n s f e l d z u s e i n. Und obwohl man mich vor der blutdürstigen Wildheit der Indianer von Fort Simpson, wohin meine Instruction lautete, nicht dringend genug glaubte warnen zu können, indem jeder Versuch, außerhalb der Befestigungen mit ihnen zu verkehren, mir tödtlich werden müßte, zog ich doch vor, am 25. September nach

dem Fort abzufahren, wo mich die Indianer am 1. October sogar freundlich begrüßten.“

Auch den Einwurf, daß die Gemeindeglieder Mr. Duncan's wohl zu einem anderen Stamme gehören möchten, als die so übel beleumdeten Indianer von Fort Simpson, antwortete lächelnd Mr. Duncan: „Es sind sogar meistentheils dieselben Menschen, die von Fort Simpson mit mir herübergesiedelt sind. Zwischen damals und heute liegt nur ihre Bekehrung; und ich kann nicht genug die sittigende Kraft des Christenthums bewundern, wenn ich daran gedenke, in welchem Zustande ich diese Leute angetroffen habe. Die Tschimschean-Indianer, von deren 27 Stämmen sich 9 um das Fort angesiedelt hatten, unterscheiden sich, soweit sie nicht christianisirt sind, in nichts von den drei großen Indianer-Nationen, die sich in Britisch-Columbia finden. Nur ihre Sprache ist ihre Besonderheit; die Sitten, oder vielmehr Unsitten, stimmen bei allen überein.“

„So hatten Sie wohl auch Leichenfresser unter Ihren Indianern? Oder ist deren Existenz überhaupt eine Fabel?“

„Durchaus nicht. Ich kann Ihnen unter Männern meiner Gemeinde noch mehrere zeigen, die diesem schauderhaften Brauche fröhnten. Eine der ersten Scenen, die ich beim Fort Simpson mit ansehen mußte, hing mit dieser teuflischen Unsitte zusammen. Ich wohnte im Fort und hatte mir einen Indianer aus dem Lager, der englisch verstand, als Diener angenommen, um die indianische Sprache von ihm zu lernen. Mit ihm ging ich mehrere Tage hintereinander die 140 Häuser der Niederlassung durch, um zunächst die Zahl der Angesiedelten, es waren 2300, zu constatiren. Bei einem dieser Gänge hörte ich, daß einer der Häuptlinge soeben eine Sklavin ermordet hätte, um sie seiner sterbenden Tochter als Dienerin in's Geisterreich vorauszuschicken. Die Leiche wäre in's Meer geworfen. Unser Weg führte uns an der Stelle vorüber, wo die Wellen mit dem nackten Körper spielten. In dem Augenblick stürzten aus dem Dorfe zwei Haufen schreiender Männer, vor denen Alles in die Häuser flüchtete. An der Spitze der zwei Banden bewegten sich zwei ganz nackte Gestalten in der seltsamsten, Menschen unähnlichsten Weise. Wie zwei Pferde sprangen sie auf allen Vieren hin und her, warfen ihre Köpfe krampfhaft zurück, so daß das schwarze Indianerhaar im Winde flatterte, und stießen Töne aus, die mir durch Mark und Bein gingen. Eine Weile tummelten sie sich so am Ufer hin und her und thaten, als ob sie die Leiche suchten; dann aber stürzten sie sich plötzlich auf den an's Ufer geschleuderten Körper, fielen mit ihren Zähnen darüber her und rissen große Stücke Fleisch heraus. Ihre heulenden Gefährten schlossen schnell einen Kreis um sie und verbargen das Zerstörungswerk vor meinen Augen. Bald darauf aber kam jeder der zwei Unmenschen mit der halben Leiche heraus, und setzte sich hin, um das rohe Fleisch zu verzehren. Ich konnte es nicht länger mit ansehen und ging in das nächste Haus hinein. Da hörte ich, daß, wenn die Kannibalen die Leiche nicht gefunden hätten, sie unweigerlich den ersten Besten unter den Lebenden zerrissen und gefressen haben würden. Das sind ihre gefürchteten Zauberer oder Medicinmänner. Sie halten das ganze Volk in knechtischer Angst, und die Zauberer zu beschwichtigen und zu gewinnen, das ist die gesammte Religion dieser

armen Indianer. Der ganze Winter, wo der Fischfang ruht, dreht sich um die Thätigkeit der Zauberer. Zehn verschiedene Banden derselben existirten damals in dem Settlement am Fort Simpson. Den Winter hindurch weihen sie ihre neuen Schüler in die Zauberkünste ein, vor allem in das regelrechte Zerreißen von Leichen mit den Zähnen, das in möglichst wolfsähnlicher Weise ausgeführt werden muß. Und zwar theilen sich die Zauberer in zwei Klassen, von denen die Einen nur Menschen-, die Andern aber nur Hundsleichen fressen. Ein dritter Grad beschränkt sich auf die Zubereitung von Zaubermitteln und Medicamenten.“

„Haben diese Leute Ihrer Arbeit nicht die furchtbarsten Hindernisse in den Weg gelegt?“

„Gewiß, sie fühlten, daß es um ihre Macht geschehen wäre, wenn das Christenthum den Sieg davon trüge. Ich habe von vornherein dieser Zauberei den offensten Krieg erklärt, obwohl mir anfangs Alle versicherten, so lange es Indianer gäbe, hätten sie Zauberei getrieben, und ohne Zauberei sei ein Indianer undenkbar. Ich hatte dennoch die Genugthuung, daß schon nach einem Jahre zwei Häuptlinge zu mir kamen und mir mittheilten, daß sie mit ihrem ganzen Stamm beschlossen hätten, in Zukunft allen Zaubermitteln zu entsagen. Als dies Legaik, der damalige oberste Häuptling der ganzen Niederlassung, selbst einer der schlimmsten Zauberer und Leichenesser, hörte, gerieth er in die äußerste Wuth. Er verbot mir, im Lager noch ferner zu wohnen und Schule zu halten; er drohte, mich und meine 140 Kinder im Schulgebäude wie die Hunde niederschießen zu wollen. Und in der That wurde wiederholt in die von den Indianern selbst mit großer Bereitwilligkeit erbaute Schule geschossen, und mehrere Wochen lang schwebte mein Leben in der äußersten Gefahr. Doch hat mich der liebe Gott immer wieder behütet, und auch keiner meiner Zuhörer durfte Schaden nehmen.“

„Wie lange hat es denn gedauert, bis Sie einen Ihrer Indianer taufen konnten?“

Mr. Duncan antwortete: „Ich habe überhaupt nicht getauft bis auf Einen Fall der Nothtaufe bei einem Sterbenden.“

„Warum denn nicht? Sind Sie denn nicht ordinirter Geistlicher unserer bischöflichen Kirche?“

„Nein, ich bin nur Katechet und Laienhelfer. Man hat mir öfters die Ordination und Vocation zum Pfarramt angeboten, ich glaubte aber immer, das Anerbieten abschlagen zu müssen. Meine Aufgabe ist die bescheidenere, zu lehren und zu predigen. Und damit bin ich, Gott sei Dank, unter meinen Indianern weit genug gekommen. Am 19. November 1858 habe ich meine Schule für die Erwachsenen und für die Kinder bei Fort Simpson angefangen. Am 26. Juli 1861 konnten 19 Erwachsene und 4 Kinder die heilige Taufe erhalten. . . . Als wir nach Methlakahtla gezogen waren, habe ich wiederholt Katechumenen vom Bischof oder von anderen uns besuchenden Geistlichen taufen lassen. Die Aufzeichnungen der Herren über die bei diesen Gelegenheiten mit den Indianern vorgenommenen Prüfungen gehören zu den interessantesten Aktenstücken, die ich Ihnen vorlegen kann.“

Die Weigerung Mr. Duncan's, Vocation und Ordination zum eigentlichen

Pfarramte anzunehmen, mochte ja wohl auch darauf beruhen, daß er auf Wunsch der englischen Regierung unter den obwaltenden Umständen das weltliche Amt des Friedensrichters für den ganzen District mit Einschluß von Queen Charlotte's Island übernommen hatte und dies allerdings mit eben so großer Weisheit als Strenge verwaltete. Wenn aber der theuere Mann sagt: „Meine Aufgabe ist die bescheidenere, zu lehren und zu predigen", so möchte uns doch bedünken, daß bei dieser Auffassung die falsche Amtslehre der englischen Staatskirche ihn beeinflußt. Wir erinnern zu dem Ende unsere Leser an folgende Worte Luthers in seinem Sendschreiben an den Rath und die Gemeine zu Prag: „So das **Amt des Worts** einem verliehen wird, so werden ihm auch verliehen **alle** Aemter, die durch das Wort in der Kirche werden ausgerichtet, das ist: die Gewalt zu taufen, zu segnen, zu binden und zu lösen, zu beten und zu richten oder urtheilen. Denn das Amt, zu predigen das Evangelium, ist das höchste unter allen, denn es ist das rechte apostolische Amt, das den Grund legt allen anderen Aemtern, welchen allen zugehört, auf das erste zu bauen, als da sind die Aemter der Lehrer, der Propheten, der Regierer, deren, so die Gabe gesund zu machen, haben, wie sie denn Paulus nach einander ordnet 1 Cor. 12, 8. Denn auch Christus auf das allermeiste allein gepredigt hat das Evangelium, als der, der sich des höchsten Amts gebrauchen sollte, und nicht taufen. Paulus rühmet sich auch, daß er nicht gesandt sei zu taufen, als zu einem wenigeren und nachfolgenden Amt, sondern daß er gesandt sei, das Evangelium zu predigen, als zu dem fürnehmsten Amt, 1 Cor. 1, 17."

Auf seine inständigen Bitten erhielt daher Mr. Duncan einen ordinirten Mitarbeiter, zunächst in der Person eines Mr. Tugwell, und, als derselbe nach kurzer Frist wegen der Kränklichkeit seiner Frau Methlakahtla wieder verlassen mußte, in der Person des schon genannten Mr. Collison.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Negermission.

Endlich kommt auch einmal wieder eine Nachricht aus New Orleans. Unser ehemaliger Missionar, Herr Pastor Döscher daselbst, ist ja, wie die lieben Leser bereits wissen, in letztem Frühjahr einem Rufe an die dortige deutsche ev.-lutherische St. Johannis-Gemeinde gefolgt. Dennoch hat er auch nach dieser Zeit sich nebenbei mit großem Fleiß der Negermission und insonderheit der von ihm gegründeten kleinen Negergemeinde angenommen, wie aus nachfolgendem Schreiben von ihm selbst ersichtlich ist.

„Die Mission unter den Negern in New Orleans.

„Es sind bis jetzt 11 Erwachsene von mir confirmirt und in die lutherische Kirche aufgenommen worden. Drei derselben mußten erst getauft werden. Die Andern gehörten früher zu andern Kirchengemeinschaften. Getauft habe ich außerdem noch 6 Kinder. Die Seelenzahl der Gemeinde beträgt jetzt 19. Von den Confirmirten ist eine bejahrte Frau nach Kansas gezogen und ein lediges Frauen-

zimmer von 21 Jahren ist kürzlich gestorben. Die Letztere konnte ich in ihrer langwierigen Krankheit öfters besuchen und, wie ich zu Gott hoffe, auf einen seligen Tod vorbereiten. Dasselbe hoffe ich von einer andern Negerfrau, die ich vor ihrem Abscheiden in ihrer schweren Krankheit mehreremal besuchte, und sie aus Gottes Wort unterrichtete und mit ihr betete, bei der es aber nicht zum förmlichen Anschluß an unsere Gemeinde kam. Ihr 4 Wochen altes Knäblein übergab sie mir zur Pflege und Aufsicht, da der Vater desselben ein wüster Trunkenbold ist. Es fanden sich Leute in meiner Negergemeinde, welche willig waren, als Taufpathen und Pflegeeltern sich des Kleinen anzunehmen. Er heißt Robert Smith und gedeiht jetzt ausgezeichnet. Unsere Wochenschule ist leider nicht vorwärts, sondern rückwärts gegangen. Es hat sich nach und nach immer mehr herausgestellt, daß Herr Polk nicht die nöthige Fähigkeit und Fertigkeit hat, einer Schule segensreich vorzustehen. Er sollte nur als Gehilfe verwendet werden. Hoffentlich werden wir bald einen tüchtigen Lehrer bekommen. Die Wochenschule zählt gegenwärtig nur 80 Schüler, die Sonntagsschule dagegen etwa 110.

„Unsere Neger hören jetzt jede Woche 3 Predigten und eine Katechese. Der Gottesdienst wird jetzt etwas besser besucht, als früher. Die Kansas-Bewegung scheint unserer Mission ziemlich hinderlich gewesen zu sein. Dazu kömmt, daß wir unsere Gottesdienste in einem alten, verfallenen, scheuslich aussehenden Gebäude halten, über welches ein versoffener Irländer die Aufsicht hat und von welchem die Neger glauben, daß es darin spukt. Wie würde ich mich freuen, wenn wir auch hier in New Orleans recht bald eine lutherische Negerkirche einweihen könnten! Gott gebe es! Zwei Frauen haben sich wieder gemeldet zur Aufnahme in die Gemeinde. Andere nähern sich uns immer mehr. Ueberhaupt kann zur Ehre Gottes gesagt werden, daß unsere Mission in Sailors Home festen Boden gewonnen hat.

„Anders steht es mit der Mission an Clayborne Street. Dort haben wir es noch nicht weiter bringen können als bis zu 20 Sonntagsschülern und diese sind sehr unzuverlässig und unregelmäßig. Die Herren Lehrer Sauer und Schönhardt werden sich dieser Mission in Betreff der Sonntagsschule hinfort treulich annehmen. J. F. Döscher, Pastor."

So weit Herr Pastor Döscher. Die im Juli d. J. in Columbus, O., versammelte Synodalconferenz beschloß, daß für New Orleans wieder ein Negermissionar berufen werde. Die Missionscommission in St. Louis war und ist ebenfalls der Ueberzeugung, daß dies sehr nothwendig sei; dieselbe Ueberzeugung haben unsere Brüder in New Orleans selbst; doch sind bis jetzt alle Bemühungen, einen Missionar für New Orleans zu gewinnen, erfolglos gewesen. Da nun durchaus Hilfe geschafft werden muß, so werden wir uns wohl genöthigt sehen, erst einen Lehrer für unsere Missionsschule zu berufen. Ein Missionar wird dann freilich immer noch nöthig sein.

Mit großer Freude können wir berichten, daß es uns gelungen ist, Herrn Missionar L. Wahl für unsere Mission zu gewinnen. Derselbe war 11 Jahre im Dienste der Hermannsburger Mission in Ostindien, hielt sich diesen Sommer seiner Gesundheit wegen in Chicago bei Verwandten auf und ist, wegen der fal-

schen Lehrstellung Hermannsburgs, gegen welche er schon in Indien Zeugniß ablegte, aus der Hermannsburger Mission ausgetreten. Vorläufig hält er sich für einige Zeit in Little Rock, Ark., auf, um sich mit der Art und Weise unserer Mission näher bekannt zu machen und im Gebrauch der englischen Sprache noch mehr zu üben, und dann seine Wirksamkeit als Missionar unter den Negern zu beginnen. Nach New Orleans dürften wir ihn jedoch kaum schicken, weil er für das dortige feuchte Klima noch nicht genug erstarkt ist.

Gott, der HErr, der unser Missionswerk so sichtbarlich gesegnet hat, beschere uns recht bald einen tüchtigen Missionar für New Orleans, welches unstreitig der wichtigste Punkt für unsere Negermission ist. C. S.

Heut lebst du, heut bekehre dich.

Missionar Th. Petersen in Ostindien theilt aus seinen Missionserlebnissen folgende Geschichte mit.

„In Gaddagunta lebte ein Malapriester. Er hatte 2 erwachsene Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die sich beide taufen ließen. Der Sohn ist jetzt Katechet in Gudur. Die Mutter ließ sich im vorigen Jahre taufen. Der alte Mann hat schon seit 12 Jahren geschwankt zwischen Heidenthum und Christenthum. Endlich wurde er zu Ende vorigen Jahres krank am Fieber. Er ahnte wohl, daß er sterben würde, und ließ mich holen. Nachdem ich mit ihm gesprochen hatte, versprach ich, am andern Tage zu kommen und ihn zu taufen. Im Angesicht des Todes, da er doch alles verlassen mußte, wollte er JEsu Gnade empfangen, für die er seit Jahren schon Bedürfniß hatte. Als ich am anderen Tage kam, die heilige Handlung an ihm vorzunehmen, war er wieder unentschieden; er fühlte sich etwas wohler, und dachte, er könne noch wieder besser werden, weshalb er sein einträgliches Geschäft als Priester noch nicht fahren lassen konnte. Ich drang nicht in ihn; er sollte selbst entscheiden, und die Furcht, ohne Taufe zu sterben, entschied schließlich. Als ich nun bei der Taufhandlung zu der Frage kam: „Willst du entsagen dem Teufel und allem seinem Wesen und allen seinen Werken?“, stellten sich wohl abermals die Vortheile seines Priesteramtes ihm vor die Seele; er antwortete: „Wenn ich entsage, so müssen Sie mich ernähren.“ Durch diese Antwort wurde natürlich die Taufhandlung unterbrochen, und es entspann sich ein kurzes Gespräch, dessen Ergebniß war, daß ich die Taufe nicht an ihm vollziehen konnte. In seinen Worten lag etwas Dämonisches, so daß ich im Herzen unwillkührlich zitterte. Seine Frau fing an zu weinen und wollte ihn bestürmen, aber ich wehrte sie ab, da es in diesem Augenblick von keinem Nutzen war. Ich forderte sie und die Kinder auf, mit mir zu knieen, und legte dem HErrn die Noth des armen Mannes ans Herz. Beim Weggehen fragte ich ihn, ob ich am andern Tage wiederkommen solle, worauf er „Ja“ antwortete. Dies war am Abend. Am andern Morgen früh ritt ich wieder nach Gaddagunta, brachte auch Amtstracht und Taufgeräth wieder mit. Als ich aber in die Nähe des Hauses kam, hörte ich schon das Weinen. Er war gestorben eine

Viertelstunde vor meiner Ankunft. Die Trauer war groß für die Angehörigen wie für mich. Ich überlegte, ob ich am Abend vorher anders hätte handeln können, mußte mir aber „nein" sagen, denn für die heilige Taufe ist doch ein freies, volles und bedingungsloses Bekenntniß und wirkliche Entsagung des Teufels nöthig." C. S.

Ein Missionsopfer.

In einem schottischen Städtchen wurde vor Jahren ein Missionsfest gefeiert. Dabei trat auch ein Missionar auf, der von der Südsee zurückgekehrt war und in einfacher Weise erzählte, wie er die Heiden dort gefunden habe und was Gottes Wort an ihnen ausgerichtet. Nach und nach zog er aus einem Bündel, das er mit auf die Kanzel genommen, allerhand Bilder hervor, aus Stein und Holz gearbeitet, und rief ihre Namen aus, wie jeder dieser Götter heiße und was die Heiden alles ihnen angedichtet und von ihnen geglaubt haben, ehe das Evangelium kam und sie bewog, die Götzen aufzugeben und den wahren Gott anzubeten. Da war nun ein kleiner Knabe oben auf der Empore, der hörte das alles und sein Herzchen wurde tief bewegt von dem Elend der Völker, die Gott nicht kennen. So sagte er denn bei sich selbst: wenn ich am Leben bleibe und groß werde, so will ich ein Missionar werden. Hilf mir, lieber Heiland, daß ich zu den Heiden gehen und sie für dich gewinnen kann!

Nun ging aber das Fest zu Ende und der letzte Redner sagte: an den Thüren stehen Schüsseln, darein könne jeder legen, was er für die Mission opfern wolle. Unser kleiner Bursche fing an, in seinen Taschen zu suchen, ob sich denn gar nichts vorfinde; aber sie waren alle leer. Jetzt schämte er sich gewaltig und war wirklich betrübt. Wie sollte er an der Schüssel vorbeigehen, ohne was hinein zu legen?! Daher schien es ihm das Beste, zu warten, bis die Männer, die bei den Schüsseln standen, sie weggetragen hätten in die Sacristei, um dort das Opfer zu zählen. Darüber war die Kirche leer geworden und das Bürschlein begann also leise die Treppe herab zu schleichen. Allein noch immer stand einer vor der Kirchenthüre mit seiner Schüssel; der hörte einen leisen Tritt, schaute noch einmal herein, sah den Knaben und hielt ihm die Schüssel hin.

Das war eine Verlegenheit; denn so was hatte der Junge nicht erwartet. Er wurde über und über roth, faßte sich aber plötzlich und sagte zu dem guten Mann: „Halten Sie's etwas niedriger!" Der Mann hielt die Schüssel niedriger. „Noch etwas niedriger!" Es geschah. „Noch weiter hinab." Gesagt, gethan. „Stellen Sie's lieber auf den Boden." Der Mann thats, dem kuriosen Burschen zu Gefallen. Da trat denn dieser in die Schüssel und sagte: „Ich habe kein Geld, aber ich will mich selber geben; in Gottes Namen hoffe ich selbst ein Missionar zu werden." Das war doch wohl das wichtigste Opfer, das an diesem Tage fiel; denn der Knabe hat mit Gottes Hilfe Wort gehalten.

Missionsnachrichten.

Das diesjährige Hermann'sburger Missionsfest wurde zum ersten Mal in der neuen sehr geräumigen Kreuzkirche, die bis auf den letzten Platz gefüllt war, gefeiert. Am ersten Tage des Festes predigten die Pastoren Harms, Sültmann, Ernst und Mützelfeld aus Lauenburg (der neue Inspector des Missionshauses), am zweiten Tage die Pastoren Wittrock, Grütter aus Burgdorf, Gerhold aus Hannover, Missionar Kiehne aus Indien und Pastor Hauer. Der Letztere, der mit zum Dienst unter die Heiden ausgesandt zu werden wünscht, hielt im Namen der abgehenden Missionszöglinge die Abschiedsrede. Aus dem erstatteten Bericht geht hervor, daß im letzten Jahre in Afrika 700 Heiden getauft sind, und die Gesammtzahl der daselbst durch die Hermannsburger Missionsarbeit Gewonnenen nunmehr etwa 5,000 beträgt. Schwer gelitten hat das Missionswerk in Afrika durch den Zulukrieg; 13 blühende Stationen und mit ihnen die Frucht langjähriger Arbeit sind vernichtet, anderen Stationen droht noch ein gleiches Schicksal. Auch in Indien sieht es trübe aus. Zwar ist die Arbeit an den Heiden dort durch die furchtbaren Calamitäten der letzten Jahre (Cholera, Hungersnoth 2c.) innerlich wohl vorbereitet; aber es fehlt an Arbeitern. Vier Stationen sind verlassen; von den Missionaren sind Brunotte und Otto ausgetreten, Wahl ist aus Gesundheitsrücksichten nach Amerika gegangen und Kiehne weilt zu seiner Erholung in Europa. Die Einnahmen der Missionskassen beliefen sich im vergangenen Jahre auf $55,733.50, die Ausgaben auf $56,521; die Mehrausgabe ist Folge der Verzinsung einer Schuld von $17,500 aus dem vorigen Jahre. Das „Missionsblatt" zählt zur Zeit 12,200 Abonnenten.
(Pilger aus R.)

Ostindien. Die „Leipziger Missions-Gesellschaft" arbeitet mit günstigem Erfolge unter den Tamulen. Sie hat 16 Stationen, auf denen 21 Missionare thätig sind. Im Laufe des letzten Jahres wurden über 400 Heiden in die lutherische Kirche aufgenommen. Die Hungersnoth hat viele Kinder in die Waisenschulen getrieben, so daß dieselben einen Zuwachs von etwa 200 Kindern erfahren haben. Viele der Knaben lernen und betragen sich sehr gut und erwecken die Hoffnung, daß sie einst tüchtige Missionare und Lehrer werden. — Man hat berechnet, daß die Zahl der zum Christenthum bekehrten Heiden in Indien in den zehn Jahren von 1851—1861 beinahe 1000 jährlich betrug; in den zehn Jahren 1861—71 fast 3000 jährlich; in den Jahren 1873—76 aber über 6½ tausend jährlich und im Jahre 1878 sogar über 60,000. (C. S.)

Baseler Mission. Bei dem am 4. Juli v. J. abgehaltenen Jahresfest dieser alten unirten Missionsgesellschaft, der Baseler Mission, befand sich unter den 11 bei dieser Feier abgeordneten Missionaren auch ein junger Chinese, der in fließender deutscher Rede seine Bekehrung erzählte und für die Sendung des Evangeliums zu seinem Volke dankte. — Die Jahreseinnahme der Mission betrug 660,400 Mk., die Ausgabe 740,400 Mk., das Deficit 80,286 Mk. Für die Hungernden Indiens waren noch 115,695 Mk. eingegangen. (F. L.)

Die große amerikanische Missionsgesellschaft „Boston Board" hatte über 47,000 Dollars Schulden. Als bei ihrer Jahresversammlung zu Providence die anwesenden 600 Abgeordneten dies vernahmen, tilgten sie durch freiwillige Unterschriften sofort die ganze Schuld und verpflichteten sich noch außerdem, die Einkünfte des nächsten Jahres auf nahezu 500,000 Dollars zu bringen. — Sehr nachahmenswerth nicht blos in Betreff der Missions-, sondern auch der Synodal- und Gemeindekassen!

Marath. Die der Amerikanischen Missionsbehörde angehörenden Leute in Marath, welche seit vielen Jahren auf die Erlaubniß der türkischen Regierung, an genanntem Orte die nöthigen Gebäulichkeiten zu einem theologischen Seminar aufführen zu dürfen, gewartet, haben nun endlich ohne Erlaubniß dieselben errichten lassen. In Anbetracht der veränderten Lage der Türkei fürchtet man davon keine schlimmen Folgen. Ad. Bd.

Vermischtes.

Das Ost-Ende der Weltstadt London ist wegen des dort wohnenden Gesindels berüchtigt. Gerade aber dort hat ein Herr Guinness, unterstützt von seiner ihm gleichgesinnten Gattin, ein Missionshaus gegründet, worin künftige Heidenmissionare durch Missionsarbeit an der tiefgesunkenen Bevölkerung jenes Stadttheils praktisch vorgebildet werden.

Alaska-Indianer. Ueber die Sitten der dortigen Indianer wird berichtet, daß unter den Nehaunes- und Talcolsindianern die Frau nach dem Tode ihres Mannes gezwungen wird, den brennenden Scheiterhaufen zu besteigen und sich auf den Leichnam ihres Gatten so lange niederzulegen, bis ihr Kopfhaar versengt ist. Zuletzt sammelt man die Asche des Verbrannten und steckt sie in einen Sack, den die Wittwe zwei volle Jahre auf ihrem Leibe herumtragen muß. Bei den Chukis wartet man zumeist bei den Alten und Schwachen den Tod gar nicht ab, sondern bindet ihnen einen Strick um den Hals, schleift sie über Stock und Stein, steinigt oder speert sie vollends zu Tode, oder überläßt sie den Hunden.

Anzeige.

Vom 1. Januar 1880 an wird die „Missionstaube" auch Bilder bringen.

„Die Missionstaube" erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1	Exemplar	$ .25
5	„	1.00
12	„	2.00
25	„	4.00

Die Parthie-Preise gelten nur dann, wenn alle Exemplare unter Einer Adresse versandt werden können.

Zu bestellen und zu bezahlen ist das Blatt bei dem „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.

Alle die Redaction betreffende Einsendungen sind zu adressiren an Rev. F. Lochner, Box 597, Springfield, Ills.; alle Geldbeiträge für die Negermission an den Kassirer J. Umbach, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlag", St. Louis, Mo.



Nachrichten aus dem Missionsgebiet der Heimath und des Auslandes.

Herausgegeben von der Ev.-Luth. Synodalconferenz von Nordamerika. In deren Auftrag redigirt von Pastor F. Lochner unter Mithilfe von Pastor C. F. W. Sapper.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.

1. Jahrgang. **December 1879.** Nummer 12.

Methlakahtla und Fort Simpson.

Missions- und Culturbild aus dem Indianerlande jenseits und diesseits der Felsengebirge.

(Fortsetzung.)

Am interessantesten ist jedoch wohl das sich anknüpfende Gespräch über die Ursachen und die Bewerkstelligung der Uebersiedlung Mr. Duncan's und seiner Indianer von Fort Simpson nach dem nur 4 Meilen nördlich gelegenen Methlakahtla. (Dieses Fort Simpson ist aber nicht das in der Ueberschrift gemeinte, dahin wir den Leser im zweiten Theil dieser Darstellung zu führen gedenken, denn letzteres liegt diesseit der Felsengebirge.)

„Vor allen Dingen aber die Frage: was veranlaßte Sie, Fort Simpson aufzugeben und hierher zu übersiedeln?“

„Mit einem Worte: die sittlichen Gefahren, welchen die Gläubigen bei Fort Simpson durch ihre heidnischen Stammesgenossen und nicht minder durch die Berührung mit gewissenlosen Weißen ausgesetzt waren. Ein alter Indianerhäuptling, Nieslakkanusch, forderte gleich, nachdem er sich bekehrt hatte, die Entfernung der Schulkinder und der Wohlgesinnten unter seinen Volksgenossen. Er hatte Recht. Alle die socialen Fortschritte, die wir hier erreicht haben, wären unmöglich gewesen, wenn wir unter den Heiden hätten bleiben wollen. Auch hätte ich den Muth nicht gehabt, die umfangreichen Schulkenntnisse, die hier unter meinen Christen guten Boden gefunden haben, auf heidnischen Acker auszustreuen. Ich habe wenigstens immer gefunden, daß die Heiden, welche

sich gegen den christlichen Glauben wehren, durch die bloße sogenannte Civilisation nur raffinirter und schlauer in der Sünde werden. Und am Ende möchte dasselbe auch von den Christen gelten.“

„Fand denn Ihr Plan zu diesem neuen Auszuge Israels aus Egypten unter Ihren Christen Anklang?“

„Lieber Herr, es waren das die aufregendsten und wohl auch die gebetsreichsten Tage meines Lebens. Bald nach der Abreise Mr. Tugwell's hatte ich angefangen, den Indianern bei Fort Simpson den ganzen beabsichtigten Plan im Einzelnen vorzulegen. Ich hatte mir ein förmliches Programm ausgearbeitet, nachdem ich bei einer gelegentlichen Küstenfahrt mir diese Bucht des alten Methlakahtla als zur Uebersiedlung vortrefflich geeignet ausgesucht hatte. Sieben Punkte waren es, die ich in das Programm aufnahm und im Lager bei verschiedenen Gelegenheiten vorlas. Es handelte sich darum:

1. Diejenigen Indianer, welche im christlichen Glauben unterrichtet zu werden wünschen, dem Ansteckungsbereiche des heidnischen Lebens und dem mörderischen und knechtenden Einflusse der heidnischen Sitten zu entziehen.

2. Die Mission an einem Orte aufzuschlagen, wo wir berauschende Getränke und den Verkauf von Branntwein mit Erfolg ausschließen könnten.

3. Eine Schranke aufzurichten gegen den leichtfertigen und nicht von dringenden Geschäften geforderten Besuch der Indianer in Victoria.

4. Uns in den Stand zu setzen, das so gesammelte Volk zu einer Mustergemeinde zu gestalten und ein christliches Dorf zu gründen, von welchem eingeborne Evangelisten ausgehen und die christliche Wahrheit in alle die umliegenden indianischen Stämme ausstrahlen könnte.

5. Eine solche Gemeinde um uns zu sammeln, die es durch ihre sittlich-religiöse Haltung ermöglichte, ohne Bedenken allerhand weltliche Kenntnisse ihr zu überliefern.

6. In der Lage zu sein, mit allen Stammesunterschieden und Indianer-Streitigkeiten zu brechen und Jeden, mochte er kommen aus welchem Stamme er wollte, in das Band einer allgemeinen Brüderschaft aufzunehmen.

7. Endlich auf Geltung der Gesetze halten zu können, Gehorsam gegen die Königin zu lehren, mit den Bewohnern ringsum Frieden zu halten und unsere Niederlassung zu einer Municipalität mit eigener indianischer Verfassung zu entwickeln.

(Diesen sieben Punkten, die das zu erstrebende Ziel bezeichneten, fügte Mr. Duncan noch sieben Verbote und Gebote hinzu. Verboten sollten z. B. sein allerlei heidnische Unsitten und Zaubereien, jede Art berauschender Getränke, Hazard-Spiel; geboten aber Sonntagsheiligung, regelmäßiger Schulbesuch aller Kinder, Jahresabgabe in Materialien oder Arbeit sämmtlicher männlicher Glieder zur Förderung öffentlicher Arbeiten.)

„Als ich alle diese Einzelheiten wiederholt bekannt gemacht hatte, merkten die Indianer wahl, daß es mir damit heiliger Ernst wäre, und lachten mich für meinen Mangel an Kenntniß ihres Charakters gründlich aus, der die Verwirk-

lichung von dergleichen Utopien unmöglich mache. Ich blieb aber fest und strich keinen einzigen Punkt aus meinem Programm. Keiner Seele redete ich zu, denn ich wollte freiwillige Pioniere und nicht aus Höflichkeit oder Beschränktheit willfährige Diener. Ich wartete die Rückkehr meiner Indianer vom großen Frühjahrsfischfang ab. Auf den 27. Mai 1862 war die Abfahrt festgesetzt. Sie können sich denken, wie mir das Herz klopfte. Noch wußte ich von Niemand ausdrücklich, ob er kommen wollte. Die Leute saßen schweigend am Ufer oder in ihren Hütten, in Indianerweise den Kopf auf die Kniee gestützt und der Dinge wartend, die kommen sollten. Ich trat vor und lud Alle, welche sich an der Gründung einer christlichen Niederlassung betheiligen wollten, ein, aufzustehen und ihre Canoes zu besteigen. Allgemeines Stillschweigen war die Antwort. Endlich erhoben sich langsam Zwei, und als das Eis gebrochen war, folgten noch Mehrere nach. In 19 Canoes fuhren wir, im Ganzen 47 Personen an Männern, Frauen und Kindern, nach dem schon länger vorher von mir mit Bauholz versehenen Methlakahtla ab. Am 28. Mai Nachmittags 2 Uhr kamen wir hier an. Und schon am 6. Juni fuhr eine Flotte von über dreißig Canoes vom Fort Simpson mit neuen Ansiedlern in unsern Hafen ein und vermehrte unsere Zahl auf 350—400 Seelen. Alle Männer unterschrieben unser Dorfgesetz und zeigten sich zu jeglichem Gehorsam willig. Wundervoll waren in jener Zeit unsere täglichen Gottesdienste; ein Hauch frischer Liebe und Begeisterung durchzog sie und machte allen Hörern das Christenthum lieb. Und so ist's im Großen und Ganzen geblieben. Selbst während der allerersten zehn Monate, wo es noch galt, sich in die neuen Ordnungen erst einzuleben, hatten wir nicht einen einzigen Fall von Trunkenheit unter unsern Indianern. Und daß wir dieses Laster auch jetzt noch absolut von uns ausgeschlossen haben, hängt mit der Strenge zusammen, welche die Gemeinde selbst an Branntwein führenden Händlern übt. Läßt sich ein solcher einmal bei uns sehen, so wandert er sofort erbarmungslos in's Gefängniß."*)

„Gewiß, Mr. Duncan, erklärt diese völlige Enthaltung von geistigen Getränken einen großen Theil Ihrer günstigen Erfolge. Und wenn hier erst einmal ein blühendes Gemeindewesen etablirt war, das durch seine bloße Existenz predigte, so kann ich mir denken, welche Anziehungskraft es auf die Indianer der Umgegend ausübte. Haben Sie denn nicht aber auch bald an den Bekehrten selbst einen mächtigen Beistand gehabt, wenn es galt, den Heiden das Evangelium zu verkündigen?"

„Ja wohl; und die sittliche Energie, der heilige Ernst, mit dem meine Indianer ihren heidnischen Brüdern predigten, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Denken Sie, welchen Eindruck es auf die Indianer am Fort Simpson machen mußte, als ich im Februar 1864 sie mit meinem früheren größten Feinde, dem Zauberer und obersten Häuptling Legaik, zur Seite und mit noch einem andern

*) Man wird aber aus dem Vorhandensein dieses Instituts gewiß keine für den moralischen Charakter der Eingebornen nachtheilige Schlüsse ziehen, wenn man hört, daß 1876 z. B. ein Europäer zwei Monate lang darin eingesperrt war, weil er dem Gesetze zuwider Branntwein fabricirt hatte. D. R.

ihrer einstigen Genossen Clah besuchte. Legaik war bald nach unsrer Uebersiedelung hierher nachgekommen; die Angst um seine Sünden ließ den mehr als zwanzigfachen Mörder nicht mehr ruhen. Er gab Alles, Reichthum, Ehre, Einfluß über das ganze Lager, auf, und wurde unter uns einfacher Zimmermann und Tischler. Nach seiner Taufe wandelte er eine ganze Zeit lang in der Wahrheit und zur Freude Aller, die ihn früher gekannt hatten. Da aber schickten die Fort Simpsoner eine Botschaft: er müßte kommen und seinen alten Posten an der Spitze aller Stämme wieder einnehmen. Ein furchtbarer innerer Kampf begann. Er rief seine hiesigen Freunde ans Ufer und erklärte ihnen, er müsse fort; wohl wisse er, daß es Sünde sei, aber er könne nicht anders, eine unsichtbare Gewalt zöge ihn. Unter Thränen sagte er ihnen Lebewohl und fuhr in seinem Canoe davon. Beim Einbruch der Nacht landete Legaik in einer einsamen Bucht. Und da hat der Mann einen Kampf gekämpft, nicht anders als Jakob am Jabok. Er sagte mir später: ein leibhaftiger Feind habe ihm gegenüber gestanden, und er wolle lieber hundertmal sterben, als noch einmal eine solche Nacht durchleben. Tausend Arme faßten nach ihm, um ihn ins heidnische Leben zurückzuziehen. Ehe die Morgenröthe anbrach, hatte er aber überwunden. Er kehrte sein Schifflein um, fuhr nach Methlakathla zurück und eilte vom Strand geradeswegs ins Missionshaus, um unter heißen Thränen mir von dem durchlebten Kampf und Sieg zu berichten. Das war erst kürzlich geschehen, als ich ihn nach Fort Simpson mitnahm. Und da hätten Sie hören sollen, wie der Mann zu seinen einstigen Untergebenen redete. Ein alter Indianer hatte mich hochmüthig abgewiesen: vor den ersten Weißen hätte ich kommen und die Indianer gut machen müssen. Durch die Weißen wären sie noch schlechter geworden, und nun gebe es für sie, mit dem eingewurzelten Bösen, keine Hülfe mehr. Da stand Paul Legaik auf und sagte: „Ich bin ein Häuptling, ein Tschimschean-Häuptling. Ihr wißt, ich bin schlecht gewesen, sehr schlecht, so schlecht, wie irgend Einer von euch. Ich bin in Sünden aufgewachsen und alt geworden; aber Gott hat mein Herz gewandelt, und er kann euer Herz auch wandeln. Glaubt nicht, euch in euern Sünden entschuldigen zu können, indem ihr sagt, ihr wäret zu alt und zu schlecht zur Besserung. Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Kommt zu Gott, versuchts auf seinem Wege, und er kann euch retten. Auch Clah sprach brav und wirkungsvoll: er hätte von klein auf das Heidenthum gehaßt, und sich durch nichts, auch durch keine Drohungen, dazu bewegen lassen, die heidnischen Tollheiten mitzumachen. Aber er habe nichts Besseres gekannt, bis Gott sein Wort zu den Tschimscheans sandte und es ihm sofort klar wurde, daß dies die Wahrheit sei. Clah ist wirklich einer der Allerersten gewesen, die sich mir rückhaltslos anschlossen. Diese beiden Zeugnisse haben dort im Lager eine mächtige Wirkung gehabt.“

„Lebt dieser Paul Legaik noch unter Ihnen?“

„Nein, 1869 ist er gestorben. Aber sehen Sie dies“, dabei holte er aus seinem Schreibtisch ein vergilbtes, vielfach zusammengefaltetes Stück Papier heraus; „das war sein letzter Gruß an mich. Auf einer Reise wurde er krank, und als es mit ihm zu Ende ging, hat er diesen Brief an mich angefangen, bei welchem ihn der Tod überraschte: Mein lieber Herr. Dies ist mein letzter Brief. Der

soll Ihnen sagen, daß ich sehr glücklich bin. Nun komme ich zur Ruhe von Mühsal, Prüfung und Versuchung. Ich fürchte mich nicht, vor Gott zu treten. In meinem gemarterten Leibe denke ich immer an das Wort des HErrn JEsus .... Weiter ist er nicht gekommen. Uebrigens lebt seine Wittwe noch unter uns, Schu-basl, ein frommes, demüthiges Weib."'

Am andern Morgen — wir hatten bis tief in die Nacht hinein geplaudert — führte mich Mr. Duncan in einige Indianerhäuser hinein. Dieselben erinnern im Grundplan an die Anlage der heidnischen Indianerhütten; nur sind die Verhältnisse hier bedeutend größer; ein gedielter Flur zieht sich durch alle Häuser hindurch, der sonst bei den Indianern fehlt; und endlich hat man hier ordentliche Schornsteine und kastenartige Rauchfänge, während die Heiden für den Rauch einfach ein Loch in ihr Dach schneiden, wo er seinen Ausgang suchen kann. Ich machte die Bekanntschaft von mehreren Indianern, Männern und Frauen, die alle ziemlich gut englisch sprachen, nur daß sie sämmtlich mit einer gewissen Scheu, die sie indessen wohl kleidete, auf ein Gespräch eingingen. Mr. Duncan erzählte mir von jedem der Besuchten einige charakteristische Züge.

„Die Frau, bei der wir eben waren, heißt Susi. Sie ist die Wittwe des einzigen Menschen, den ich selbst getauft habe. Und wissen Sie, wer der war? Eben jener Elende, der kurz nach meiner Ankunft im Fort Simpson mit noch einem anderen Kannibalen den Leichnam der gemordeten Sclavin am Meeresstrande verschlang. Er war uns bald mit großem Heilsverlangen nach Methlakahtla nachgezogen; hier wurde er unheilbar schwindsüchtig. Am 18. October 1862 taufte ich ihn, da es zu Ende mit ihm ging und er so dringend um die Taufe bat, auf die Namen Philipp Atkinson. Seine Buße und sein sterbensfreudiger Glaube waren so erhebend, daß seine Frau, die nur mit innerstem Widerstreben ins Christendorf mitgezogen war, seit jener Nacht ihre Bekehrung datirt. — Aus diesem Hause stammt eine Nischka-Indianerin, die hier bekehrt wurde. In Fort Simpson können Sie die Dame als Mrs. McNeil kennen lernen; der Commandant des Forts, Capitain McNeil, hat sie geheirathet; auf ein so hohes Bildungsniveau erheben sich unsere eingeborenen Christen. — Der letzte Mann, den wir besuchten, ist einer unsrer 18 Constabler, welche in unserem kleinen Gemeinwesen auf Ordnung und Zucht zu halten verpflichtet sind. Um Ihnen eine Vorstellung davon zu geben, mit welcher Treue die Gemeinde selbst über ihre Sittenreinheit wacht, will ich Ihnen einen kleinen Zug erzählen, der sich mit eben diesem Manne zugetragen hat. Er war schon vor 12 Jahren eines der einflußreichsten Glieder der Gemeinde und deshalb zu dem Constablerposten erwählt worden. Da ließ er sich ein Vergehen zu schulden kommen, um deswillen ihn sein intimster Freund bei mir und dem Constabler-Collegium anklagte. Wir saßen bis tief in die Nacht hinein, um den Uebertreter von seiner Schuld zu überzeugen; und Sie hätten hören sollen, mit welchem liebewarmen anstürmenden Ernste Einer nach dem Andern an das Gewissen des Mannes drang, bis er endlich unter einem Strom von Thränen sein Unrecht bekannte. Ich strafte ihn deshalb nicht mit Gefängniß, sondern ließ ihn nur fünf Decken zur Gemeindekasse zahlen. Doch sollte er um des gegebenen Aergernisses willen eine Zeit lang unsern Ort verlassen.

Schon am folgenden Tage kam eine Deputation der Constabler zu mir und bat um Erlaß der Sentenz. Sie hatten eine Versammlung gehalten, zu welcher der Schuldige selbst vorgefordert war; und nachdem sie seine bekümmerten Worte und ernsten Versprechungen angehört, hatten sie ihm angeboten, sich bei mir dafür zu verwenden, daß er in Methlakahtla bleiben dürfe. Natürlich gewährte ich ihre Bitte. Nach drei Wochen kam er mit seinem Busenfreunde und Ankläger zu mir, um mir zu sagen, daß er mein Angesicht sehen und am Abend zur ganzen Gemeinde sprechen müsse. Als die Schule der Erwachsenen am Abend beendet war, ließ ich daher alle nicht Getauften sich entfernen, und dann trat der reuige Sünder ein. Was er sagte, war erschütternd. Ein von Natur überaus stolzer Mann, schämte er sich nicht, öffentlich sein Unrecht zu gestehen, Gott für seine Gnade zu preisen und mir und seinen Amtsgenossen zu danken, daß wir uns mit ihm so viele Mühe gegeben hätten. Dann warnte er die Gegenwärtigen inständig vor der Sünde und forderte sie auf, zu wachen und zu beten. Denn weit furchtbarer als der Tod sei es ihm gewesen, daß sich nach seiner Sünde bis zum Bekenntniß derselben Gottes Angesicht vor ihm verborgen habe. — Aehnliche Züge von tiefem Heiligungsernst könnte ich Ihnen noch viele aus meiner jungen Gemeinde berichten. Sie werden sich aber wohl schon selbst überzeugt haben, daß der HErr seine Hand mit großer Gnade über uns hält, und Methlakahtla als ein Licht in der heidnischen Finsterniß scheint."

Gewiß habe ich mich davon überzeugt. Ich blieb noch einen Tag bei Mr. Duncan und ließ mir von der Ausbreitung des Missionswerks auch nach dem Innern hin, am Naas River 2c., berichten; und nun soll binnen einer Stunde der Aufbruch nach Fort Simpson geschehen. Möge der HErr, der wahrlich auch der Heiden Gott ist, dieses Friedenswerk am stillen Ocean segnen und den Wunsch Mr. Duncan's, seines treuen Knechts, erfüllen, daß von hier aus noch Schaaren von eingebornen Missionaren zu dem „rothen Manne" in ganz Amerika gehen und der verschwindenden Race vor ihrem völligen Aussterben die Seligkeit des Evangeliums anbieten.

So weit unser ehemaliger Seeoffizier, der, wie man sieht, auch ein Christ ist. Ueber die von demselben hier nur angedeutete Ausbreitung des Missionswerkes von Methlakahtla aus gibt jedoch ein im vorigen Jahre erschienenes Schriftchen Kunde, das wir erhielten, als wir das Schlußwort unseres Artikels über Methlakahtla niederschreiben wollten. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Negermission.

Vierteljahrsbericht über den Stand und Fortschritt der Negermission zu Little Rock, Ark., vom 1. August bis 31. October 1879.

Unwillkürlich und gegen meinen Willen hat sich meine Thätigkeit während des letzten Vierteljahrs zu einer so regelmäßigen gestaltet, daß ich mich oft fragen mußte: Bist du noch ein Missionar? Fast meine ganze Zeit, Arbeit und Kräfte mußte ich darauf verwenden, das bereits Gewonnene zu pflegen, zu schützen, aus-

zubauen. Ich mußte mich darauf beschränken, Pastor und Lehrer zu sein, ohne auf neue Eroberungen ausgehen zu können. Das gehört freilich auch mit zur Mission und ist ja auch diese Thätigkeit reich gesegnet gewesen und war vielleicht besser angebracht, als das bearbeitete Feld liegen zu lassen und zum Schaden desselben anderweitiges Feld aufzubrechen. Es ist aber jetzt mein ernstes Bestreben, so viel als möglich freie Hand zu gewinnen, neue Anläufe auf das Reich der Finsterniß zu machen und noch mehr Seelen unter den Einfluß unserer Mission zu bringen. Wie schwer mir das bisher geworden und noch ist, können Sie daraus sehen, daß unsere hiesige Mission keine geringe Dimensionen hat. Eine Schule von 140 Kindern, darunter viele neue, zu organisiren, zu leiten, zu beaufsichtigen, ja selbst in der Schule mit unterrichten, verursacht nicht wenig Mühe, raubt viel Zeit. Jede Woche sich auf drei Predigten und die Sonntagsschule (die ich in eine Christenlehre umgewandelt habe, ohne daß die Neger es selbst merkten, und deren Nutzen von den Erwachsenen, die beiwohnen, zugestanden wird) wenigstens einigermaßen vorbereiten, strengt nicht wenig an. Im Ganzen stehen jetzt unter meiner seelsorgerischen Aufsicht 75 Seelen, davon 20 Confirmirte, etwa 40 Getaufte (Kinder) und die übrigen Kinder von Gliedern der Gemeinde sind. Da gibt es nicht wenig Krankenbesuche und andere nothwendige Gänge zu verrichten. Jede Woche sind auch die Gemeindeglieder, so viel als möglich, zu ihrer Stärkung und Ermunterung zu besuchen, unter denen manche auch oft eines mahnenden und strafenden Besuches bedürfen.

Doppelt schwer (und zum größten Eifer anspornend) ist die Arbeit an Schule, Gemeinde und in der Seelsorge, die Anfeindung, der Widerstand und die Verleumdung, welche uns von andern Negerkirchen werden. Ein Versuch, mein Gemeindlein zu sprengen, während des Monats September, ist glücklicherweise gescheitert. Man hatte mich früher schon ausgefragt, was wir Lutheraner von Logen und Unterstützungsgesellschaften hielten, ob ich es erlauben würde, daß Glieder sich einer Loge oder einer anderen Gesellschaft anschlössen, um so sich Unterstützung in Noth- und Krankheitsfällen zu sichern. In den hiesigen Kirchen (der Neger) ist es dahin gekommen, daß kein Glied, das in Noth geräth oder hülflos krank darniederliegt, von der Gemeinde als solcher Hülfe erfährt. Ein Jeder, der kann, nimmt daher Zuflucht zu einer Loge oder einer „society“, bezahlt einen bestimmten Beitrag und wird in der wirklichen Noth „unterstützt (?)“; die andern Armen der Gemeinde aber müssen verderben, wenn sich Keiner freiwillig ihrer erbarmt!! Ich stellte den Fragern vor, daß eine jede Gemeinde die Pflicht habe, für ihre Armen zu sorgen, deshalb seien die Logen und societies ganz überflüssig. In unserer Gemeinde sollte keine society nöthig werden. Ich würde es nicht dulden, daß unsere Gemeinde so unchristlich würde. Ferner sei es Unrecht, sich, da unsere Kirche keine solche geschlossene society dulde, dennoch an eine andere auswärtige society anzuschließen. Es offenbare 1.) einen großen Mangel an Gottvertrauen; 2.) seien alle societies solcher Art, wie oben angegeben, auf dem Princip der Selbstsucht gegründet und pflegten dieselbe; 3.) verhindere oder mache gar unmöglich, daß die Gemeinde als solche ihre Armen versorge, wenn sich Glieder unserer Gemeinde an eine auswärtige society anschlössen.

Dies war auch unsern Gegnern zu Ohren gekommen. Flugs bewogen sie zwei Frauen meiner Gemeinde, sich einer society anzuschließen, und dachten, daß nun großer Rumor entstehen, jene beiden Frauen ausgestoßen und noch andere zum Austritt bewogen werden würden. Klug gedacht! Aber es kam anders. Rumor gabs freilich, aber einen heilsamen. Ich begab mich zu jenen beiden Frauen und bewog die eine, zu erklären, daß sie sofort wieder austreten wollte. In dem folgenden Gottesdienste stellte ich der Gemeinde meine Gründe auf Grund von Bibelstellen vor und erklärte ihr energischen Widerstand gegen jedes boshafte und muthwillige Anschließen an eine society von der Kanzel herab. In der sich anschließenden Versammlung von allen Gliedern erklärte die Gemeinde, daß kein Glied ein Recht dazu haben solle. Damit war ein= für alle mal diese Frage erledigt. Die eine Frau, welche nicht zu bewegen war, aus ihrem Verein auszutreten, zwang uns durch ihr Benehmen, sie zu entlassen. Die Gemeinde aber blieb und — die Feinde hatten das Nachsehen.

Ebenso ists mit der Oppositionsschule gegangen, welche in unserem Stadttheile eröffnet worden war. Da unsere letztjährigen Schüler, so viel in der Stadt waren, meistens zurückkehrten, so blieb die neue Neger=Freischule, trotz alles Wühlens von Seiten der Feinde in den Häusern unserer Kinder, fast ganz leer. Nur 35 Kinder waren zusammengetrommelt, welche früher eine für sie entferntere Freischule hatten besuchen müssen. Der Schulrath beschloß daher, die neue Schule wieder aufzuheben. Das wurmte unsern Gegnern sehr. Man ruhte nicht eher, als bis den Negerkindern wieder zwei andere Schulzimmer eingeräumt wurden — diesmal mit mehr Erfolg freilich, aber doch sind nur 6 von unsern Schülern dahin. Diese Schule ist in unserer Nachbarschaft.

Unserer Sonntagsschule hat man dadurch zu schaden gesucht, daß man einige Kinder bewog, nachdem sie erst Vormittags in unserer Sonntagsschule gewesen, nun auch Nachmittags in die einer andern Negerkirche zu kommen. Auch dem ist gesteuert. Eine Veränderung der Sonntagsschulzeit scheint dringend geboten und doch sehe ich noch nicht, wie?

Das ist nur so Etwas von der Noth, die mir meine Gegner machen. Daß es mir dabei an Mühe, Laufen und Reden nicht fehlt, kann man sich denken. Wenn man aber die mühsam genug herbeigeholten Steine zum festen Bau vereinigt und dabei noch kämpfen muß, daß man diese Steine behält, wo bleibt da Zeit, noch neue Steine zu holen? Und doch wird der Arbeit und des Kämpfens immer mehr. „If you will keep these people Lutherans", sagte mir ein Neger, „you will have to build a fence around each and every one." Da bin ich eben dabei, nämlich durch anhaltenden, geduldigen Unterricht in Gottes Wort.

Endlich erfordert die hiesige Mission immer mehr ruhiges Nachdenken. Es treten nur zu oft Fälle an mich heran und ich komme oft in solche Lagen, denen gegenüber alle meine Schulweisheit und bisher gesammelte Erfahrung nicht ausreicht. Wer seine Ohnmacht kennen lernen will, der werde ein Missionar! Nur zu sehr bedarf ich daher auch einige Mußestunden, um zu überlegen. So ist's wohl erklärlich, wenn die Fortschritte nach außen nur gering sind.

Wir aber danken Dem, der das Gedeihen gegeben, der uns Weisheit, Kraft und Gesundheit verliehen, wenigstens etwas vorwärts gekommen zu sein.

F. Berg, Missionar.

In demselben Zeitraum hat unser Missionar in Little Rock auch wieder 2 kleine Kinder und 4 seiner Schüler getauft. Am ersten Jahrestage der Kirchweih wurden 2 Personen confirmirt und Abends fand die Feier des heiligen Abendmahls statt mit 13 Communicanten. Seitdem wurde noch eine erwachsene Person confirmirt und communicirt und 2 andere haben sich zur Aufnahme, Taufe und Confirmation gemeldet.

Außer dem Lehrer ist dem Herrn Missionar Berg auch noch eine Lehrerin (eine Mulattin) beigegeben, welche zu seiner großen Zufriedenheit in der Schule wirkt. Auch die Gattin unsers Missionars leistet hilfreiche Hand, indem sie den Schülerinnen an 4 Tagen in der Woche nach den Schulstunden Unterricht in weiblichen Handarbeiten ertheilt.

Ende October wurde von Missionar Berg eine 2te Schule in einem zu dem Zweck gemietheten Local eröffnet und besteht nun die ganze Schule aus drei Classen: einer „Hochclasse oder Proseminar", in welcher auch die deutsche und die lateinische Sprachen gelehrt werden; einer „oberen Schule" und einer „unteren Schule."

Die lieben Leser der „Missionstaube" sehen, daß es mit unserer Negermission, sonderlich in Little Rock, sehr erfreulich vorwärts geht durch Gottes gnädige Hilfe, und wenn wir nur erst die erforderlichen Kräfte haben, so werden wir auch bald von andern Orten Aehnliches berichten können. Gott sei Dank, daß unsere Arbeit nicht vergeblich gewesen ist in dem HErrn! C. S.

(Eingesandt.)

Daß die Heidenmission ein gottgefälliges und segensreiches Werk sei.

Zeugnisse von und für Freund und Feind.

(Mitgetheilt von A. Ch. B.)

Wie der HErr JEsus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch, hochgelobet in Ewigkeit, stets der Welt als ein Ziel ihres Spottes gelten muß und den Weisen und Klugen ein Gegenstand der Verachtung ist, in die der fleischliche Pöbel einstimmt: so ist nicht minder die Ausbreitung der Kirche Christi, die Predigt des Evangeliums unter den Heiden, die Zielscheibe unsäglichen Spottes. Die Mission wird als ein nutzloses, närrisches und geldverschwendendes Unternehmen hingestellt. Es kann aber keine schamlosere Lüge geben als diese. Die Mission gründet sich auf einem und in einem ausdrücklichen Befehl des HErrn. Sie hat daher nicht nur ein wohlbegründetes Recht, sondern sie schafft auch unermeßlichen Segen. Ob die Art und Weise zu missioniren immer und allezeit die rechte war, thut zur Sache nichts. Die Missionare sind Menschen und da kann es ohne Mißgriffe und Fehler nicht abgehen. Der große englische Geschichtsforscher Macauley

sagt: „Wer irgend etwas thut, das Christenthum herabzusetzen oder zu untergraben, der begeht ein Hochverrathsverbrechen gegen die Civilisation der Menschheit.“ Richtig angewandt, gilt dies auch hinsichtlich der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden, weil nur die Predigt des Evangeliums die Menschen zur wahren zeitlichen und ewigen Glückseligkeit führen kann und allein nur führt. Dies lehrt alle Geschichte und alle Erfahrung. Wir wollen nun in fortlaufenden, jenachdem kleineren oder größeren, Abschnitten versuchen, zu beweisen: daß die Mission ein gottwohlgefälliges, segensreiches Werk sei; hinwiederum: daß alle Schmähung derselben entweder in Unkenntniß der Sache oder in offenbarer Feindschaft gegen unseren allertheuersten HErrn wurzele. Zeugnisse von Freund und Feind sollen uns dazu dienen. Zugleich hoffen wir, daß unsere lieben Mitbrüder durch solche Zeugnisse immer freudiger und im Glauben gestärkt fröhlich fortfahren, durch Fürbitte und Darreichung ihrer Scherflein dazu beizutragen, daß die Ehre des HErrn in allen Landen und unter allen Heiden groß werde. —

I.

Eine in Indien erscheinende politische Zeitung vom Jahre 1871 gibt folgendes Urtheil über die indische Mission und ihre Resultate ab: „Es geschieht nicht oft, daß wir von der Mission und ihren Arbeitern Notiz nehmen, und wir haben unsere guten Gründe, es so zu halten. Doch ist es an der Zeit, auf einige klar vor Augen liegende Thatsachen hinzuweisen. Inmitten der gewaltigen Ereignisse, die in unseren Tagen über Asien hingehen, ist kein Ereigniß wunderbarer als der Fortschritt der Mission. Binnen eines armseligen halben Jahrhunderts ist die einer Beachtung kaum für werth angesehene Anstrengung einer Hand voll ‚Fanatiker‘ der stärkste unter den Hebeln geworden, die an der Umänderung der indischen Gesellschaft arbeiten. Ist es nichts, daß ein ganzes Volk mit Begierde das Christenthum annimmt, seine eigenen Pastoren erhält, seine eigenen Kirchen baut und, wenn dazu berufen, für seine Ueberzeugung zu leiden, ruhig in den Tod geht mit dem Namen Christi auf den Lippen? Wer die Karenen kennt, weiß, daß sie all dies gethan. Ist es nichts, daß eben jetzt in der Wildniß von Tschota-Nagpur, unter einem Geschlecht, das so wild ist, als unsere tättowirten Vorfahren, Dreitausend ihr Verlangen nach der Taufe ausgesprochen haben? Daß die Regierung, als sie ein anderes wildes Geschlecht (die Santhals), das eben noch im vollen Aufstand gegen sie war, zu zähmen hatte, keine Männer finden kann, welche dieser Aufgabe so gewachsen wären, als christliche Missionare? Ist es nichts, daß gerade aus den verkommensten Stämmen der Bevölkerung Indiens 100,000 Menschen den christlichen Glauben angenommen haben, und auch, so weit ein menschliches Auge es beurtheilen kann, demselben gemäß leben? Seit Jahren ist es für jedermann, der Augen hat zu sehen, sonnenklar, daß die alte Maschine des Hinduismus am Zusammenbrechen ist. Wer glaubt noch, daß der Hinduismus eine Zukunft habe? Ein paar Europäer; die Hindu selber gewiß nicht. Die Verbrennung und die Ehelosigkeit der Wittwen ist abgeschafft, über die Vielweiberei ist das Urtheil gesprochen; und wo ist ein Hindu, der das alles weiß und eine Hand dawider aufhöbe? Sie haben zu ihrem Glauben kein Herz mehr. Er

mag Generationen hindurch noch bestehen; aber, wie bei dem Leichnam des römischen Heidenthums, sein endliches Zusammenbrechen ist gewiß. Missionare sind es, die dies zu Stande gebracht haben. Und es ist dies nicht einmal das Größte, was durch sie bewirkt ist. Seit Jahren durchdringt der Einfluß aus der Mission, der Einfluß derer, die sie unterhalten, die indische Gesellschaft. Die Gesellschaft ist in Folge davon eine ganz andere geworden. Wir sagen nichts von der Rettung der Seelen; wir schreiben nicht für religiös denkende Männer; solche wissen das alles, ohne daß wir sie darauf hinzuführen brauchen. Wir wenden uns an diejenigen, welche nur die sociale Seite der Frage ansehen, und sie fragen wir: ob nicht jetzt schon der Erfolg die aufgewendeten Kosten reichlich aufwiegt?" (Hall. M. 1873, 25.)

Missionsnachrichten.

Aus Afrika. Da, wie schon früher mitgetheilt, die Udschidschi-Mission große Verluste erfordert hat und das Werk ziemlich ins Gedränge gekommen ist, so hat sich der bekannte Dr. Mullens, der eifrige Missionssecretär der Londoner Missionsgesellschaft, freiwillig erboten, nach Zansibar zu reisen und, wenn nöthig, selbst an den Tanganjika-See zu gehen, um an Ort und Stelle alles zu ordnen und die lang geplanten und gut dotirten Missionsstationen fest zu gründen. Sein Anerbieten ist um so edler, als Dr. Mullens darauf bestanden hat, einen großen Theil seines Jahresgehalts auf diese Reise zu verwenden. Im verwichenen Sommer hatte er die Reise bereits angetreten und werden wir nicht verfehlen, über den Erfolg derselben auch unseren Lesern seiner Zeit das Nöthige mitzutheilen. Wir bemerken noch, daß Dr. Mullens lange in Indien auf dem Missionsfelde gearbeitet und vor einigen Jahren eine Inspectionsreise durch ganz Madagaskar gemacht hat. —

Der Sultan von Zansibar hat in die Cathedrale des dortigen anglikanischen Bischofs Steern eine Thurmuhr gestiftet und demselben ein Dampfschiff geliehen, auf welchem 50 bekehrte (frühere) Sclaven, die für Lindi, eine Station im Masasi-Land, bestimmt waren, an die Küste des Festlandes gebracht wurden, — ein Ersparniß von etwa 5000 Dollars für die Mission und zugleich eine öffentliche Empfehlung derselben durch den muhammedanischen Landesfürsten. —

In dem nun beendigten Zulukaffernkrieg kämpften unter englischer Fahne gegen die Zulus auch einige Abtheilungen schwarzer, von Feldpredigern begleiteter Christen. Die Europäer wunderten sich dabei über deren kräftiges Singen und regelmäßige Andachten, aber auch über ihre gute Mannszucht und Tapferkeit.

Die Berliner Mission für Afrika klagt schwer über Geldmangel. Bei 242,630 Mk. Einnahme blieb ein Deficit von 26,000 Mk.; schreiende Nothstände blieben ohne Abhilfe.

Freigebigkeit. Die American Missionary Association ist mit folgenden Gaben bedacht worden:

1. zur Beseitigung ihres Deficits von einem ungenannten „betagten“ Freunde 10,000 Dollars;
2. für das Afrikanische Werk von einem anderen Geber 12,000 Dollars;
3. zur Errichtung einer Mission in der Gegend zwischen Abessinien und dem Victoriasee von einem Mr. Arthington 15,000 Dollars.

Außerdem registriren wir, daß der Church Mission Society von einem Freunde „aus Dankbarkeit für ein Einkommen, welches von der Geschäftsstockung nicht zu leiden hat“ zur Deckung ihres Deficits 7500 Dollars und der Wesleyan Mission Society behufs einer energischen Betreibung ihrer Mission in Transvaal (Afrika) die Summe von 5000 Dollars überwiesen worden ist.

Könnten wir doch für unser Missionswerk nur Annäherndes berichten! Namentlich könnte hierdurch nebst den rechten Leuten viel für das Werk der hiesigen Inneren Mission gethan werden. L.

Bitte!

Diejenigen Leser der „Missionstaube“, welche für den I. Jahrgang derselben noch nicht bezahlt haben, werden freundlichst ersucht, dies doch ja im Monat December thun zu wollen, damit der Unterzeichnete am Jahresschluß endgültig über den I. Jahrgang mit der Missions-Committee abrechnen könne.

St. Louis, d. 1. Dec. 1879. „Luth. Concordia-Verlag.“
(M. C. Barthel, Agt.)

Milde Gaben für die Negermission.

Durch Lehrer Bonnoront von s. Schulkindern $2.00. Durch P. J. Hoffmann von Gliedern sr. Gemeinde 1.40. Durch Lehrer Grote von Schulkindern 1.30. Durch P. Klaus von den Frauen Rosebusch, Goul und Kraufter je 1.00. Von P. Behrens .80. P. G. Barth .80. Durch P. S. Junker, Collecte sr. Gem. 7.12. Durch P. H. Näthjen von Hein. E. Kranz 1.00. Durch A. Liefeld, Missions-Collecte 5.00, Theil einer solchen 6.00. Durch P. Querl von Jakob Knebusch .50. Bunzelmeier in St. Louis .10. Durch P. Burger von sr. Gem. 9.00. Durch P. Hitzemann von sr. Gem. 2.00. Durch Lehrer Brinkman von s. Schulkindern 2.00. Durch Lehrer Hensick desgl. 3.50. Durch Prof. Bischoff von P. Mertens' Gem. 10.00. Durch P. Fick von sr. Gem. 4.00. Durch G. O. Rustad, Kassirer der Norwegischen Synode 208.00.

J. Umbach, Kassirer.

Anzeige.

Vom 1. Januar 1880 an wird die „Missionstaube“ auch Bilder bringen.

„Die Missionstaube“ erscheint einmal monatlich. Der Preis für ein Jahr in Vorausbezahlung mit Porto ist folgender:

1 Exemplar	$ .25
5 „	1.00
12 „	2.00
25 „	4.00

Die Partbie-Preise gelten nur dann, wenn alle Exemplare unter Einer Adresse versandt werden können.

Zu bestellen und zu bezahlen ist das Blatt bei dem „Luth. Concordia-Verlag“, St. Louis, Mo.

Alle die Redaction betreffende Einsendungen sind zu adressiren an Rev. F. Lochner, Box 597, Springfield, Ills.; alle Geldbeiträge für die Negermission an den Kassirer J. Umbach, 2109 Wash Str., St. Louis, Mo.

Druckerei des „Luth. Concordia-Verlag“, St. Louis, Mo.